

Regina Blatt

Sinas Sehnsucht

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 - 33661 Bielefeld

1. Auflage 2001

© 2001 by CLV - Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 - 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlagfoto: Peter Doeberl, Aarwangen, visipix.com

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-464-4

Sina drehte sich noch einmal um und winkte. Sonst, wenn sie ihren Vater und Beate besuchte, fuhr Beate sie nach Hause, denn es war ein weiter Weg von dem Vorort bis hinein in die Innenstadt, in der Sina wohnte. Aber heute war Beates Wagen dummerweise in der Werkstatt, und ihr Vater musste schon vorher zu einer wichtigen Konferenz und hatte sie auch nicht mitnehmen können. So war Sina gezwungen, mit dem Bus zu fahren. Nicht, dass es ihr irgendwas ausmachte, doch ihre Mutter sah es gar nicht gern, wenn sie nach Einbruch der Dunkelheit noch lange unterwegs war.

»Du bist schließlich erst sechzehn, Kind«, würde sie sagen, »und heutzutage passiert dauernd was. Wenn Beate dich nicht bringen kann, musst du eben rechtzeitig gehen. Bitte richte dich in Zukunft danach, Sina, ich hab so schon Sorgen genug und kann mich nicht auch noch darum kümmern ...« Doch sie brauchte ja nichts davon zu erfahren, überlegte Sina, und von sich aus danach fragen würde sie bestimmt nicht. Sie schimpfte sowieso ständig darüber, dass Sina so oft bei Vater und Beate war, und wenn sie nur könnte, dachte Sina oft, würde sie diese Besuche ganz unterbinden. Aber glücklicherweise hatte sie dazu kein Recht. Und Mutter hatte auch kein Recht, über ihre, Sinas, Zukunft zu bestimmen. Sechzehn Jahre alt war sie, ganz richtig, fast siebzehn, da konnte sie schließlich selbst entscheiden, bei wem sie leben wollte, oder?

Beate, die am Gartentor stand, bedeutete Sina, schneller zu gehen. »Beeil dich ein bisschen, der Bus wartet nicht«, rief sie ihr zu, und Sina hob ihre Hand zum Zeichen, dass sie verstanden hatte. »Okay, mach ich. Tschüs, bis zum nächsten Mal.« Während sie sich nun wirklich in Trab setzte, malte sie sich aus, wie es erst sein würde, immer mit Beate und ihrem Vater zusammen zu sein. Seit einem Jahr waren die beiden verheiratet, und nie hatte Sina das

Gefühl gehabt, in Beate eine Konkurrentin sehen zu müssen, im Gegenteil – Beate war wie eine gute Freundin für sie. Endlich jemanden zu haben, der freundlich und gut gelaunt war, nie eilig (jedenfalls nicht, wenn Sina sie besuchte), der für sie Verständnis zeigte und nicht dauernd kritisierte und nörgelte, wie es zu Hause geschah. Und ihren Vater vergötterte sie geradezu.

Er behandelte sie, als wäre sie schon erwachsen, er ließ sie mit dem ganzen Alltagskram wie Schule, Hausaufgaben und Lehrstellersuche zufrieden, mit dem ihre Mutter ständig nervte, und ihr imponierte sein großzügiger Lebensstil. Im Portemonnaie, das sie an der Bushaltestelle vorkramte, steckte ein neuer Fünzigmarkschein. Letzte Woche waren sie wieder essen gewesen, und die teure Markenjacke, die sie trug, hatte er ihr zu Weihnachten geschenkt. Im Verhältnis dazu, fand Sina, war von Mutter nicht allzu viel gekommen.

»Du weißt doch, Sina, ich habe kein Geld«, hatte sie gereizt gesagt. Ja, gereizt, sie schien nur noch müde und gereizt zu sein. Wenn Sina sich darüber beschwerte, verteidigte sie sich: »Ich arbeite sechs Stunden am Tag, und dann hab ich noch den Haushalt und muss euch versorgen.« Gut, ihr Job war nicht toll, aber der ihres Vaters dafür tausendmal nervenaufreibender und verantwortungsvoller – und der von Beate genauso. Und wie viele allein erziehende Mütter gab es, die ihren Kindern trotzdem was gönnten und unternehmungslustig blieben, auch wenn sie Stress hatten? »Es ist sinnlos, du willst mich nicht verstehen«, damit beendete Sinas Mutter meist das Gespräch. War es wirklich so? Wollte sie nicht verstehen? Sie hatten nicht immer Zoff miteinander. Es gab Tage, da tat Mutter ihr Leid, und dann schämte sie sich für lieblose Worte und gemeine Anschuldigungen. Aber verstehen? Einen Menschen verstehen wie ihre Mutter, die so leicht deprimiert war, die sich von Geldsorgen, von normalen Schwierigkeiten und der ganz alltäglichen Hetze derart niederdrücken ließ, dass sie das Schöne im Leben gar nicht mehr sah?

Gedankenverloren und innerlich weit weg starrte Sina durch die schmutzigen Fensterscheiben des Linienbusses, der in gleichmäßigem Tempo durch leere Vorstadtstraßen tuckerte. Draußen

stand die Dunkelheit, in regelmäßigen Abständen von den Bogenlampen am Straßenrand erhellt, hier und da leuchtete Licht aus Fenstern oder Haustüren. Welch ein Unterschied zu dem alten, engbrüstigen Stadtviertel, in dem sie zu Hause war! Nicht, dass sie sich dort nicht wohl fühlte, sie mochte ihre Straße, und Nadine, die beste Freundin, wohnte nur ein paar Ecken weiter. Aber musste das alles sein? Dass Mutter mit der Scheidung nicht fertig wurde, dass sie ihren blöden Job als Küchenhilfe nicht aufgab, obwohl sie doch bestimmt was anderes machen konnte, dass sie mit Jan und ihr in der viel zu kleinen Wohnung hauste und sich rigoros weigerte, Sina zu ihrem Vater ziehen zu lassen?

Seit einiger Zeit war das der größte Streitpunkt zwischen ihnen. Seit dem Moment, in dem Sina zum ersten Mal dieses Thema angesprochen und ihre Mutter mit einem entschiedenen Nein geantwortet hatte, schienen die Barrieren immer höher zu werden. Dabei war es doch völlig natürlich, dass sie auch mal bei Vater leben wollte! »Wenn du achtzehn bist und volljährig und dann immer noch so denkst, bitte – dann kann ich dich nicht daran hindern. Aber solange ich noch was zu sagen habe, werde ich es dir nicht erlauben.« Nie nannte sie einen Grund für ihre Ablehnung, nie, so schien es Sina, konnte man vernünftig drüber reden. Beate hatte gesagt, das Gericht könnte auf Antrag ihres Vaters das Sorgerecht ändern, doch Sina war bisher dagegen gewesen – sie wollte lieber in Frieden mit ihrer Mutter auseinander gehen. Nur zweifelte sie inzwischen selbst daran, dass es möglich war.

Längst war der Bus in belebtere Straßen gekommen und fuhr nun durch die Innenstadt. Noch zwei Stationen, dann musste Sina umsteigen. Sie griff sich ihren Beutel, knöpfte ihre Jacke zu und drängte zum Ausgang.

Keinesfalls würde sie nachgeben. Sie sehnte sich fort aus ihrem eintönigen, grauen Alltag, der ihr außer Pflichten, Problemen und Langeweile nichts bot; sie sehnte sich nach Freude, Farbe, Großzügigkeit, Wohlstand, Fröhlichkeit ... Nach allem, was sie zu Hause nicht fand, was es jedoch bei Vater und Beate unbegrenzt zu geben schien.

Immer ging es ihr so, wenn sie von diesen Besuchen nach Hause

kam. Sie fühlte sich unruhig, voll ungeduldigem Verlangen und einer unbestimmten Trauer, und dann hatte sie das Gefühl, es keinen Tag länger bei ihrer Mutter und Jan, dem nervenden kleinen Bruder, aushalten zu können. Und jedesmal meinte sie, jetzt müsste sie es schaffen, sich Mutter gegenüber zu behaupten und ihren Wunsch endlich durchzusetzen ...

Mit quietschenden Bremsen hielt der Bus. Zwischen anderen Fahrgästen stieg Sina aus und trat in den nebligfeuchten Februarabend.

Kurz nach 20 Uhr. Die kleine Straße, in der Sina wohnte, lag zwar in der Nähe einer Hauptstraße, trotzdem war sie ruhig und wenig befahren. Jetzt, um diese Tageszeit, waren kaum noch Autos unterwegs.

Vor ihrem Haus blieb Sina stehen und schaute hoch. Im Wohnzimmer brannte Licht, also saß Jan wieder einmal vorm Fernseher und spielte eins seiner vielen Videospiele. Hatte Mutter Spätschicht, so wie heute, und konnte nicht auf ihn achten, verbrachte er oft Stunden mit seinen Bildschirmhelden. Wenn er wenigstens noch Tennis oder Autorennen spielen würde, aber diesen Phantasiewelten, in denen Mario oder andere Figuren ein Rätsel nach dem andern knacken mussten, konnte Sina nichts abgewinnen. Außerdem schimpfte er bei jeder Kleinigkeit, die nicht so funktionierte, wie er sich das vorstellte.

Richtig, schon im Flur hörte Sina, wie sich Jan aufregte. »Mann, jetzt spring doch mal! Hoch, noch höher, komm schon, mach endlich! Mistkerl! Warum springt der nicht?«

Sina hing die Jacke an die Garderobe, stieß die Tür zum Wohnzimmer auf und ging zum Fenster, wo Jan mit angespanntem Gesicht vor dem Fernseher hockte und am Controller hantierte. »Hi, da bin ich wieder. Was ist das denn? 'n neues Spiel? Kenn ich ja noch gar nicht.«

»Das hier? Das is' uralte. Aber ich krieg den einfach nicht dazu, dass er hoch genug springt, der blöde Affe!«

»Aber du hast das neu, oder?« stellte Sina fest. »Möchte bloß wissen, woher du immer das Geld auftreibst.« Jan gab keine Ant-

wort, und Sina wandte sich achselzuckend ab. »Na, soll mir egal sein. Hast du schon was gegessen?«

»Nee, noch nicht. Muss erst den Endgegner besiegen. Verstehste, der muss so hoch springen, dass ... Ein Leben hab ich noch, mal sehen, vielleicht so ... Ich komm dann gleich.«

»Was meinst 'n damit? Glaub nicht, dass ich dir ein Brot schmie-re, das kannst du gefälligst selbst. Also mach endlich Schluss.«

Ungeduldig und resigniert ging Sina in die Küche, stellte Butter, Brot und Wurst auf den Tisch. An Spätschicht-Tagen, wenn ihre Mutter noch zu Hause war, gab es mittags warm, abends mussten sie sich selbst versorgen. Nie hatte sich Sina damit anfreunden können, dass Mutter auch am Wochenende Dienst hatte. »Mama müsste mehr auf Jan aufpassen«, dachte sie jetzt, und im gleichen Moment: »Wie schäbig unsre Küche aussieht! Bei Beate ist immer alles tipp-top.« Schon war Jan vergessen, grübelnd blieb sie stehen und schaute sich um. Die grauen Küchenwände brauchten dringend einen neuen Anstrich, und der Linoleumbelag auf dem Fußboden fing an, überall kaputtzugehen. Durch die offene Tür fiel ihr Blick auf die ausgefransten Teppichfliesen in der Diele. Sie sah in Gedanken Jans winziges Zimmer vor sich, das auf der Hofseite lag und auch bei strahlendstem Sonnenschein immer dunkel war. Ihr eigenes Zimmer hatte sie sich mit Postern von Michael Jackson und der Kelly-Family so zugeklebt, dass die verblichene Tapete fast vollständig verdeckt wurde. Dafür waren die Türen ihres Kleiderschranks völlig verzogen, doch den Kauf eines neuen schob Mutter von Tag zu Tag auf. Konnte sich ihre Mutter nur einfach nicht dazu aufraffen, mal irgendwas in der Wohnung zu verändern, oder war wirklich so wenig Geld da? Sie verdiente nicht besonders in ihrem Job, okay, aber ihr Vater zahlte doch bestimmt genug Unterhalt. Damit musste sich doch auskommen lassen. Weshalb also diese ständige Geldknappheit? Lauter Fragen, dachte Sina bitter, auf die sie einfach keine Antwort erhielt ...

Aus dem Wohnzimmer ertönte immer noch die Begleitmusik des Video-Spiels und holte Sina in die Gegenwart zurück. Diese ewige Geräuschkulisse! Hatte sie Jan nicht vor zehn Minuten schon gesagt, dass er aufhören sollte? »Jan Steinhardt!« rief sie wütend.

»Wenn du jetzt nicht Schluss machst, zieh ich den Stecker raus, kapiert? Mama würde nie erlauben, dass du so lange spielst, das weißt du ganz genau!«

»Okay, okay, ich mach Schluss. Reg dich bloß nicht künstlich auf. Ich speicher nur eben noch ab ...« Gleich darauf erschien Jan in der Küche. Er gähnte laut, setzte sich hin und angelte sich eine Brotscheibe. »Cooles Spiel, echt. Wann kommt Mama heute?«

»Nicht vor halb elf, wie immer. Und wo haste's nun her, das Spiel? Erzähl mir nicht, von deinem Taschengeld. Die sind viel zu teuer, die Dinger, dafür reicht dein Geld nie.«

»Abgekauft. Von 'm Typen aus der Parallelklasse«, brummte Jan. »Von dem krieg ich sowas voll billig, weil der holt sich bald Nintendo 64, dann braucht er seine alten Spiele nicht mehr. Glaubste mir wohl nicht, was? Kannst ja fragen.«

»Nee, lass mal, schon gut.« War es wirklich gut? Sie wusste es nicht, merkte nur, dass Jan sich nicht weiter ausfragen lassen würde. Und sollte sie den Babysitter ihres Bruders spielen? Jan war zwölf, er musste wissen, was er tat. Vielleicht jobbte er auch irgendwo und verdiente sich ein paar Mark dazu – er war ja oft nachmittags nicht zu Hause. Tief drinnen ahnte sie zwar, dass irgendwas nicht stimmte, dass ein Junge in seinem Alter kaum Möglichkeiten hatte, legal an so viel Geld zu kommen, und dass sie sich was vormachte, wenn sie sich damit beruhigen wollte ... Aber sie mochte nicht drüber nachdenken, nicht heute jedenfalls. Sie hatte genug eigene Probleme. Angestrengt starrte sie auf den Marmeladenfleck vor sich. Bei Beate vorhin hatte sie auf einer blütenweißen Tischdecke Kaffee getrunken – wie lange war das schon wieder her!

»Schönen Gruß übrigens von Papa und Beate. Sie fragen, wann du mal wieder kommst.«

Jan grinste spöttisch. »Beate fragt vielleicht, aber Papa doch nicht. Dem bin ich doch schon lange egal – total egal. Seitdem ich keine Einsen mehr schreibe, hat er mich abgehakt.«

»Quatsch, so ist Papa nicht ...«

»Doch, so ist er«, behauptete Jan. »Erinnerste dich noch an Weihnachten, wo du die Jacke von ihm gekriegt hast? Mir hat er 'n bisschen Geld in'n Umschlag gesteckt und 'ne Tafel Schokolade ge-

schenkt, und das war's dann. »Sieh zu, dass du in der Schule wieder besser wirst, sonst sehe ich mich leider dazu gezwungen, deinen Geburtstag ausfallen lassen zu müssen.« Dieser Spruch dazu. Knallhart. Nee, zu dem geh ich nicht mehr. Der ist für mich gestorben.«

»Ach Jan, sei nicht so nachtragend. Das hat er bestimmt schon wieder vergessen«, sagte Sina unsicher, doch Jan schrie sie an. »Nachtragend? Voll gemein war das von ihm und eiskalt! Aber du nimmst ihn ja immer in Schutz. Mach's nur, renn ihm hinterher und seiner Beate, bloß lass mich in Ruhe, hörste? Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

»Beate hast du nett gefunden, und sie hat dich auch gemocht.« Jan starrte sie wild an, und einen atemlosen Moment glaubte Sina, er werde einen Tobsuchtsanfall bekommen, dann sprang er auf, warf sein Brot auf den Teller und stürmte aus der Küche. Gleich darauf flog seine Zimmertür mit einem Knall ins Schloss.

Lustlos aß Sina weiter, doch der Appetit war ihr vergangen.

Gegen neun rief Nadine bei ihr an.

»Hi, haste noch ein bisschen Zeit zum Quatschen? Mein Tag war heute so was von öde – ich glaub, ich such mir bald 'ne eigene Bleibe.«

»Gab's wieder Stress mit deinen Eltern?« fragte Sina, die die Probleme schon zur Genüge kannte.

»Stress? Es war ätzend, total ätzend, kann ich dir sagen ... Ich wollte weg gestern Abend, in die Disco, und mein Vater – kennst ja mein'n Alten – fängt an, so rumzufragen: mit wem, wie lange, wie kommste nach Hause ... Wie's eben so ist bei uns. Meine Mutter hatte aber Krach mit ihm und macht ihn an – so von wegen, dass er mich in Ruhe lassen soll, und ich wär alt genug ... Wo sie mir sonst den gleichen Kram erzählt. Auf jeden Fall kriegen die beiden sich in die Wolle und brüllen sich an. Also, ehrlich, ich bin nur noch raus, ich hab das nicht mehr ausgehalten.«

»Und dann? Haben sie sich wieder beruhigt?«

»Ich bin abgehauen«, sagte Nadine, »einfach weg, obwohl's eigentlich noch zu früh war. Aber ich konnt's nicht mehr hören. Sag doch selbst, so'n Scheiß hast du zu Hause nicht, wo deine Eltern

geschieden sind. Manchmal wünsch ich mir, meine würden sich auch scheiden lassen, dann hätt ich wenigstens Ruhe. Warum heiraten die eigentlich, wenn sie doch nicht miteinander auskommen?»

»Dass man nicht da leben kann, wo man möchte, ist auch nicht besser«, warf Sina ein, und Nadine schwieg einen Moment. Dann erwiderte sie leise: »Also ehrlich gesagt – ich würd gar nicht zu meinem Vater hinwollen. Meine Mutter und ich, das funktioniert noch, aber mein Alter? Ich könnt schon schreien, wenn ich den nur sehe. Ich glaub zwar, sie ist an vielem schuld, was so läuft zwischen den beiden, trotzdem ... Mit ihr kann ich noch reden, mit ihm überhaupt nicht. Ich hab immer das Gefühl, der kommt aus dem vorigen Jahrhundert, so vertrottelte Ansichten hat der. Keine Ahnung, was so abgeht heute. Dein Vater ist anders, denk ich mal. Voll informiert und so.«

»Ja, ist er«, sagte Sina, während es ihr erstmalig und wie ein jäher Blitz durch den Kopf ging, dass sie die Ansichten ihres Vaters gar nicht kannte, weil sie nie über Probleme oder aktuelle Themen sprachen. Das, was sie beschäftigte, erzählte sie Beate. Er wollte nur wissen, wie es zu Hause lief, fragte höchstens noch nach ihren und Jans Schulnoten – so, als würde ihn alles andere nicht interessieren. Nicht interessieren? Unsinn, wie kam sie darauf! Natürlich interessierte sich ihr Vater für sie. Würde er sonst wollen, dass sie zu ihm und Beate hinzog?

Nadine seufzte und holte sie aus ihren Gedanken heraus. »Du bist eben gut dran. Auf jeden Fall hast du's ruhiger zu Hause. Dein Bruder nervt dich vielleicht, und du hast Zoff mit deiner Mutter, aber stell dir mal vor, wie es ist, wenn deine Alten sich ständig streiten. Das kann echt die Hölle sein.«

Als Sina wenig später auflegte, dachte sie, dass Nadines Stimme schon lange nicht mehr so ernst, fast verzweifelt geklungen hatte wie bei ihrem letzten Satz.

Es war spät, als ihre Mutter endlich kam, Jan schlief längst. Wie immer hatte Sina Tee gekocht und ein Brot fertig gemacht, wie immer auch stand sie die letzten zehn Minuten am Fenster, startete auf die dunkle Straße hinunter und atmete erst auf, als sie das Auto

ihrer Mutter um die Ecke biegen sah. Sie hasste diese einsamen Abende, an denen sie mit keinem reden konnte und allen möglichen Ängsten ausgeliefert schien, sie war jedes Mal froh, dass mit Mutter wieder Leben einkehrte in die stille Wohnung. Vorher hatte sie noch ein bisschen aufgeräumt, denn nach solch einem Tag, an dem Jan die ganze Zeit über allein hier gehaust hatte, sah die Wohnung oft wie eine Räuberhöhle aus.

Erschöpft und abgespant saß ihre Mutter am Tisch. »War das wieder eine Hektik heute! Manchmal weiß ich wirklich nicht, wie lange ich die Arbeit noch durchhalte. Aber der Tee tut gut, danke, Sina.«

»Warum schmeißt du den ganzen Kram nicht endlich hin? Lass die doch 'n andern Dummen finden, der ihr Gemüse putzt und die Kartoffeln schält. Du hast doch 'n richtigen Beruf, oder?«

»Ja, Sina, schon, aber überleg mal, wie viel Jahre ich in meinem Beruf nicht mehr gearbeitet habe. Und die kaufmännische Ausbildung wird mir heute auch nicht mehr viel nützen, wo sie alles auf Computer umgestellt haben.«

»Du könntest bestimmt 'ne Umschulung machen«, beharrte Sina, »geh doch mal zum Arbeitsamt und frag – die werden dir schon weiterhelfen können. Die bezahlen sowas doch auch.«

»Noch mal auf die Schulbank zurück? Ich glaube nicht, dass ich das noch schaffen würde«, sagte Birte Steinhardt leise. »Nein, ich werde mich wohl damit abfinden müssen, vorläufig jedenfalls, Küchenhilfe bei Krummbachs zu bleiben. Und nun lassen wir das, es ist viel zu spät für solch ein Gespräch. Hast du einen schönen Tag gehabt?«

»Ich war doch bei Papa«, antwortete Sina. »Beate hat Streuselkuchen gebacken. Natürlich war es schön. Und Beate hat gesagt, sie würde sich auch freuen, wenn ich endlich zu ihnen ziehen würde.«

»Sina, bitte, hör auf!« Die Stimme ihrer Mutter wurde hart. »Du weißt genau, wie ich darüber denke. Und du musst nun wirklich nicht um elf Uhr abends noch mit diesem Thema anfangen.« Sie stand auf, räumte das Geschirr in die Spülmaschine und wischte den Tisch ab. »Geh jetzt schlafen, Sina. Wie willst du morgen früh wieder aus dem Bett kommen.«

»Ja, ich geh schon«, murmelte Sina kleinlaut. »Gute Nacht, Mama. Und bleib morgen liegen, ich schaff das schon allein mit Jan und mir.« Nein, so kämpferisch sie sich vorhin auch gefühlt hatte, jetzt brachte sie es nicht übers Herz, mit Mutter weiter zu diskutieren. Es war ja nicht so, dass sie ihre Mutter nicht liebte. Pflichten wie Aufräumen oder Essenmachen waren selbstverständlich für sie, und wenn Mutter müde von der Arbeit kam wie heute, hatte Sina nur den einen Gedanken, es ihr leichter zu machen. Stürmten aber ihre eigenen Wünsche und Probleme wieder auf sie ein, dann vergaß sie alles andere, wurde rücksichtslos und egoistisch, frech und herausfordernd im Ton. Dann machte sie ihrer Mutter wegen jeder Kleinigkeit Vorwürfe, die manchmal sogar in dem Satz gipfelten: »Du hast mir meinen Vater weggenommen!«

Es waren sehr zwiespältige Gefühle, die Sina für ihre Mutter empfand, sie wusste es selbst, und sie bedauerte es manchmal – doch ändern konnte sie es nicht.

Nacht. Das trübe Licht der Straßenlaternen tastete sich mühsam durch die neblige Dunkelheit. Stille im ganzen Haus.

Sina lag noch wach, Bilder zogen an ihr vorbei, halb Traum, halb Wirklichkeit, sie konnte es nicht unterscheiden. Gesichter, Stimmen, Wortfetzen. So vieles war verwirrend und nicht lösbar, wie eine Mathematikaufgabe, die nicht aufging. Wenn ihr doch einer sagen würde, was sie tun sollte, um besser mit ihrem Leben fertig zu werden. Aber es gab keinen.

Sie musste sich selbst ihren Weg suchen.

Montagvormittag. Realschule im Südbezirk. Die Klasse 10/3 hatte ihre zweite Unterrichtsstunde, doch die Uhr zeigte auf kurz vor halb zehn. Nur noch wenige Minuten bis zur Pause. Die meisten der Schüler warteten schon sehnsüchtig darauf.

Draußen lagerte ein düsterer Himmel über der Stadt. Die kahlen Bäume auf dem Schulhof tropften vor Nässe, trostlos umstanden graue Häuser den Platz. Drinnen war es auch nicht besser. Erst ein anödenes Referat von Benedict Schmidt, der das Temperament einer Schlaftablette besaß, und dann noch ein Vortrag von Frau Auerbach, die alles ergänzte, was Benedict ihrer Meinung nach vergessen hatte. Jetzt verbreitete sich die Lehrerin bereits viertelstundenlang über die Projektstage. Die fanden zwar erst nach den Osterferien statt, aber Frau Auerbach vertrat die Auffassung, dass mit der Planung nicht früh genug begonnen werden konnte.

»Ihr als Abschlussklasse müsst euch diesmal besonders anstrengen«, sagte sie eben; dabei wusste doch jeder, dass grade die Schüler aus dem zehnten Schuljahr kein Interesse mehr hatten für solche Aktivitäten. Zumindest die, die eine Ausbildung machen wollten, lebten schon mehr für ihr Leben nach der Schulzeit. Und mit der Auerbach würde jedes Projekt total öde werden!

»Leeres Gesabbel!« sagte Nadine ziemlich laut zu Sina, die neben ihr saß, und blätterte gelangweilt in ihrer »Bravo« herum. »Merkt die eigentlich nicht, dass keiner zuhört? Wo die bloß ihre Prüfung gemacht hat! Vielleicht gab's bei Aldi mal Zeugnisse im Sonderangebot oder so.«

Sina prustete los, doch in dem Moment ging der Pausengong und übertönte ihr Gekicher. »Also, überlegt euch ein gutes Thema«, rief Frau Auerbach abschließend in die Klasse hinein, aber außer einigen Mädchen, die pflichtbewusst nickten, reagierte niemand mehr.

Nadine stöhnte. »Ehrlich, die Frau nervt vielleicht! Und wie die aussieht mit ihren Haaren und den langen Röcken immer! Wie zu Omas Zeiten! Dabei hat sie eine Tochter in unserm Alter. Kannst du dir vorstellen, dass deine Mutter so rumläuft?«

Sina dachte, dass sich ihre Mutter auch nicht besonders elegant anzog, schüttelte jedoch mit dem Kopf. »Sie passt einfach nicht als Lehrerin. So kann sie ja ganz nett sein. Schade, dass wir gerade sie als Vertretung bekommen haben.«

»Ja, sie vermiest uns noch die ganzen letzten Schulwochen. Beim Lorenz war alles viel lustiger. Schon Pech, das mit seinem Herzinfarkt.« Nadine holte ihr Brot aus der Tasche und schnappte sich ihre Jacke. »Komm, lass uns rausgehen, ich brauch frische Luft.«

Aber als sie das Klassenzimmer verlassen wollten, vertrat Tim ihnen den Weg. Er hatte bis eben Walkman gehört und das Unterrichtsende verpasst, nun dröhnte seine kräftige Stimme durch den gesamten Raum. »Alle mal hierbleiben, ich hab euch was zu sagen. Klapp halt! Auch ihr dahinten!« Er setzte sich auf den Lehrertisch und wartete, bis es wirklich still geworden war und jeder ihn neugierig anschaute – erst dann fing er an zu reden.

»Also, ich hab von meiner Oma mein Geburtstagsgeld bekommen. Das meiste ist draufgegangen für neue Schuhe – super, kann ich euch sagen –, aber von dem Rest lad ich euch ins Eisstadion ein. Für abends natürlich. Plus 'ner Cola oder so. Wann soll'n wir uns treffen?«

»Mensch, geil!«

»Eisstadion? Is´ doch abartig!«

»Ja, genau, gehen wir lieber ins Kino. Im ›CinemaxX‹ läuft 'n Streifen, der soll megastark sein.«

»Hört doch auf zu motzen, seid schließlich eingeladen, oder?«

Doch Tim, der nicht grade an mangelndem Selbstbewusstsein litt, störte die Kritik nicht im Geringsten. »Wer kein Bock hat, braucht ja nicht mitkommen. Halb acht? Nur wer pünktlich da ist, für den bezahl ich.«

»Lieber sieben«, sagte Steffi. »In der Woche darf ich nicht so spät wegbleiben.«

»Ich auch nicht«, stimmte Nadine zu, »und soll sich ja schließlich

lohnem, deine Einladung. Wie sieht's hinterher aus? Pommes mit Mayo wär auch nicht schlecht.«

»Typisch Nadine, kann den Hals nicht vollkriegen«, sagte jemand, aber Tim zuckte nur gleichmütig mit den Schultern. »Für's Fressen bin ich nicht zuständig. Also um sieben vor'm Eingang des Stadions. Alles klar. Ihr könnt abhauen, weil ich brauch jetzt dringend meinen Kick.« Er meinte damit seine tägliche Portion Cola, doch auch die andern drängten hinaus, um die restlichen Minuten der Pause noch zu nutzen.

Zu fünf Mädchen standen sie frierend in einer Ecke. Erst drehte sich das Gespräch um Tims seltene Einladung, dann erzählte Steffi von ihren Erfahrungen bei der Lehrstellensuche. »Da wird dir groß und breit erzählt, Friseur suche immer, kein Problem, und wenn man nachhakt, was dann? ›Nein, wir haben schon zwei Auszubildene‹ oder ›Wir können noch gar nichts sagen, kommen Sie in einem Vierteljahr wieder‹. Ich dachte, wenn man früh anfängt zu suchen, kriegt man eher was – ich hab mich ja schon vor Weihnachten umgehört –, aber die legen sich überhaupt nicht fest. Voll Frust das alles. Wart ich wirklich so lange und frag dann noch mal nach, hat mir vielleicht schon längst jemand anders die Stelle weggeschnappt.«

»Ich hab mich mal erkundigt auf dem Arbeitsamt, in welchen Berufen Auszubildende gesucht werden«, erzählte Vanessa.

»Ja, und?« wollte Nadine wissen.

»Viele waren's nicht. Wenn man Floristin werden will zum Beispiel, hat man 'ne Chance. Und im Bäcker- oder Konditorhandwerk. Die finden wohl längst nicht genug Lehrlinge.«

»Morgens um vier Uhr aufstehen und Brötchen backen? Bloß nicht! Lieber arbeitslos!«

»Ich würd ja schrecklich gern beim Zahnarzt arbeiten, aber ob ich da was krieg?« überlegte Michaela. »Die Arztberufe sollen doch total überlaufen sein.«

»Das sind sie«, stimmte Steffi zu, »deshalb dachte ich ja, Friseur wär einfacher. Aber Floristin ist vielleicht auch nicht schlecht. Blumen und so – da hätte man auch noch was Lebendes in den Händen.«

»Nur kannst du denen keine neue Frisur verpassen«, sagte Nadine trocken, und die anderen lachten. »Nee, ich such mir was Sicheres bei Aldi oder so. Die werben immer für Lehrstellen. Ist zwar nicht besonders aufregend, aber man verdient wenigstens. Wo ich doch so bald wie möglich ausziehen will.«

»Und du, Sina?« fragte Steffi. »Oder machst du weiter? Du bist doch nicht schlecht in der Schule, du würdest ja vielleicht das Abi schaffen. Tim und Lisa wollen wohl auf jeden Fall aufs Gymnasium.«

»Sina will auch unter die leidende Menschheit gehen. Wie Michaela liebt sie Karbolgeruch und weiße Kittel«, spottete Nadine gutmütig. »Dabei wär eine Arztpraxis für mich nun das Letzte. Lange Arbeitszeiten und schlechte Bezahlung. Na, jeder so, wie er's braucht«

»Arzthelferin? Ist das nicht noch aussichtsloser, Sina? Willst du das wirklich probieren?« Dann seufzte Steffi tief auf. »Naja, wir sind ja nicht besser dran. Bin wirklich gespannt, wer von uns als Erste was hat.«

Pausenende. Von allen Seiten strömten die Schüler zum Eingang. Sina war einsilbig. Die Lehrstellenfrage berührte bei ihr einen wunden Punkt, über den sie sich am liebsten ausschwig. Hatte sie doch bisher einfach die Augen zugemacht vor der Tatsache, wie schwierig die Realisierung ihres Berufswunsches war, und sich getröstet, dass ja noch genug Zeit blieb, um auf Stellensuche zu gehen. Aber sollte sie das den andern auf die Nase binden? Deshalb war es ihr durchaus nicht unrecht gewesen, dass Nadine in ihrer vorlauten Art ihr die Antwort eben abgenommen hatte ...

Als der Mathelehrer schon die Klasse betreten hatte, fiel Nadine noch was ein. »Wir müssen mal wieder ins KiJuHei. In den nächsten Tagen, okay?«

Sina nickte nur. Dann richtete sie ihre Konzentration auf Herrn Schulte, der gerade damit anfang, die Hausaufgaben zu erklären.

Robin Karstens stieg in sein Auto und blieb einen Moment ganz still sitzen. Warum bloß hatte er sich auf dies alles eingelassen?

Gut, er hatte seine Mutter nach Düsseldorf gebracht und sich

damit abgefunden, so lange hierzubleiben, bis er sicher sein konnte, dass sie zurechtkam – sowohl mit der Familie seiner Schwester als auch mit der Therapie. Aber er hätte schließlich hier weiterstudieren können. Er hätte seine Bücher mitnehmen und zumindest als Gasthörer an Vorlesungen und Seminaren teilnehmen können. Er hätte bestimmt auch eine Kirche gefunden, wo er die Orgel hätte mitbenutzen können, um in der Übung zu bleiben. Stattdessen hatte er sich dazu überreden lassen, in einem kirchlichen Jugendheim auszuhelfen, weil dort grade Mangel an Arbeitskräften herrschte. Er, der bisher kaum etwas mit Jugend- oder Sozialarbeit zu tun gehabt hatte. Einmal war er zu Hause in seiner Kirchengemeinde eingesprungen, als noch Leute für eine Jugendfreizeit gesucht wurden, und okay, ihm hatte die Sache ja Spaß gemacht. Doch war das ein Grund, ihn gleich für mehrere Wochen zu solch einer Tätigkeit zu verpflichten, nur weil die Jugendleiterin, die mit der Leitung dieses Heimes im Briefkontakt stand, der Meinung war, dass man die Mitarbeiter in der Situation doch nicht allein lassen dürfte?

Nachdenklich startete Robin durch die schmutzigen Scheiben nach draußen. Ein paar Jungs, vielleicht dreizehn, vierzehn, kamen lärmend auf das Jugendheim zu und boxten sich gegenseitig durch die Tür nach drinnen. Zwei Mädchen, die auch noch mit reinwollten, versperrten sie den Weg, bis jemand sie am Kragen packte und vom Eingang wegschob. Das war wohl diese Ulrike, mit der er eben gesprochen hatte – eine sehr energische Person, von der er sich gut vorstellen konnte, dass sie mit den Jugendlichen zurechtkam. Er hatte von Anfang an deutlich gemacht, dass er keinerlei Erfahrung besaß – und nach dieser Szene eben verstärkte sich sein Unbehagen –, aber sie hatte nur lachend den Kopf geschüttelt.

»Das weiß ich ja, Britta hat's mir schließlich geschrieben, doch das macht gar nichts. Wirklich nicht. Der Zivi, den wir irgendwann kriegen, hat ja auch von nichts 'ne Ahnung und ist trotzdem eine große Hilfe. Was glaubst du, wie froh wir sind, dass du jetzt einfach einspringst. Also, keine Angst. Du wirst dich schnell einfinden, glaub mir.«

Keine Angst? Eins war klar: Wenn er nicht sicher wäre, dass

Gott hinter all dem stand, an den er glaubte und mit dem er ganz fest rechnete, auch im Alltag, hätte er wohl sein Ja nicht gegeben. Nur weil er sich von Gott geführt und getragen wusste, konnte er diese Aufgabe übernehmen. Er selbst sah schließlich nicht weiter als bis zur nächsten Stunde, Gott jedoch kannte sein ganzes Leben. Er kannte auch all die Jugendlichen, mit denen er, Robin, es zu tun bekommen würde. Und dieser Gedanke machte ihn ruhig. Jetzt, endlich, konnte er den Wagen starten und fortfahren.

»Hi, Mama. Du, Tim hat uns heute Abend ins Eisstadion eingeladen – wie lange darf ich wegbleiben?«

Birte Steinhardt war soeben von der Arbeit zurückgekehrt. Sie stellte für einen Moment ihre Einkaufstaschen, bis obenhin gefüllt, auf dem Boden ab und seufzte. »Kind, überfall mich doch nicht immer gleich mit allem möglichen, kaum, dass ich da bin. Lass mich doch erstmal nach Hause kommen.«

Sie ergriff die Tüten erneut, wobei Sina ihr pflichtschuldigst eine abnahm, trug sie in die Küche und begann mit dem Auspacken. »Machst du mal das Gefrierfach auf?« bat sie Sina. »Das Gemüse und der Fisch müssen dringend rein. Quark und Joghurt in den Kühlschrank, warte, hier sind noch Butter und Milch. Zwei Quarktöpfe, Sina, du musst halt irgendwo Platz schaffen.«

Sina tat, was sie sollte, verzog aber das Gesicht. »Gibt's heute etwa Pellkartoffeln mit Quark?« maulte sie. »Du weißt doch, dass ich das nicht esse. Soll ich dir sagen, was Beate gestern gemacht hat? Zwiebelkuchen! Der war lecker – und als Nachtisch Rote Grütze.«

»Dann hattest du ja eine anständige Mahlzeit und kannst dich heute bescheiden«, sagte ihre Mutter kurz. »Wenn Beate jeden Tag zwei Kinder versorgen müsste, die so rummäkeln wie ihr, würde ihr auch bald nichts mehr einfallen, was sie noch kochen könnte. Heute ist eben Jans Lieblingsessen dran, ein andermal deins. Meine Güte, als ich Kind war, musste ich essen, was auf den Tisch kam. So mäklig wie ihr war ich jedenfalls nicht.«

Sie räumte die übrigen Lebensmittel ein, warf die Stoffbeutel in den Besenschrank, füllte Wasser und Kaffeepulver in die Kaffeemaschine und stellte sie an. Sina sah ihr unzufrieden zu. »Jaja, so

mäklig warst du nicht, so frech warst du nicht – kennen wir alles schon«, sagte sie patzig. »Was ist nun mit heute Abend? Wie lange darf ich weg?«

»Wo wolltest du hin?« Nun erst, da alles erledigt war, zog Birte Steinhardt sich Jacke und Schuhe aus, schlüpfte in ihre Pantoletten und ließ sich dann erschöpft auf den nächsten Stuhl fallen. »Immer dieser Stress mit dem Einkaufen nach der Arbeit! Als ob man nicht so schon müde genug ist! Also, wohin?«

»Hörste mir denn gar nicht mehr zu? Das hab ich dir doch vorhin schon erzählt«, sagte Sina gekränkt. »Tim Gehrke hat uns alle ins Eisstadion eingeladen, abends, für sieben. Und danach wollen wir vielleicht noch ...«

»Wer alle? Eure ganze Klasse? Und warum erst abends? Könnt ihr nicht nachmittags Eis laufen gehen?«

»Mama! Nachmittags, da geht doch nichts ab! Da sind doch die ganzen Babys unterwegs. Erst abends ist mehr los. Also, sag endlich, wie lange?«

»Mir gefällt das nicht, Sina«, wandte ihre Mutter ein. »In der letzten Zeit passiert so viel, dauernd steht was in der Zeitung von Belästigungen und Überfällen. Du erzählst doch selbst immer, dass irgendwelche Straßenbanden Jugendliche bedrohen oder zusammenschlagen, weil sie an Geld und Kleidung rankommen wollen – grade auch Jugendliche, wie ihr seid ...«

»Aber nicht, wenn die ganzen Jungs bei sind. Da traut sich keiner an uns ran.«

Birte Steinhardt schüttelte den Kopf. Sie stand auf und goss sich eine Tasse Kaffee ein, bevor sie sich wieder zu der Tochter umdrehte. »Du weißt, dass ich es nicht gern sehe, wenn du spät abends noch unterwegs bist. Jetzt im Winter, wo es schon so früh dunkel wird.«

»Was soll das, Mama?« empörte sich Sina. »Ich werde in drei Monaten siebzehn. Behandel mich doch nicht immer wie ein kleines Kind.«

»Das tu ich auch nicht. Ich will nur nicht, dass dir was passiert, das ist alles. Oder bringen die Jungs euch vielleicht wieder nach Hause?«

»Natürlich nicht, wir sind doch nicht im Mittelalter. Also, wenn du jetzt so'n Stress machst ...« Sinas Gesicht wurde rot vor Wut, und ihre Stimme klang drohend. »Ich fahr auch ohne Erlaubnis, wenn's sein muss. Du – du bist ja nur neidisch. Was kann ich dafür, dass du keinen Typen mehr zum Weggehen hast. Vielleicht warst du immer schon so langweilig, und Papa hat sich deshalb von dir scheiden lassen.«

»Sina, pass auf, was du sagst!« Für einen Moment verlor Birte Steinhardt die Fassung, aber sie versuchte, sich zusammenzunehmen und ruhig zu bleiben. Sie wollte der Tochter nicht zeigen, wie verletzt sie sich fühlte. »Hör zu, ich mach dir einen Vorschlag. Ich hol dich nachher ab. – Nun warte doch mal«, unterbrach sie sich, als Sina dazwischenfahren wollte. »Wir können ja auch noch zwei, drei andere Mädchen mitnehmen, die in unsrer Nähe wohnen, die Eltern sind bestimmt dankbar, und du brauchst dann nicht so früh ...«

»Vielen Dank. Als ob ich nicht auf mich selber aufpassen kann! Ich fahr allein nach Hause, ich brauch dich nicht dazu.«

Warum wehrte sie sich nur dagegen? War es so unüblich, wenn Mütter ihre halbwüchsigen Töchter abholen wollten? »Gut, dann hast du spätestens um neun wieder hier zu sein!«

Sie starrten sich an, Mutter und Tochter, die eine ganz blass im Gesicht vor mühsam zurückgehaltener Erregung, die andere mit zornigen Augen und roten Flecken auf den Wangen. Jetzt brach Sina in Tränen aus. »Du bist so was von kleinlich und – mies! Alles verdirbst du mir!«

»Überleg's dir und besprich dich mit deinen Freundinnen. Und dann sag mir Bescheid.«

Statt einer Antwort rannte Sina aus der Küche und knallte mit voller Wucht die Tür hinter sich zu. Unwillkürlich zuckte Birte Steinhardt zusammen. Mit einer müden Bewegung nahm sie ihre Tasse, schüttete den inzwischen kalt gewordenen Kaffee in den Ausguss und füllte sich neuen ein. Als sie sich wieder an den Küchentisch setzte, kam Jan angelaufen.

»Was'n hier los? Zoff mit Sina? Um was ging's denn?«

Am liebsten hätte sie ihn angeschrien, er solle verschwinden, doch wieder beherrschte sie sich. »Das muss dich nicht kümmern«,

sagte sie nur kurz. »Guten Tag übrigens. Hast du deine Hausaufgaben schon gemacht? Und wie war die Mathearbeit?«

»Total easy. Ehrlich, hab ich bestimmt hingekriegt. Soll ich mal selbst nachsehen, was meine arme Schwester hat?«

»Jan, bitte«, nun wurde sie doch laut, aber sie wollte einfach nicht mehr. »Mach nicht alles noch schlimmer. Lass mich mal paar Minuten allein, ja? Mir brummt der Kopf.«

Wie sie solche Szenen hasste! Zermürbt durch den alltäglichen Lebenskampf, ausgelaugt und erschöpft von der Arbeit, fühlte sie sich kaum noch in der Lage, Auseinandersetzungen dieser Art einen normalen Stellenwert einzuräumen. Doch war das denn normal? Der rebellische Tonfall, in dem Sina mit ihr sprach, Sinas Abneigung gegen jede Bevormundung durch sie, Sinas ständige Angriffe auf ihre Person – war das alles normal? Sina beruhigte sich zwar immer relativ schnell und war dann auch bereit, Kompromisse einzugehen. Aber Worte ließen sich nicht mehr zurücknehmen, und dass so viel Ungesagtes über all diesen Gesprächen schwebte, zerrte an den Nerven. Ach, Nerven! Hatte sie überhaupt noch welche? Wurde ihr nicht inzwischen die kleinste Anstrengung zu viel?

Still saß sie da über ihrer Kaffeetasse und grübelte vor sich hin. Handelte sie eigentlich richtig? War sie vielleicht wirklich zu besorgt um Sina? Aber wer sollte ihr das sagen? Es gab ja niemanden außer den Kindern, der sie korrigierte, mit dem sie einfach mal reden konnte. Alles musste sie allein beurteilen und entscheiden. Kein Wunder, dass sie auch falsche Entscheidungen traf. Doch so war es nun mal, sinnlos, noch weiter zu brüten. Resigniert stand Birte Steinhardt auf und begann mit der abendlichen Hausarbeit.

Als sie damit beschäftigt war, im Wohnzimmer Staub zu saugen, merkte sie, wie die Tür leise angelehnt wurde, gleich darauf hörte sie Sinas gedämpfte Stimme aus der Diele. Wie vorausgesehen, hatte sich Sinas Wut gelegt, und sie versuchte, sich mit der Situation zu arrangieren. Vermutlich würde sie jetzt mit einigen Klassenkameradinnen telefonieren, um Absprachen zu treffen, und dann so tun, als sei nichts geschehen. Richtig, zwei Minuten später steckte sie den Kopf durch die Tür.

»Aber abholen frühestens viertel vor elf, okay?« Sie sagte es halb

bittend, halb trotzig, und Birte Steinhardt nickte nur, obwohl es für einen Wochentag entschieden zu spät war. Doch ihr fehlte die Kraft, sich nochmals durchzusetzen, und ihr war klar, dass Sina damit gerechnet und auch deshalb eingelenkt hatte. Sie beobachtete, wie Sina das Telefon zurückbrachte, danach mit gleichmütigem Gesicht wiederkam und unaufgefordert anfang, die Blumen zu gießen.

»Nadine, Steffi und Vanessa sind ganz froh drüber, dass du sie nach Hause fährst«, bemerkte sie harmlos, »sonst hätten sie auch früher weggemusst. Und Nadines Eltern regen sich sowieso immer gleich auf, die würden sie ja am liebsten in Watte packen. Kann ich mir nachher nicht einfach 'n Spiegelei machen? Ja? Danke, Mama. So, die Blumen in der Küche gieß ich auch noch. Und was ich da eben gesagt hab – du weißt schon – also, das hab ich nicht so gemeint. Vergiss es wieder, okay?« Sie warf ihr noch einen um Verzeihung bittenden Blick zu und verließ dann das Zimmer.

Nicht so gemeint. Nein, Sina hätte es wohl nicht ausgesprochen, wäre sie nicht so wütend gewesen, und das tat ihr auch leid, aber gedacht – gedacht hatte sie es allemal, das wusste Birte Steinhardt. Und sie wusste auch, wer sie so negativ beeinflusste. Aber was nützte es, wenn sie versuchte, Sina den Kontakt zu ihrem Vater zu verbieten? Rechtlich hatte sie kaum eine Handhabe, und Sina würde sie damit nur noch schneller in die Arme ihres Vaters treiben. Ja, wenn sie ihr endlich die Wahrheit sagen könnte! Doch sie hatte einfach das Gefühl, der Zeitpunkt dafür sei noch nicht gekommen. Und so, wie das Verhältnis im Moment zwischen ihnen aussah, würde Sina ihr wahrscheinlich gar nicht glauben.

Der Staubsauger stand immer noch mitten im Wohnzimmer, da, wo sie ihn eben abgestellt hatte. Mit einer harten Bewegung schaltete sie ihn wieder an. Sie konnte ja doch nichts tun. Ihr blieb nichts anderes als die Hoffnung, dass – wie auch immer – Sina zu ihr zurückfand und ihr Leben irgendwie wieder in Ordnung kam.

Beate Wilms-Steinhardt saß bei einem späten Glas Rotwein. Ihr Mann war noch nicht da, und in dem riesigen, eleganten Haus herrschte eine Totenstille. Auf das Fernsehprogramm hatte sie sich

nicht mehr konzentrieren können, denn wie schon so oft in letzter Zeit beschäftigten sich ihre Gedanken mit Romans Tochter. Gedanken, die sie mehr und mehr belasteten, seit das Verhältnis zwischen ihnen beiden so intensiv geworden war. Natürlich wäre es schön, Sina täglich hierzuhaben, ihr, wenn auch nicht Mutter, so doch gute Freundin zu sein. Zweifellos würde sie auch besser mit ihr zurechtkommen als Birte Steinhardt, denn den ständigen Ärger, den Sina mit ihr hatte, schob Beate überwiegend darauf, dass diese Frau sich durch ihre Lebensumstände offenbar völlig überfordert fühlte. Was hieß offenbar? Sie hörte es doch heraus, aus jeder Äußerung, die Sina ihr gegenüber tat, was es war, das Birte Steinhardt so zusetzte ...

Sie seufzte schwer. Nein, sie war nicht mehr taub und blind wie am Anfang. Damals, zu Beginn ihrer Bekanntschaft, hatte ihr Mann ihr alles erzählt, und sie war so verliebt gewesen, dass sie sich über das Gehörte bedenkenlos hatte hinwegsetzen können. Aber das ging nun nicht mehr. Sie hatte Sina kennen gelernt und Jan, hatte miterlebt, wie ihr Mann Jan beiseite geschoben und Sina immer stärker an sich gebunden hatte, war sich auch völlig klar darüber, mit welchen Mitteln er das tat und wie das auf Sina wirken musste – ein Mädchen, das seinen Vater gradezu verehrte. Was sollte noch draus werden? Innerlich zitterte sie bei dem Gedanken daran, dass die Mutter ihrer Tochter eines Tages die ganze Geschichte erzählen würde. Wie würde Sina reagieren, wenn sie die Wahrheit erführe? Würde sie sich dann nicht auch von ihr abwenden? Ihre Beziehung zu Sina war nicht ehrlich. Anstatt endlich klare Verhältnisse zu schaffen, musste sie ängstlich geheim halten und vertuschen, um Sinas Freundschaft nicht zu verlieren. Und hatte doch ständig damit zu rechnen, dass die Enthüllung trotzdem kam, weil Birte Steinhardt keine Möglichkeit mehr sah, anders bei ihrer Tochter Gehör zu finden ...

Beate sprang auf, sie hatte einen spontanen Entschluss gefasst. Weshalb sollte sie nicht mal persönlich mit Sinas Mutter sprechen? Sie davon überzeugen, dass Sina bei ihr, Beate, in den besten Händen war, und dass sie alles tun würde, um Sina vor einer einseitigen oder gar falschen Beeinflussung zu bewahren? Vielleicht konnten

sie sich dann auf eine Art Waffenstillstand einigen, der das Problem zwar nicht löste, aber zumindest erst einmal ruhen ließ ...

Nun war sie dankbar, dass Roman noch nicht da war, in seiner Gegenwart hätte sie dieses Telefonat niemals geführt. Mit einer leichten Traurigkeit dachte sie, dass sie sich zum ersten Mal in ihrer Beziehung wissentlich über ihn hinwegsetzte, denn sie hatte nicht vergessen, was er ihr damals gesagt hatte. Und doch sah sie keinen anderen Weg. Sie wählte die Nummer und ließ es läuten, immer und immer wieder, denn sie mochte nicht glauben, dass um diese Zeit niemand zu Hause war. Sie konnte ja nicht wissen, dass Birte Steinhardt grade unterwegs war, um ihre Tochter und deren Freundinnen vom Eisstadion abzuholen, und dass Jan, der schon im Bett lag, noch leise Musik hörte. Als sie endlich auflegte, nahm sie sich vor, es am nächsten Tag noch mal zu probieren. Aber aus irgendwelchen Gründen, die sie später nicht nennen konnte, tat sie es nicht mehr.

Hätte sie es getan – vielleicht wäre dann manches anders geworden.

Früher Nachmittag. Aus dem KiJuHei, dem ev. Jugendfreizeitheim, drang der laute Sound von Rap, als Sina und Nadine die Tür aufstießen und eintraten. Der große Raum war nicht übermäßig voll. Zwei Jungen, die Tischfußball spielten, eine Clique, die sich vor den Lautsprecherboxen lümmelte, ein paar Kids, die versuchten, selbst gebrannte Tonvasen zu lasieren. Sina zog sich ihre Jacke aus und warf sie über den nächsten Stuhl, denn Garderobe gab es keine. Wie überall fehlte auch hier das Geld, und die drohende Schließung wegen immer neuer Sparkonzepte hing wie ein Damoklesschwert über diesem Haus. Doch Sina liebte das KiJuHei. Hier wurde sie in Ruhe gelassen, wenn sie wollte, hier konnte sie aber auch reden, wenn ihr danach zumute war, und ihren Interessen nachgehen, und die Mitarbeiter waren voll in Ordnung – das fanden übrigens alle. Für Sina war das KiJuHei wie ein zweites Zuhause.

Heute schien nur Ulrike da zu sein. »Hallo, ihr beiden«, sagte sie, und zu Sina gewandt: »Wenn du Keyboard spielen willst – das steht im Moment im Nebenraum. Die Handwerker waren heute Morgen da, wir mussten umräumen. Aber keine Angst – dem kost-

baren Stück ist nichts passiert.« Sina lachte. Das kostbare Stück war in Wirklichkeit ein uraltes Ding, aber seitdem sie irgendwann mal im Musikunterricht die Filmmelodie von ›Titanic‹ aufgenommen hatten und auch nachspielen sollten, hatte Sina angefangen, sich damit zu beschäftigen. Sie konnte keine Noten, sie musste sich mühsam Töne und Tonfolgen zusammensuchen, doch es machte ihr Spaß. Und wenn sie aus irgendeinem Grund nicht gut drauf war, fühlte sie sich durch die Musik eigenartig getröstet. Eigentlich war das Instrument im Nebenraum besser aufgehoben, fand sie, dort störte sie wenigstens keiner.

»Na, geh schon, ich hol mir erst mal 'ne Cola«, sagte Nadine, die Sinas Vorliebe kannte, »aber vergiss nicht, wir sind mit Max und Tommi verabredet. Wenn sie auftauchen, ruf ich dich.« Sina stürmte nach nebenan. Sie hatte es so eilig, dass sie fast einen Jungen umriss, der in der Ecke vor dem Bücherregal saß und offenbar am Umräumen war.

»Hoppla«, sagte er und sah auf, und Sina, die eben eine oberflächliche Entschuldigung murmeln wollte, blieb das Wort im Hals stecken. Der da vor ihr war kein Junge mehr, auch bestimmt kein Besucher des KiJuHei – er musste schon über zwanzig sein, und der konzentrierte Blick, mit dem er sie anschaute, brachte sie aus der Fassung. »Oh, ich – ich hab dich gar nicht gesehen«, stotterte sie verlegen. »Ich wollte nicht stören ...«

Er war aufgestanden und lächelte ihr zu. »Du störst überhaupt nicht. Im Gegenteil, du hast wahrscheinlich ältere Rechte an diesen Raum als ich, also komm nur rein. Ich bin übrigens Robin Karstens.« Er reichte ihr die Hand, und sie ergriff sie zögernd, denn so offiziell ging es im KiJuHei sonst nicht zu. »Ich heiße Sina. Bist du – sind Sie – ein neuer Mitarbeiter?«

»Lass uns ruhig beim Du bleiben, okay?« bat er. »Nicht direkt ein Mitarbeiter, eher so eine Art Aushilfe auf Zeit. Ich arbeite erst seit gestern hier und versuch im Moment, mich mit allem vertraut zu machen. Und du – was wolltest du hier tun?«

»Ach, eigentlich nur – Keyboard spielen ...«, murmelte Sina, »aber das hat Zeit, das kann ich auch nachher ...«

»Nein, mach nur«, Robin griff sich einen Bücherstapel und wand-

te sich zur Tür. »Ich muss sowieso rüber, ich bin ja zum Arbeiten hier. Also dann – bis später. Wir werden uns bestimmt noch näher kennen lernen.«

Ja, hoffentlich, dachte Sina, als er das Zimmer verlassen hatte. Mit zitternden Händen stellte sie das Keyboard an und suchte sich einen Akkord zusammen. Was war nur los mit ihr? Sie benahm sich ja so, als hätte sie noch nie einen Jungen gesehen, dabei hatte sie schon mehr als einmal mit einem Jungen eine Beziehung gehabt. Zur Zeit traf sie sich öfter mit Max, den sie im KiJuHei kennen gelernt hatte, und mit dem sie auf eine unkomplizierte Art befreundet war, denn er war genauso alt wie sie. Aber dieser Robin wirkte eben nicht mehr wie ein grüner Junge, er war erwachsen, und er hatte etwas an sich – irgendetwas, sie wusste es noch nicht –, was sie faszinierte. Sie merkte gar nicht, dass sie, anstatt zu spielen, grübelnd vor sich hinstarrte ...

Nadine riss sie aus ihren Träumereien. »Du, unsre Boys sind da, sie warten auf uns. Und wir haben 'n neuen Mitarbeiter, krasser Typ, sag ich dir, musste dir unbedingt angucken. Also los jetzt, stell das Ding ab und komm.« Sie ließ sich von Nadine mitziehen, aber während sie das Grinsen von Tommi erwiderte und die vertrauliche Begrüßung von Max über sich ergehen ließ, suchten ihre Blicke in Wirklichkeit Robin. Unauffällig musterte sie ihn. Er war sehr groß und fast hager, schien, anders als Ulrike, eher ruhig und zurückhaltend, und trug eine Brille, die aber zu ihm passte. Er sah nicht übermäßig gut aus, aber sie begriff plötzlich, dass es seine Augen waren, die sie so fesselten. Sprechende Augen von einem leuchtenden Blau, die mal lächelten, mal ernst, nachdenklich oder aufmerksam schauten und sein ganzes Gesicht bestimmten. Und Max und alle kindischen Typen vor und nach ihm verblassten dagegen.

Später ging Ulrike mit ihm von Gruppe zu Gruppe, um ihn vorzustellen. Auf Nadines Frage hin erzählte er, dass er aus Norddeutschland stammte, Musikstudent war und noch nie in einer Jugendeinrichtung gearbeitet hatte. Tommi sah ihn kritisch an. »Und warum machste das denn? Reich wirste doch bestimmt nicht in so'nem Scheißjob.«

»Nein, deshalb bin ich nicht hier«, Robin brach ab, und erst

schien es so, als wolle er gar nicht weiterreden, doch dann holte er tief Luft. »Also gut, wenn du mich so fragst – ich weiß aber nicht, ob du mich verstehen wirst. Siehst du, ich ...«nochmals stockte er, und Sina wunderte sich insgeheim, warum ihm das, was er sagen wollte, offenbar so schwer fiel, »ich – glaube an Gott, und ich versuche – ja, so zu leben, wie er es von mir möchte. Ich musste mein Studium unterbrechen, weil ich hier in eurer Gegend ein paar wichtige Angelegenheiten zu klären habe, und da bin ich gefragt worden, ob ich nicht so lange hier aushelfen könnte. Du hättest vielleicht sofort nein gesagt. Aber – aber wer mit Gott lebt, muss sich erstmal fragen, was er will. Ja, und so – so bin ich eben zu euch gekommen.«

Nun begriff Sina, weshalb er mit seiner Antwort derart gezögert hatte. Das verblüffte Schweigen der andern, nachdem er geendet hatte, war fast mit Händen zu greifen, und auch sie vermochte nicht, den Sinn seiner Worte nachzuvollziehen. Trotzdem wäre es ihr nicht im Traum eingefallen, ihn so anzugreifen, wie Tommi es jetzt tat. »Du meinst Religion und so'n Scheiß? Daran glaubst du echt? Mensch, ist doch alles totale Spinnerei! Und mit sowas verbrauchst du dein Leben?«

»Hör mal, Tommi«, mischte sich Ulrike ein, »du vergisst wohl ganz, dass wir hier ein kirchliches Jugendheim sind. Wer hier arbeitet, muss – naja – muss halt religiös sein.«

»Religiös? Meinetwegen, das ist doch was ganz anderes. Aber wie der redet, klingt ja schon fast pervers!«

»Mensch, Tommi, jetzt reicht's«, rief Nadine aus, doch Robin wehrte ab. Er war zwar zusammengezuckt bei Tommis Worten, aber er blieb ruhig. »Nein, nein, lass nur, er kann doch sagen, was er denkt ... Aber weißt du, Tommi, ich – ich war mal in einer Situation, wo ...« Er sah in Tommis Gesicht, das sich langsam veränderte, den herausfordernden Ausdruck verlor und nur noch gespannt wirkte, und so gab er sich einen Ruck und fuhr fort zu sprechen, obwohl er immer wieder nach Worten suchen musste.«...wo ich mich selbst gehasst und verachtet habe. Und da – hat Gott mir Mut zum Weiterleben gemacht. Er hat mir gezeigt, dass er eine Kraft hat, die mich wirklich – wirklich verändern kann, weil er

mich liebt. Seitdem – ja, seitdem weiß ich, dass mein Leben nur mit ihm Sinn und Halt hat. Und ...« jetzt konnte er sogar lächeln, sichtlich froh darüber, das ausgesprochen zu haben, was ihm so wichtig war, »und das wünsch ich jedem Menschen – auch dir.«

Stille trat ein, in die der Lärm der unmittelbaren Umgebung mit umso größerer Gewalt drang. Sina hob den Kopf, traf mit Tommis verwirrtem und Ulrikes leicht verlegenem Blick zusammen, streifte kurz Nadine, die neugierig von einem zum andern schaute, und blieb dann an Robin hängen. Auch er sah sie in diesem Moment an, fragend und angespannt, und sie wusste nicht, waren es Sekunden oder Jahrmillionen, bis sich ihre Augen wieder voneinander lösten? Oder hatte sie diese Begegnung nur geträumt?

Auf dem Heimweg wurde Nadine gesprächig. »Komisch, dieser Robin, ist doch eigentlich 'n cooler Typ, und dann plötzlich spinnt er so rum. Oder kapiertst du, wie einer sowas noch glauben kann? Vielleicht kommt er aus irgend'ner Sekte, meine Mutter hat ja ständig Angst, dass ich mal in sowas reinrutsche, und eigentlich hat Tommi recht, wenn er sagt, pervers – klingt ja wirklich schon abartig ...«

Sie redete weiter, Sina unterbrach sie nicht, sprach selbst wenig, hing ihren eigenen Gedanken nach. Die feuchte Kälte ließ sie erschauern, sie ging schneller, zog Nadine mit sich fort. »Du, ich muss mich beeilen, ich hab noch jede Menge Hausaufgaben, und meine Mutter wartet bestimmt schon mit dem Essen ...«

Dann war sie endlich allein. Und wie zwiespältig sie über den Nachmittag auch dachte – tief in ihrem Innern hörte sie immer noch Robins stockende Stimme und spürte seine Augen auf sich gerichtet. »Ich weiß, dass Gott mich liebt. Und dass nur er meinem Leben Sinn und Halt gibt ...«

Die Worte und sein Blick ließen sie nicht los.

Jan stand immer noch neben dem Telefon, obwohl der Apparat längst verstummt war. In der Küche hantierte die Mutter mit dem Abendbrotgeschirr, sie hatte zum Glück nichts gehört, und Sina war noch nicht zu Hause – auch zum Glück. Ob sie irgendwas ahnte? Diese bohrenden Fragen, die sie stellte, die merkwürdige

Art, wie sie ihn ansah! Dabei dachte er manchmal, wie gut es vielleicht wäre, sich ihr anzuvertrauen, und welche Erleichterung, nicht mehr allein zu sein. Aber es hatte keinen Zweck. Helfen konnte sie doch nicht, niemand konnte ihm helfen – und sie würde es höchstens Mutter erzählen. Aber seine Mutter durfte davon nichts erfahren. Fassungslos würde sie sein, wenn sie wüsste ...

Leise ging Jan in sein Zimmer, warf sich aufs Bett, verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Das Radio, das er vorhin angeschaltet hatte, lief immer noch, und meist hatte er das Programm von WDR »1 live« eingestellt. Während er zuhörte, glitt sein Blick unwillkürlich übers Wandregal und blieb am untersten Regalbrett hängen, dort, wo seine Videospiele standen. Damit hatte alles angefangen.

Das Gerät von Nintendo 64 hatte er von seinem Vater zum zehnten Geburtstag geschenkt bekommen. Damals war sein Vater noch stolz auf ihn, weil er einer der besten Schüler seiner Klasse war. Danach jedoch war es mit ihm bergab gegangen. Das Spielen am Bildschirm faszinierte Jan, stundenlang versuchte er, schwierige Rätsel zu lösen und Hindernisse zu bekämpfen, um das nächste Level zu erreichen. Er bekam Krach mit seiner Mutter, die es überhaupt nicht gern sah, dass sich Jan in seiner Freizeit nur noch mit Fantasyhelden aus irgendwelchen Sagenwelten beschäftigte. Er ließ in der Schule nach, sodass er am Ende des vierten Grundschuljahres nur eine Realschulempfehlung bekam, und selbst die stand auf schwachen Füßen. Und er lief in allen möglichen Kaufhäusern und Supermärkten herum auf der Suche nach preisgünstigen Videospielen, die er sich von seinem Taschengeld leisten konnte ...

Das Zeugnis, das Jan nach Ablauf des fünften Schuljahres nach Hause brachte, war so schlecht, dass die Mutter aus allen Wolken fiel. So zornig und erregt hatte er sie noch nie erlebt.

»Erst hat jeder von uns geglaubt, du könntest aufs Gymnasium, und jetzt bist du so faul, dass du noch nicht mal die Realschule schaffst, wenn du so weiter machst!« hatte sie ihn angeschrien. »Und alles, weil du nur noch deine Video-Spiele im Kopf hast. Aber damit ist Schluss, das sag ich dir! Eine Stunde am Tag, mehr nicht. Und weniger Taschengeld, dass du gar nicht mehr auf die Idee kommst, dich noch nach neuen Spielen umzugucken. Und dann

setz dich hin und lern endlich! Wenn du die Orientierungsstufe nicht bestehst, ist es aus zwischen uns, hörst du? Du bist schließlich nicht dumm, also sieh zu, dass du aufholst.«

Noch heute erinnerte sich Jan genau an die heftige Szene dieses Tages. Auch er hatte getobt, abwechselnd gebettelt, gedroht und sinnlose Versprechungen abgegeben, vergeblich. Seine Mutter blieb konsequent. Zumindest an den Nachmittagen, an denen sie zu Hause war, achtete sie streng darauf, dass Jan seine Stunde am Fernsehen nicht überzog, und ließ sich seine Hausaufgaben zeigen. Das Taschengeld hatte sie ebenfalls gekürzt. Er erhielt zwar Geld für gute Noten, aber so schnell kamen die nun auch nicht. Und seitdem es nichts mehr gab, worauf der Vater bei seinem Sohn noch stolz sein konnte, war diese Beziehung kaputt. Jan spürte das Desinteresse seines Vaters und musste zähneknirschend akzeptieren, wie er Sina mit Geschenken überschüttete und ihn, Jan, mit billigem Kram oder geringen Geldsummen abpeiste ...

Ja, so hatte alles angefangen.

›Mamas Schuld‹, hatte er manchmal trotzig gedacht, wenn ihm Gewissensbisse zu schaffen machten, oder auch ›Vaters Schuld‹, wenn er innerlich Probleme hatte, das zu tun, was man ihm auftrug. Aber jetzt? Dass er es soweit kommen ließ, ohne irgendwann Nein zu sagen – war das nicht allein seine Schuld?

In der Diele klappte die Wohnungstür, er hörte Sina reden, seine Mutter antworten. Gleich darauf rief Mutters Stimme ihn zum Abendessen. »Jan, komm bitte, es ist schon spät.«

Jan stand auf, schüttelte entschlossen alle Gedanken ab und ging in die Küche. Er wusste genau, vorläufig würde er so weitermachen wie bisher.

»Sag mal, dieser Typ da, aus dem KiJuHei – stehst du eigentlich auf den?« fragte Nadine, während sie ihre Arbeitsblätter für Geschichte in ihren neuen Schulrucksack stopfte. Für einen Moment war sie abgelenkt. »Sieht krass aus, oder? Von ›Eastpak‹, runtergesetzt auf 60 DM, da konnte sogar meine Mutter nicht meckern. Naja, abgesehen von der üblichen Sülze. ›Muss das sein, jetzt noch, wo du sowieso bald mit der Schule fertig bist?« Naturgetreu ahmte sie

die unzufriedene, nörgelnde Stimme ihrer Mutter nach. »Dabei vergisst sie total, dass ich für die Berufsschule ja auch was brauche. Immer nur Stress mit diesen Grufties. Nie kann man es ihnen recht machen. Also was ist, stehst du auf den?« Sie zerrte den Reißverschluss zu, zog sich die Jacke an und hängte sich den Rucksack über. Gemeinsam verließen sie das Klassenzimmer.

»Auf wen?« fragte Sina, als wüsste sie nicht, worüber Nadine sprach. Dabei hatte sie seit Dienstag fast ununterbrochen an ihn gedacht, an diesen Robin Karstens, hatte im Geist immer wieder die Szene ihres ersten Zusammentreffens durchgespielt, als hätte sich Weltbewegendes ereignet, hatte sich die wenigen Worte wiederholt, die er zu ihr – und nur zu ihr allein – gesprochen hatte, bis sie sie schließlich auswendig wusste. Eigentlich hatte sie noch nicht drüber reden wollen. Doch Nadine mochte sie nichts verschweigen. »Kann sein, ja, glaub schon«, sagte sie schließlich fast widerwillig. »ist das so wichtig?«

»Du hast Max an dem Tag ganz schön abserviert«, bemerkte Nadine, »hattest ja nur noch Augen für deinen Robin. Der arme Kerl konnte einem richtig Leid tun.«

Sie traten aus dem Schulgebäude auf die Straße. Es nieselte, dazu wehte ein kalter, ungemütlicher Nordwestwind. Die Mädchen schlugen sich den Jackenkragen hoch und vergruben ihre Hände in den Taschen. Sina antwortete heftiger, als sie eigentlich wollte.

»Max hat mich nicht gepachtet, oder? Außerdem lief nichts zwischen uns, und das weiß er auch. Er ist okay, weiter nichts.«

»Schon gut, schon gut, aber sei wenigstens fair und sag's ihm. Dass du ihn so im Regen stehen lässt – also, das hat er nicht verdient.«

»Kannst ihn ja trösten«, schlug Sina bissig vor, lenkte dann jedoch ein. »Ich will ja gar nicht Schluss machen, zufrieden? Aber mir auch mal andre Leute angucken, darf ich ja wohl. Komm, geh 'n Schritt schneller, mir ist saukalt.«

Für den Rest des gemeinsamen Schulweges überlegten sie, wie Nadine ihr Geburtstagsgeld verwerten könnte, das sie im nächsten Monat bekommen würde.

»Also auf jeden Fall neue Klamotten. Jeans, von ›Levis‹oder ›Lee‹,

mal sehen. Und vielleicht was für'n Sommer. Soll ich dir sagen, was meine Mutter mal drauf hatte, letztes Jahr oder so? Die wollte mir doch echt 'ne Jacke von Aldi andrehen! Mann, die weiß manchmal auch nicht, was abgeht! Von ›Adidas‹ gibt's Jacken, also megastark, sag ich dir, leider auch total teuer. Dafür reicht mein Geld sowieso nicht.«

»Hol dir doch noch 'ne CD. Sind ja wieder jede Menge neue Produktionen auf dem Markt«, meinte Sina.

»Ja, vielleicht. Weißt du, Sina, was mein Traum ist? Mal in die USA fahren, New York, Los Angeles ... Da, wo's anfang mit dem Rap und Breakdance und so. Alles mal mit eigenen Augen sehen, nicht immer bloß in Filmen. Das wär was.«

Sie waren an der Straßenecke angekommen, an der sie sich trennten, und Nadine seufzte schwer. »Manchmal hab ich einfach von allem die Schnauze voll. Aber was soll's, geht dir ja genauso. Bis später, ich hol dich ab.«

Das letzte Stück ging Sina allein. Es regnete immer noch, und ein paar Sekunden hatte Sina noch Nadines traurige, sehnsüchtige Stimme im Ohr, die sie eigenartig berührte. Vor einigen Tagen hätte sie vielleicht noch mitgeträumt, und sie hätten eine Reiseroute entwickelt quer durch die USA. Aber das war vorbei.

Sie träumte von Robin.

Arbeitsschluss. Birte Steinhardt zog ihren Kittel aus, hängte ihn an den Garderobenschrank, ging dann in den Waschraum, um sich ein wenig zurechtzumachen. Dort stand Monika, ihre Kollegin, mit der sie sich den Schichtdienst teilte, und zog sich grade mit einem leuchtend roten Stift die Lippen nach. Im Spiegel begegneten sich ihre Blicke. Monika schraubte den Stift zu, verstaute ihn in ihrer kleinen Tasche und drehte sich zu Birte Steinhardt um.

»Du bist wieder platt, oder? Siehst aus, als würdest du gleich schlapp machen. Gab's denn viel zu tun heute Mittag?«

»Nur das übliche. Aber manchmal ist mir selbst das zu viel. Ich bin eben nicht mehr die Jüngste.«

»Red keinen Unsinn«, sagte Monika grob. »Bist grad mal vierzig. Deine beiden großen Kinder sieht dir keiner an. Nein, nein,

das ist der Job, der dich so fertig macht. Dieser blöde Job hier in der blöden Küche. Ich tu's ja nur als Übergang, bis ich heirate und dann – ade, Krummbach. Aber du! Hast du das denn nötig? Zahlt dein Ex keinen Unterhalt? Und gibt's nichts andres für dich?«

Birte Steinhardt zuckte zusammen, ihr Gesicht verschloss sich. So ähnlich waren auch Sinas Worte gewesen. Was wussten diese jungen Leute denn? Diese Monika, die hier nur arbeitete, um sich noch ein bisschen Geld zusammenzusparen, die jederzeit aufhören konnte, und die eine ordentliche Berufsausbildung hatte, mit der sich was anfangen ließ. Aber – eine ordentliche Berufsausbildung hatte sie ja auch, sie war ja nicht ungelernt ...

Sie verabschiedete sich von Monika, holte Jacke und Tasche aus dem Garderobenschrank und verließ das Lokal. In Gedanken versunken ging sie zum Auto. Wenn sie ehrlich sein wollte, musste sie sich eingestehen, dass sich Sinas Worte vom Montagabend wie ein Stachel in sie hineingebohrt hatten. Schon seit langem war ihr diese Arbeit zu viel, ja, sie hasste sie geradezu, diese Sammlung von untergeordneten Tätigkeiten in einer besseren Kneipe. Sina hatte im Grunde nur Öl auf ihr Feuer gegossen.

»Warum schmeißt du den ganzen Kram nicht hin? Du hast doch 'n richtigen Beruf ... Du könntest vielleicht auch 'ne Umschulung machen ...«

Immer war sie darauf bedacht gewesen, nur Geld zu verdienen, egal womit, Hauptsache, sie und die Kinder konnten davon leben, ohne dass sie für sich selbst Unterhalt in Anspruch nahm. Eine lange Zeit hatte allein dies ihr Befriedigung und eine gewisse Selbstbestätigung gegeben. Aber allmählich kamen ihr Zweifel. Der Unterhalt stand ihr von Rechts wegen zu, er war kein Geschenk, kein Almosen. Wäre es nicht klüger, ihn nicht länger zu verweigern, sondern ihn stattdessen zur beruflichen Qualifizierung zu verwenden, um wirklich irgendwann auf eigenen Füßen stehen zu können? Damals, in der Zeit der tiefsten Demütigung und Verzweiflung, hatte sie sich geschworen: »Keinen Pfennig nehme ich von ihm! Nie wieder will ich von ihm abhängig sein!« Ihr Anwalt hatte sie dann dazu überredet, wenigstens den Unterhalt für die Kinder zu beantragen, für sich selbst hatte sie ihn bis heute abgelehnt. Lie-

ber die stupideste Arbeit tun, als sich von seinem Geld zu ernähren und zu kleiden. Jahrelang hatte sie so leben können. Aber nun, wo sie merkte, dass sie nicht mehr konnte – war es nun nicht an der Zeit, neu zu überlegen und zu entscheiden? Vielleicht auch deshalb, um die Achtung der Kinder nicht zu verlieren? Wer, mit sechzehn oder zwölf, wollte schon eine Küchenhilfe zur Mutter haben?

Ja, es wurde notwendig, ernstlich darüber nachzudenken. Auch, wenn sie bisher noch nicht wusste, woher sie den Mut nehmen sollte für eine solch grundlegende Veränderung.

Tage später. Schon ein paar Minuten stand Sina vor der Arztpraxis des Dr. Baum, weil sie sich nicht dazu überwinden konnte, reinzugehen. Das schmale, rosa gestrichene Haus war wie ein Farbtupfer zwischen all den anderen grauen Altbauten in dieser engen Straße. Die Luisenstraße lag mitten im Zentrum, und Sina fand sie hässlich, düster und trostlos. Uralte Fassaden, kaum Bäume, darüber das trübe Licht dieses Winternachmittages. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

Wie sie es hasste, überall nach einem Ausbildungsplatz zu fragen, als wäre es geradezu ein Luxus, eine Lehrstelle zu wollen, und nicht ein selbstverständliches Recht in dieser Gesellschaft. Wie sie auch die Reaktion der Erwachsenen manchmal ärgerte! Die Sprechstundenhilfe dieses Dr. Baum zum Beispiel hatte sich am Telefon gar keine Zeit genommen für sie, sondern ihr einfach nur gesagt, sie solle vorbeikommen und das möglichst noch vor vier – weil dann der Patientensturm einsetzte. Glaubte die denn, sie, Sina, hätte nichts zu tun? »So ist das nun mal, schließlich willst du was von ihr und nicht umgekehrt«, hatte ihre Mutter gesagt. »Angeflogen kommt sie nicht, so eine Lehrstelle, also maul nicht unnütz rum, sondern geh hin.« Sie war hingegangen. Und jetzt stand sie hier und kam sich lächerlich vor. Aber die Uhr zeigte schon zwölf Minuten vor vier, sie musste sich endlich zusammennehmen.

Sina prüfte in der verglasten Eingangstür noch einmal ihr Aussehen – mittelgroß, blondes, kurzgeschnittenes Haar, blaugraue Augen, wenigstens die pinkfarbene Jacke stand ihr gut –, dann drückte sie auf die Klingel und stieß gleich darauf die Tür auf. Dr. Baum

war ein praktischer Arzt und das Wartezimmer schon halb voll, genauso, wie sie es von bekannten Arztserien aus dem Fernsehen her kannte. Aber die Damen an der Rezeption ließen sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. Eine von ihnen winkte Sina in das angrenzende Labor und schob ihr einen Stuhl hin.

»So, Frau Steinhardt, knapp zehn Minuten bleiben uns noch, der Doktor kommt nie vor vier. Wenigstens sind Sie pünktlich. Also, Sie haben angerufen, um nach einem Ausbildungsplatz zu fragen, nicht wahr? Haben Sie sich auch schon woanders beworben? – Momentchen eben ...« Eine Kollegin war hereingekommen und suchte nach einer Laborprobe, minutenlang sprachen die beiden leise miteinander. Sina sah ihnen zu, während die Frage noch in ihr nachhallte.

Woanders beworben! Sollte das ein Witz sein? Sie dachte an die vielen Anläufe, die sie in den letzten Tagen unternommen hatte, an die Anfragen am Telefon und die zumeist gleichen Antworten: »Tut mir leid, wir bilden zur Zeit nicht aus«, oder: »Rufen Sie später noch mal an«. Von einer Schulkameradin hatte sie allerdings die Adresse eines Urologen bekommen, der Auszubildende beschäftigte, doch nicht für alles Geld der Welt wollte sie bei solch einem Arzt arbeiten. Und auch Zahnärzte hatte sie bei ihrer Suche ausgeklammert. Den ganzen Tag lang offenstehene Münder und Bohrgeräusche – niemals! Aber dass sie hier gefragt wurde, ob sie sich noch anderswo umgeschaut hätte, war schon fast eine Beleidigung. Sie war zu schüchtern, um zu protestieren, als Frau Bode sich wieder ihr zuwandte.

»So, also noch mal von vorn. Ich nehme an, wir sind nicht die erste Praxis, in der Sie nachfragen?«

»Nein, im Gegenteil, aber viele sagen ...«

»Dass sie im Moment keine Azubis nehmen«, vervollständigte Frau Bode den angefangenen Satz. »Nun gut. Also, Frau Steinhardt, wir bilden aus, wir beschäftigen bereits eine junge Frau im zweiten Ausbildungsjahr und werden zum Herbst hin noch jemand einstellen – obwohl uns das wirklich was kostet, denn Sie haben zwei Berufsschultage pro Woche und sind nur an drei Tagen in der Praxis. Aber Sie können sich denken, dass wir schon sehr viele Bewer-

berinnen haben. Hatten Sie das letzte Schulzeugnis mitgebracht?»

Schweigend reichte Sina ihr das Blatt, schweigend las Frau Bode es durch und gab es dann zurück. »Ganz gut. Allerdings könnte die Deutschnote besser sein. Warum möchten Sie diesen Beruf denn überhaupt ergreifen?«

Auf diese Frage war Sina vorbereitet, trotzdem fiel es ihr schwer, eine Antwort zu formulieren, aus der herauszuhören war, dass sie wirklich drüber nachgedacht hatte. »Ich war im Schulpraktikum bei einer Kinderärztin, und das hat mir viel Spaß gemacht. Ich habe gern mit Menschen zu tun ...« das hatte sie in einem Buch gelesen, aber sie fand, der Satz hörte sich gut an, » und die Arbeit war sehr – sehr – also, ich meine, es gab immer ganz verschiedene Dinge zu tun ...«

»Vielseitig, meinen Sie. Also Sie haben schon etwas Erfahrung gesammelt.. Würde Ihnen die Arbeit beim praktischen Arzt denn zusagen? Mit Kindern hätten Sie bei uns weniger zu tun, eher mit älteren Menschen, auf die Sie sich ganz anders einstellen müssten.«

»Das würde mir nichts ausmachen«, erwiderte Sina, aber dann, als sie selbst merkte, dass dies nicht sehr überzeugend klang, verbesserte sie sich: » ...ich wollte sagen, dass ich auch grade mit älteren Menschen sehr gut zurechtkomme.« Das stimmte zwar so nicht, denn sie kannte kaum ältere Menschen, aber sollte sie vielleicht sagen: Mir ist alles egal, ich will nur eine Lehrstelle!?

»Tja«, draußen gingen ständig Klingel und Türsummer, und Frau Bode warf einen Blick auf die Uhr. »Vielleicht noch ein Wort zu unseren Vorstellungen. Wir legen allergrößten Wert auf Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Kontinuität.« Sie machte eine Pause, um diesen Satz wirken zu lassen, und Sina überlegte, was »Kontinuität« bedeutete, wagte aber nicht, nachzufragen. »Wir verlangen, dass unsere Azubis sich voll einsetzen«, fuhr Frau Bode fort, »dass sie ihre Ausbildung über ihr Privatleben stellen und an allen Ausbildungsbereichen gleich viel Interesse zeigen. Der Beruf der Arzthelferin ist kein Nebenjob, Frau Steinhardt, und geregelten Feierabend gibt es selten. Doch das werden Sie bei Ihrer Kinderärztin ja sicher schon kennen gelernt haben.« Sie stand auf, und wohlgezogen erhob Sina sich ebenfalls. »Ein Tipp noch: sehen Sie zu, dass

Sie Ihre Deutschnote verbessern. Ansonsten kann ich Ihnen leider nicht viel Hoffnung machen bei der Vielzahl der Bewerber ... Aber wir haben ja Namen und Telefonnummer von Ihnen vorliegen; sollten wir Sie in die engere Wahl ziehen, hören Sie von uns. Wenn Sie wollen, können Sie sich gerne noch einen Moment mit Simone unterhalten. Ich werde Sie eben bekannt machen ...«

Frau Bode öffnete die Tür, schob Sina zur Rezeption, an der sich mittlerweile viele Patienten drängten, und winkte einem Mädchen, das am Computer saß. »Simone, kommst du mal eben? Ich wünsche Ihnen alles Gute, Frau Steinhardt, hoffentlich finden Sie bald einen Ausbildungsplatz. Also dann ...« Weg war sie. Ihre letzten Worte waren recht deutlich, genauso gut hätte sie ihr gleich eine Absage erteilen können, dachte Sina.

Sie hatte nicht mehr die geringste Lust, noch mit dieser Simone zu sprechen, aber das Mädchen war schon aufgestanden und zu ihr rübergekommen, offenbar ganz froh über diese Abwechslung. »Hallo. Du bist schon die dritte in dieser Woche, die sich hier bewirbt, die Bode schickt sie alle anschließend zu mir. Dabei hat's eh keinen Sinn, sag ich dir gleich.«

»Warum? Wenn die schon jemand haben, würden sie uns doch nicht erst noch kommen lassen, oder?«

»Fest zugesagt haben sie noch keiner. Aber eine ist die Tochter von Dr. Baums bestem Freund. Also, wenn die nicht ganz blöd ist ...« Sie beendete den Satz nicht, aber Sina verstand. »Dann kriegt sie die Stelle, und uns nehmen sie sowieso nicht, meinst du.«

Simone zuckte die Achseln. »Überleg dir besser noch 'n zweiten Beruf«, riet sie. »Arzthelferin wollen zu viele werden, das haben die mir schon letztes Jahr auf dem Arbeitsamt erzählt. Und so'n Superjob ist das hier auch nicht. Arzt für alles, Mädchen für alles. Ich wollte ja eigentlich was anderes, Orthopäde oder Sportmediziner, weißt du, mich mehr spezialisieren, und sauberer ist das auch, aber da war nichts. Man muss nehmen, was kommt ...«

Als Sina wenig später auf die Straße trat und den Weg zum Bus einschlug, Richtung Ostwall, klangen ihr diese Worte immer noch nach. Nehmen, was kommt. Das hörte sich so deprimierend und hoffnungslos an. Der Beruf musste doch für ein ganzes Leben rei-

chen, wie konnte man da einfach nur nehmen, was kam? Und einen zweiten Beruf überlegen? Für einen Moment schoss ihr durch den Kopf, was sie so kannte an Berufsmöglichkeiten – Verkäuferin, Friseurin, Sekretärin, irgendeine Sachbearbeiterin in einer Behörde ... Nehmen, was kommt. Nein. Nicht sie. Sie wollte nicht acht Stunden lang in irgendeinem öden Büro hocken, nur weil da gerade eine Lehrstelle frei war. Sie wollte Arzthelferin werden, immer noch und jetzt erst recht.

Ihre Schritte wurden langsamer, tief atmete sie die kalte Luft ein, schließlich blieb sie stehen und starrte ins Schaufenster einer Apotheke. Das Vorstellungsgespräch von eben konnte sie abhaken, so viel war klar. Adressen, wo sie sich noch bewerben könnte, wusste sie im Augenblick nicht. Vielleicht sollte sie mal zum Arbeitsamt gehen. Irgendjemand aus der Klasse hatte doch irgendwas erzählt ...

Sie würde schon noch etwas finden. Im Grunde hatte sie ja erst angefangen zu suchen, war es nicht naiv von ihr zu glauben, schon so bald eine Lehrstelle zu bekommen? Sie musste geduldig sein. Sie würde ihre Deutschnote verbessern. Sie konnte sich ja auch über die Stadtgrenzen hinaus bewerben. Es gab bestimmt genug Möglichkeiten, sie sah sie jetzt nur noch nicht.

Mit neuem Optimismus erfüllt rannte Sina die Straße entlang, um den Bus noch zu erreichen.

Zu Hause war sie grade mit ihren Hausaufgaben beschäftigt, als ihre Mutter vom Einkaufen kam und gleich darauf an ihre Zimmertür klopfte. Sina stellte die Musik leiser und warf den Kugelschreiber hin. »Komm rein, du störst nicht. Was gibt's heute Abend zu essen?«

»Frikadellen. Ich wollte nur wissen – wie war's heute Nachmittag? Hat sich was ergeben?«

»Ergeben ... Nee, nicht direkt«, sagte Sina gedehnt. »Die haben natürlich schon jede Menge Bewerber. Außerdem ist da jemand bei, den der Baum kennt, da hat unsereiner sowieso keine Chance.«

Ihre Mutter schüttelte ärgerlich den Kopf. »Da siehst du's – jede Menge Bewerber. Ich rede seit Wochen, mach endlich, kümmer

dich drum, aber du schiebst alles auf die lange Bank, bis es zu spät ist. Immer dasselbe mit dir!«

»Mann, jetzt reg dich doch nicht gleich auf!« rief Sina. »Ich werd schon noch was kriegen, also bloß keine Panik. Ich kann mich ja auch weiter weg bewerben. Dann fahr ich eben 'ne Stunde – ist mir auch egal.«

»Hättest du dir das mal früher gesagt. Als ich dir den Rat gegeben habe, hast du reagiert, als würde ich dir zumuten wollen, auf dem Mond zu arbeiten. Natürlich sind dir viele schon zuvorgekommen, bei so einem begehrten Beruf darf man eben nicht ewig warten. Du musst dich mehr dahinterklemmen.«

Sina wurde nun ebenfalls wütend. »Das tu ich doch schon die ganze Zeit. Du vergisst wohl all die Ärzte, die gar keine Azubis nehmen oder die mich auf später vertröstet haben. Das waren die meisten. Dafür kann ich ja wohl überhaupt nichts, oder?«

»Dafür, dass du bei Dr. Baum schon die Soundsovielte warst, kannst du sehr wohl was«, sagte die Mutter kühl.

»Ach, Dr. Baum. Der nimmt sowieso die Tochter seines Freundes, das ist alles nur Bestechung.«

»Um Ausreden warst du noch nie verlegen. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld. Du bist es, die nachher auf der Straße steht, nicht ich.«

»Eben. Also, was soll der Stress?« antwortete Sina unfreundlich. »Und jetzt lass mich bitte in Ruhe, ich muss noch Mathe und Englisch machen.«

Sie drehte das Radio wieder lauter, beugte sich über ihr Blatt und tat so, als wäre ihre Mutter nicht mehr vorhanden. Birte Steinhart verließ wortlos das Zimmer, die Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

Die Geburtstagsparty war laut und ausgelassen. Steffi hatte fast die ganze Klasse eingeladen, und die meisten waren auch gekommen, denn Steffi verstand es immer, eine Stimmung zu produzieren, bei der »voll was abging«, wie Leon sich ausdrückte. Er und Steffi waren seit kurzem zusammen und geradezu unzertrennlich. Sina, die die beiden etwas melancholisch beobachtete, überlegte, wie gut es sein müsste, jemanden zu haben, zu dem man wirklich gehörte. Sie

dachte an Michael, in den sie total verliebt gewesen war, der sich aber mehr für Autos und Fußball interessiert hatte als für sie. Sie dachte an Oliver, mit dem sie einige Male Schlittschuhlaufen war, und der nichts anderes als Sex mit ihr wollte. Mit Max redete sie hauptsächlich über Schule und Alltagskram, aber außerhalb des KiJuHei trafen sie sich kaum. Und sie dachte an Robin ...

»Hey, Sina, schmeiß mir mal 'ne Cola rüber«, rief ihr Tim zu, und sie wandte sich zum Tisch, wo das kalte Buffet aufgebaut war, griff sich eine Dose und warf sie quer durch den Raum. Nadine tauchte neben ihr auf. »Krasse Musik, was? Hat alles Daniel ausgesucht, wusste gar nicht, dass der so viel von versteht. Und soll ich dir mal erzählen, dass ...«

»Später, Nadine, ich muss mal eben ...« Sina verließ das Zimmer und flüchtete in die Küche, die dunkel und verlassen lag, Stefis Eltern waren nicht zu Hause. Sie öffnete das Fenster, lehnte sich weit hinaus, die frische Luft tat ihr gut. Sie hatte plötzlich keine Lust mehr für diese lärmende Fete nebenan, sie wollte allein sein. Robin ...

Sie hatte ihn jetzt schon mehrmals wiedergesehen im KiJuHei, hatte sich mit ihm unterhalten und ihn dabei immer besser kennen gelernt. Mit ihm verliefen Gespräche auf einer anderen Ebene als gewohnt, er konnte gut zuhören, überlegte sorgfältig seine Antworten und regte sie durch das, was er sagte, dazu an, mehr als bisher nachzudenken und zu hinterfragen. Über sich sprach er wenig, blieb ruhig und zurückhaltend, schien aber ganz gern mit ihr zusammen zu sein. Oder bildete sie sich das nur ein, weil sie es sich so sehr wünschte?

Von Mal zu Mal zog er sie mehr an. Er war so total anders als alle, mit denen sie bis jetzt ihr Leben verbracht hatte, sensibel, nachdenklich, musikalisch begabt, und er verkörperte für sie eine Welt und Lebensanschauung, die sie nicht kannte. Einmal, als er wieder beim Büchersortieren war, hatte sie ihn auch danach gefragt, was sie merkwürdigerweise nicht vergessen konnte. »Was meinst du damit, wenn du sagst, dass Gott deinem Leben Sinn und Halt gibt?«

Robin schwieg so lange, dass sie schon fürchtete, die falsche Frage gestellt zu haben. Aber dann merkte sie, dass er die Zeit brauchte,

um seine Antwort zu formulieren. »Weißt du, ich glaube, dass Gott mich erschaffen hat«, sagte er schließlich, »und dass er in mich – und in jeden Menschen – die Sehnsucht nach seiner Liebe und Nähe gelegt hat. Jemand hat mal darüber gesagt: ›Den Sinn des Lebens gewinne ich nur, wenn ich die Erfüllung meines Lebens finde, wenn ich also das verwirkliche, wozu ich entworfen bin.‹ Das ist ein schwieriger Satz, aber ich fand ihn sehr – sehr treffend. Er meint damit, dass der Mensch dazu entworfen ist, mit Gott zu leben. Und nur, wenn er das tut, gewinnt sein Leben einen Sinn und eine – ja, eine Beständigkeit, die er ohne Gott nie findet.«

Sina schüttelte den Kopf. »Ich glaub nicht, dass ich das verstehe«, sagte sie langsam. »Ich meine, wenn es Gott wirklich gibt, dann ist er weit weg. Wie soll ich mit ihm leben können?«

Er zögerte einen Augenblick und sagte schließlich: »Er hat Jesus geschickt, seinen Sohn. Die Bibel spricht davon, dass er gestorben und auferstanden ist, damit der Mensch zu Gott kommen kann.«

»Die Bibel«, wiederholte Sina erstaunt, »du glaubst daran?«

»Ja. Ich glaube an die Bibel.«

»Ich kann das nicht, ehrlich nicht. Ich hab mal gehört, wie jemand gesagt hat, die Bibel ist sowas wie ein christlicher Sagenborn und das meiste sowieso dazugedichtet. – Ich meine«, fügte sie dann hastig hinzu, »das kann ja auch jeder machen, wie er will. Hauptsache – naja, Hauptsache, man kommt irgendwie klar.«

Robin ergriff den letzten Bücherstapel, brachte ihn ordentlich im Regal unter, ging dann zum Fenster und starrte schweigend vor sich hin. Als er sich zu ihr umdrehte und sie ansah, schimmerte in seinem Blick ein Hauch von Traurigkeit. »Früher dachte ich auch, das reicht, wenn man irgendwie klarkommt. Aber ich habe gemerkt, dass das zu wenig ist. Und dann war ich sehr froh, dass in der Bibel steht, wie sehr Gott mich liebt und welchen Weg er gegangen ist, um mir das zu zeigen. Wenn du das so sagst, Sina, irgendwie klarkommen – ist das alles, was du willst? Ist das wirklich alles?«

Sie war betroffen über den fast leidenschaftlichen Ton, in dem er seine letzten Worte hervorstieß. Stumm, weil sie keine Antwort wusste, zuckte sie mit den Achseln. Er kam zu ihr herüber, griff nach ihrer Hand, ganz kurz, und ließ sie gleich wieder los. Als er

dann weitersprach, klang seine Stimme wieder ruhig und normal wie gewohnt.

»Weißt du, es gibt einen Komponisten aus dem 16. Jahrhundert, der – ja, großartige Kirchenmusik geschrieben hat«, erzählte er leise. »Er war ein tiefgläubiger Mann, steht in vielen Biografien, und das kann man auch aus allen seinen Werken heraushören. Er hat Gott nicht nur verehrt, er war ihm auch sehr nahe. Er hat mit Gott und aus Gott heraus gelebt. Und er hätte nicht diese Musik komponieren können, wenn er nicht so erfüllt gewesen wäre von seinem Glauben an Gott. Ja, sicher, es war eine andere Zeit, die Menschen waren damals religiöser als heute. Aber so geglaubt wie er, dieser Bach, haben nur wenige. Er hat Sinn und Halt für sein Leben wirklich bei Gott gefunden.«

Sina schwieg. Das, was Robin sagte, faszinierte und verwirrte sie gleichzeitig. Sie ahnte, dass sie auch dieses Gespräch nicht einfach würde vergessen können. Und noch lange danach meinte sie, Robins Berührung an ihrer Hand zu spüren.

»**B**eate? Ich bin's, Sina. Ich wollte Papa zum Geburtstag gratulieren, ist er da?«

Sina wartete einen Moment, während Beate ihren Vater ans Telefon holte. Jan, der eben an ihr vorbei in die Küche ging, knurrte: »Ich will ihn aber nicht sprechen, hörste? Nur damit du Bescheid weißt.«

»Aber Jan, du hast Papa immer gratuliert, du machst doch alles noch schlimmer, wenn du ...«

Da meldete sich ihr Vater. »Papa? Hier ist Sina. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag ...« Sie lauschte einen Moment ins Telefon. »Jetzt am Samstag? Ja, das geht bestimmt, ich frag Mama nachher, wenn sie kommt, aber ich glaube ... Jan? Ich – ich weiß nicht, ob er da ist. Vielleicht meldet er sich noch ...«

Jan zog hinter ihr eine Grimasse, und Sina schüttelte wütend den Kopf. Dann konzentrierte sie sich wieder aufs Telefon. »Ja«, sagte sie leise. »Ja, ich werde mit Mama noch mal reden ... Ja, natürlich ... Das weiß ich doch, Papa ... Ja, ist gut ... Grüß Beate von mir. Bis Samstag. Tschüs, Papa.« Sie legte auf.

Jan stand immer noch in der Diele. »Na, war er zufrieden damit?«

»Womit? Dass ich dich bei ihm entschuldigt habe? Du bist wirklich blöd, Jan, so wird euer Verhältnis nie besser. Er hat uns beide eingeladen – für Samstag ...«

»Und du glaubst auch noch, dass er das echt meint, oder? Dann bist du blöd. Der fällt glatt um, wenn ich plötzlich vor seiner Tür stehe. Ach, vergiss es ...«

Jan verschwand in seinem Zimmer, und Sina setzte sich an ihren Schreibtisch, tief in Gedanken versunken. Ja, sie musste mit ihrer Mutter noch mal reden, so ruhig und sachlich, aber auch so

deutlich wie möglich. Schon damals hatte sie es Beate versprochen, jetzt eben ihrem Vater, und sie wollte dieses leidige Thema ja auch selbst klären, ein für allemal. Sie konnte nicht immer darauf Rücksicht nehmen, dass ihre Mutter müde war und abgearbeitet und genug eigene Sorgen hatte. Es ging schließlich um ihr Leben, ihre Zukunft, ihre Entscheidung, die durchzusetzen sie fest entschlossen war.

Morgen, überlegte Sina, hatte ihre Mutter Frühschicht und war abends zu Hause, dann – dann musste es sein.

Kurz nach 20 Uhr. Die letzten Teenies hatten eben das KiJuHei verlassen. Robin Karstens war müde, abgespant und einfach entnervt. Nie hätte er sich vorgestellt, dass er diese Arbeit so mühevoll finden könnte. Das permanente Gefordertsein durch die Jugendlichen, die immer gleichen Konflikte, die ständigen Fragen, die möglichst umfassend beantwortet werden wollten – Verbote aussprechen, Entscheidungen treffen, sich durchsetzen. Und das unzählige Male am Tag ...

Innerlich fühlte er sich leer und unausgefüllt, denn er vermisste sein Studium und die Musik. Die Kraft, neben seinem Job im KiJuHei noch auf die Suche nach einer Orgel zu gehen, hatte er nicht. Mehr als einmal fragte er sich, wie sinnvoll diese ganze Angelegenheit wirklich war, und er wusste es nicht. Er blieb, weil er nach wie vor Gottes Weg darin sah.

Und er machte sich Sorgen um seine Mutter ...

Aus der kleinen Küche rief Ulrike ihn. »Ich hab uns eben noch einen Tee aufgegossen. Komm, bevor er kalt wird.«

Eigentlich wäre er am liebsten sofort nach Hause gefahren, aber Ulrike hatte mit wenigen Handgriffen eine Gemütlichkeit geschaffen, die ihm guttat. Sie hatte aufgeräumt, die grelle Deckenbeleuchtung ausgeschaltet, die beiden Becher auf den Tisch gestellt, Kekse in ein Schälchen geschüttet und ein Teelicht angezündet. Und während sie schweigend von der heißen Flüssigkeit tranken und in die Flamme starrten, spürte er, wie sein Frust sich legte und eine wohlige Ruhe über ihn kam.

Nur einmal brach Ulrike die Stille zwischen ihnen. »Du gewöhnst

dich noch dran, ganz sicher«, sagte sie aufmunternd. »Die ersten Tage sind immer am schwersten. Im Übrigen machst du es doch recht gut. Die Kids mögen dich, und mit der Zeit werden sie dich auch akzeptieren. Du bist kein Powertyp, okay, aber weißt du, was mir aufgefallen ist – schon in dieser ersten Woche? Wenn sie reden wollen, kommen sie zu dir. Weil du ihnen zuhörst und sie sich von dir ernst genommen fühlen. Dich fragen sie auch aus, oder? Sogar, wie du an deine religiöse Einstellung kommst, wollen sie wissen. Das zeigt, dass sie Vertrauen zu dir haben. Und Vertrauen aufbauen, Robin, bei diesen Kids, das ist nicht einfach. Da kannst du stolz drauf sein.«

Sie bekam keine Antwort, doch sie erwartete auch keine. Aber Ulrikes Worte hatten ihm wieder neu Mut gemacht.

Nach dem Abendessen. Birte Steinhardt hatte sich für eine Viertelstunde auf die Couch gelegt, denn sie war schon im Morgengrauen aufgestanden und, wie immer um diese Zeit, völlig übermüdet. Durch die angelehnte Tür drang das monotone Brummen des Geschirrspülers, ein Radio lief in voller Lautstärke, irgendwo weinte ein Kind – altvertraute Geräusche, die allmählich einschläferten ...

Jan kam herein und steuerte zielstrebig auf das Fernsehgerät zu. Mühsam versuchte sie, wieder wach zu werden.

»Jan, du spielst jetzt nicht mehr Video, es ist viertel vor neun. Ab ins Bad.«

»Jetzt schon? Ich bin doch kein Baby mehr. Die andern aus meiner Klasse gehen viel später ins Bett als ich«, protestierte Jan.

»Das tust du vermutlich auch, wenn ich nicht da bin, also geh.«

»Warum darf ich denn nicht noch ein bisschen spielen? Ich hab grad so'n schwieriges Level, wo ich überhaupt nicht weiterkomme ...«

»Jan, geh jetzt endlich!«

»Okay, okay, ist ja gut! Aber denk nicht, dass ich schon schlafe, dann hör ich noch Musik, klar? Mann, ist das alles ätzend!«

Schimpfend verschwand Jan im Badezimmer. Birte Steinhardt atmete tief durch und griff zur Fernsehzeitschrift. Was sie jetzt

brauchte, war irgendein entspannender Film oder eine Show, denn zum Lesen konnte sie sich einfach nicht mehr konzentrieren. Aber als sie grade eingeschaltet hatte, betrat Sina das Wohnzimmer. Sie blieb kurz an der Tür stehen, setzte sich dann der Mutter gegenüber und sagte so laut, dass sie das Fernsehen noch übertönte: »Ich muss mit dir reden, Mama.« Sie wirkte trotzig und abweisend, so, wie sie manchmal aussah, wenn sie von ihrem Vater kam, und instinktiv ahnte Birte Steinhardt, was auf sie zukam.

»Jetzt? Heute Abend noch?«

»Ja. Sonst ist doch nie Zeit, oder? Ich hab Papa versprochen, dass ...«

»Na, was denn?« entfuhr es ihr unbeherrscht. »Dass du mich entgültig dazu bringen könntest, euren Plänen zuzustimmen?«

»Warum regst du dich denn gleich immer so auf? Papa hat mich zu seinem Geburtstag eingeladen, und ich hab ihm gesagt, ich würd vorher noch mal in aller Ruhe mit dir sprechen. Er versteht einfach nicht, weshalb du dich so dagegen sträubst, dass ich zu ihm und Beate ziehe. Ich meine, wir können uns ja trotzdem ganz oft sehen. Er sagt, dass ich längst mitbestimmen kann, wo ich leben möchte. Und dass ich zu alt bin, um noch so bevormundet zu werden, wie du das tust.«

»So! Sagt er das!« Da war es wieder, dieses vertraute Gefühl der Hilflosigkeit. Aber hier würde sie nicht nachgeben, hier würde sie kämpfen! Nur musste sie ruhig und gelassen bleiben, das sah sie selbst ein.

»Gut, unterhalten wir uns noch einmal über dieses Thema, obwohl du meine Meinung dazu kennst. Ich werde nie – nie, Sina, und ich habe Gründe dafür – meine Einwilligung dazu geben, dass du zu deinem Vater ziehst. Wenn du volljährig bist, dann kann ich dich nicht daran hindern, das zu tun, was du willst. Aber noch habe ich die Verantwortung für dich, und ich werde so handeln, wie ich es für das Beste halte. Du weißt ja, Sina, dass wir das nicht unter uns regeln können, sondern dass ein Antrag auf Änderung des Sorgerechts gestellt werden muss. Letztlich entscheidet darüber das Familiengericht.«

»Aber Papa will sich gütlich mit dir einigen, sagt er.«

»Natürlich will er das«, Birte Steinhardt lachte trocken, »weil das Gericht mich fragen wird, weshalb ich dagegen bin. Und weil es dann für deinen Vater vielleicht sehr schwierig wird, eine Sorgerechtsänderung durchzusetzen. Deshalb möchte er, dass wir im Einvernehmen vor Gericht gehen. Doch den Gefallen werde ich ihm nicht tun. Ich werde nicht zustimmen.«

»Und warum nicht?« Sina sprang auf, wild und erregt. »Immer redest du so geheimnisvoll von bestimmten Gründen, aber nie sagst du mir, was das für Gründe sind! Dann verrate sie mir endlich! Doch weißt du was? Das ist alles nur leeres Gerede von dir! In Wirklichkeit willst du nur nicht, dass ich mich mit Papa und Beate besser verstehe als mit dir. Du bist einfach eifersüchtig! Das ist es!«

Die Mutter wurde blass. Auch ihr gelang es kaum noch, ihre Aufregung zu zügeln, Sinas Anschuldigungen trafen sie tief. Trotzdem versuchte sie es noch einmal mit vernünftigen Argumenten.

»Sina, bitte, warum können wir nicht einen Kompromiss schließen? In gut einem Jahr wirst du achtzehn; wenn du dann immer noch den Wunsch hast, bei deinem Vater zu leben – wie schon gesagt, dann brauchst du mich nicht mehr zu fragen. Du kannst einfach gehen. Nicht, dass es mir dann lieber wäre, aber wir ersparen uns wenigstens das Gerangel vor Gericht. Und du hättest Zeit, um das Ganze noch mal zu überdenken, denn der Alltag bei deinem Vater und Beate sieht auch anders aus, als du es dir jetzt vielleicht vorstellst.«

»Das weiß ich«, sagte Sina kalt. »Probier nicht, mir das Ganze auszureden, das schaffst du doch nicht. Also stimmt es, du hast gar keine besonderen Gründe. Dir passt das einfach nur nicht.«

»Nein, es stimmt nicht, ich habe meine Gründe ...«

»Dann sag sie mir endlich!« schrie Sina.

Auch Birte Steinhardt konnte sich nicht mehr beherrschen, sie schrie zurück. »Ja, vielleicht sollte ich das wirklich tun, damit du aufhörst, mir so unglaubliche Dinge zu unterstellen! Aber ich will dich schonen, Sina, hörst du? Ich will nicht, dass du unglücklich wirst! Ich will ...«

»Ach, sei doch still!« Sinas Stimme überschlug sich fast, sie rannte zur Tür, drehte sich dort noch mal um. »Mich schonen – wovor

denn? Alles nur Ausreden! Aber dass du's weißt: Papa wird auf jeden Fall den Antrag stellen. Und ich werde ganz klar sagen, was ich will. Dann sehen wir ja, wie die entscheiden. Meinst du wirklich, du kannst dich gegen Papa durchsetzen? Mich hältst du nicht zurück! Ich zieh trotzdem zu ihm.«

Sie lief aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu. Birte Steinhardt blieb sitzen, still, in sich zusammengesunken, reglos.

Später, viel später stand sie mühsam auf. Mechanisch bereitete sie auf der Schlafcouch ihr Bett, öffnete das Fenster, stellte den Wecker. Auf dem Weg ins Bad schaute sie in Jans Zimmer. Es war dunkel, Jan schlief, er hatte ihr nicht Gute Nacht gesagt. Sie horchte an Sinas Tür, sie hörte nichts. Aus dem Badezimmerspiegel sah ihr ein blasses übermüdetes Gesicht entgegen. Wie sollte sie nur ihren Arbeitstag morgen durchstehen?

Aber das Schlimmste war, dass sie nicht einmal wusste, ob sie richtig handelte, ob es nicht doch an der Zeit war, ihrer Tochter die Wahrheit zu erzählen. Hatte Sina nicht ein Recht darauf? Und würde es nicht auch eine Entlastung für sie selbst sein, wenn Sina endlich Bescheid wusste? Würde es sie nicht befreien von dem ständigen Vorwurf, sie enthalte Sina ihren Vater vor?

Doch immer noch war das Verlangen stärker, Sina zu schützen vor einer Wahrheit, die sie vielleicht nicht ertragen konnte. Darum schwieg sie. Hatte heute Abend geschwiegen, würde auch morgen schweigen und übermorgen. So lange, bis es einfach nicht mehr ging.

»Hi, Sina. Stell dir vor, ich hab 'ne Lehrstelle in Aussicht. Is' doch krass, oder?«

»Wo denn?« Sie bogen um die Ecke, wo die Schule schon auftauchte, und Nadine erzählte, munter und aufgekratzt. »Bei Kaiser's auf der Hochstraße. Zweimal war ich schon zum Gespräch da. Beim ersten Mal musste ich nur 'n Test machen, aber gestern haben die dann jede Menge Fragen gestellt. Mein Zeugnis fanden sie okay, und den Test hab ich auch bestanden. Jetzt bin ich in der engeren Wahl. In den nächsten Tagen krieg ich Bescheid.«

»Bei Kaiser's? Verkäuferin? Das find'ste krass?«

»Soll ja nicht für immer sein.« Die Uhr zeigte auf fünf vor acht, Nadine war stehengeblieben und sah Sina eindringlich an. »Du weißt doch, was bei mir zu Hause abgeht. Ich will so schnell wie möglich weg. Ausziehen. Dazu brauch ich Geld. Und das gibt's nicht ohne Job. Später kann ich immer noch was andres machen. Aber dann hab ich 'n Job und bin unabhängig.«

»Von dem bisschen, was du da verdienst, kannst du dir doch nie 'ne eigene Wohnung leisten«, sagte Sina kritisch.

»'Ne eigene Wohnung vielleicht nicht. Aber Daniel hat mir erzählt, dass er mit zwei andern Boys in 'ner Wohngemeinschaft lebt. Da könnte ich einziehen, sagt er, und dann brauch ich bloß so'n Mietanteil bezahlen. Natürlich erst, wenn ich achtzehn bin, gibt eh 'n Aufstand zu Hause. Aber das ist mir egal, ehrlich. Ich sag dann tschüs und bin weg.«

»Naja, vielleicht hast du ja Recht«, murmelte Sina düster. »Gleich acht, wir müssen jetzt rein. Kannst du heute Nachmittag zu mir kommen?«

»Nein, leider. Ich hab 'n Zahnarzttermin. Ist was mit dir? Stress gehabt oder so?

»Erzähl ich dir in der Pause. Ja, Megastress. Wegen meinem Vater.«

Der Gong zum Stundenbeginn ertönte. Während sie eilig zum Klassenraum liefen, dachte Sina, dass sie Nadine trotz allem beneidete. Die hatte wenigstens ein Ziel und wusste, was sie wollte. Bei ihr, Sina, dagegen schien das Leben immer chaotischer zu werden.

Am Nachmittag konnte Sina nichts mit sich anfangen. Die Mutter hatte Spätschicht, Jan war auch nicht da, die Erinnerung an das gestrige Gespräch lag wie eine Zentnerlast auf ihr. Irgendwann hielt sie es in der stillen Wohnung nicht mehr aus. Sie läutete bei Nadine, aber es öffnete niemand. Schließlich machte sie sich auf den Weg zum KiJuHei. Am Eingang traf sie mit Max zusammen. Er strahlte sie an. »Hey, cool, Mann, dass du noch kommst. Oder haste vielleicht Lust auf McDonald's? Ich lad dich zum Hamburger ein.«

Sina antwortete darauf nicht. Plötzlich hatte sie das Gefühl, ihn

keine Sekunde länger ertragen zu können. Was wusste er schon von ihr und ihren Problemen? Er war ein netter Junge, aber würde sie je mit ihm über die wirklich wichtigen Dinge des Lebens reden können? Irgendwann vielleicht, wenn er älter geworden war, doch so lange wollte sie nicht warten. Sie holte tief Luft.

»Du, Max, sei mir nicht böse, aber es ist aus mit uns. Bitte, lass mich von jetzt an in Ruhe.«

Er sah sie verständnislos an. »Hey, was ist los mit dir, Mann? Was soll das heißen – es ist aus? Du magst mich doch, oder? Und ich hab dich immer total cool gefunden. Wenn du sauer bist – wir können drüber reden. Ehrlich, Mann.«

»Natürlich mag ich dich, und ich bin nicht sauer, aber es ist eben aus. Bitte versteh mich, Max. Es ist vorbei. Und hör auf mit diesem ewigen ›Mann‹.«

»Du kannst doch nicht einfach sagen, es ist aus und vorbei«, stotterte Max betroffen. »Du musst mir doch wenigstens erklären, warum! Und wenn ich was falsch gemacht hab, musst du mir ´ne Chance geben, es wieder in Ordnung zu bringen.«

›Du hast nichts falsch gemacht‹, dachte Sina, ›bei mir hat sich was verändert‹. Sie sprach es nicht aus, aber sie warf ihm einen Blick zu, teils trotzig, teils bittend, und er wandte sich achselzuckend um und ging ohne ein Wort davon. Danach war ihr noch elender zumute. Sie stahl sich durch die Tür ins KiJuHei, möglichst unauffällig, dass sie niemand sah, setzte sich an das alte Keyboard und fing an zu spielen. Ihre ganze Trauer, Wut und Ratlosigkeit legte sie in die wenigen Töne, die sie unermüdlich wiederholte, wobei sie mit jedem Mal lauter und heftiger auf die Tasten schlug. Als dann plötzlich Robin vor ihr stand, brach sie erschrocken ab. Einen Moment sahen sie sich schweigend an.

»Es tut mir leid, wenn ich dich störe«, sagte er verlegen. »Aber man hört dich bis in die Küche. Ulrike wollte, dass ich mal nachsehe, du klingst so anders. Stimmt – irgendwas nicht?«

»Oh, entschuldige ... Ich meine ...« Sie konnte ihm doch unmöglich eine ehrliche Antwort geben. Niemals konnte sie ihm von ihren verworrenen Familienverhältnissen erzählen, von dem merkwürdigen Verhalten ihrer Mutter und der Auseinandersetzung

gestern Abend, in der sie sich nachher beide angeschrien hatten ... Sie dachte es, und dann brach es auch schon aus ihr heraus, so unkontrolliert und durcheinander, dass sie überzeugt war, er würde kein Wort davon verstehen. Aber als sie erschöpft geendet hatte und er schließlich sprach, erkannte sie, dass er die Zusammenhänge bis ins Detail durchschaut hatte.

»Ich kenne deine Mutter nicht, Sina, aber wenn du ihr nicht glaubst, heißt das doch, dass sie dich bewusst anlügt. Traust du ihr das denn zu?«

Sina stutzte, überlegte, schüttelte stumm den Kopf. Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich ihr gegenüber. »Bitte, sei mir nicht böse«, fing er zögernd an. »Du ergreifst ja eindeutig die Partei deines Vaters. Aber was ist, wenn deine Mutter etwas weiß, was deinen Vater negativ belastet? Vielleicht würde dir die Wahrheit sehr wehtun, und darum verschweigt sie sie lieber. Du erzählst auch nichts über die Scheidungsgründe deiner Eltern.«

»Weil ich sie eigentlich nicht kenne«, erwiderte Sina leise. »Meine Mutter passt nicht zu ihm. Er ist so selbstsicher und großzügig und – attraktiv, und sie wirkt wie eine graue Maus daneben. Ich dachte immer, irgendwann hat er das gemerkt und sich deshalb von ihr scheiden lassen. Aber ich hab nie nachgefragt. Oh nein, du meinst doch nicht etwa ...« Ihr blieb das Wort im Hals stecken. Selbstverständlich hatte sie bis zu diesem Zeitpunkt angenommen, ihre Mutter sei Ursache der Trennung, doch warum eigentlich? Die Mutter hatte nie mit ihr darüber gesprochen. Waren es nicht Bemerkungen ihres Vaters gewesen, hier und da eingestreut, nebenbei oft und wie zufällig, die immer in eine bestimmte Richtung gingen und sie beeinflusst hatten, seit Monaten, nein, seit Jahren? Beeinflusst? Von ihrem Vater beeinflusst gegen ihre Mutter? War es möglich, dass er so etwas tun konnte? Und was hatte er eventuell noch getan, von dem sie nichts ahnte? »Das glaub ich nicht«, sagte sie mitten aus ihren Gedanken heraus, »das glaub ich nicht, Robin. So was macht er nicht, jeder andere vielleicht, aber nicht er, er niemals ...«

»Du hast ihn wohl sehr gern, deinen Vater?« fragte er leise.

»Ja, sehr. Wenn es kaputtgeht zwischen uns – ich würde das nicht aushalten.«

»Leider kann man sich auf Menschen nie hundertprozentig verlassen«, sagte er nachdenklich, »es gibt da eine Geschichte – naja, eher eine Art Gleichnis ... Von zwei Männern, die ein Haus bauen ...«

»Was für eine Geschichte?«

»Sie steht in der Bibel. Ich weiß nicht, ob du sie hören möchtest, du hältst ja nichts davon.«

»Nein. Aber macht nichts. Erzähl sie trotzdem«, bat Sina verwirrt.

»Zwei Männer bauen also ein Haus«, begann er», der eine stellt es einfach auf den Sand, und schon beim nächsten Unwetter wird der Boden unterspült, und das Haus stürzt ein. Der andere stellt sein Haus auf Stein, und so viel es auch regnet und stürmt – es bleibt stehen, weil es auf einem sicheren Fundament errichtet ist ...« Er machte eine Pause, aber Sina sagte nichts, sah ihn nur aus großen Augen an, fragend und abwartend, und so fuhr er fort. »Wie gesagt, es ist eine biblische Geschichte, die Jesus erzählt hat, und er benutzte sie als – ja, als ein Bild, um seinen Zuhörern etwas verständlich zu machen. Wer an mich glaubt, sagte er nämlich, ist klug wie der Mann, der auf Stein baut, denn auf mich könnt ihr euch immer und in jeder Situation verlassen. Wer mich aber ablehnt und stattdessen auf sich selber vertraut oder auf andere Menschen, der ist genauso dumm wie der Mann, der auf Sand baut. Er wird dem Leben nicht standhalten. Und siehst du, daran musste ich denken, als du mir das von deinem Vater erzählt hast. Jeder von uns hat Probleme und Krisen. Es kommt darauf an, woher wir die Kraft nehmen, um sie zu bewältigen. Und da sagt Jesus: Vertraut mir. Ich trage und halte euch, denn meine göttliche Kraft ist größer als jede menschliche ...«

Hier brach er ab. Immer noch saß Sina ganz still, doch in ihrem Kopf herrschte ein einziges Chaos. Da waren die plötzlichen Zweifel an ihrem Vater, jäh und unerwartet, Gedanken über ihn, die ihr vorher nie gekommen waren, verbunden mit dem schrecklichen Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren – und dann Robins Worte von diesem Jesus.

Meine göttliche Kraft. Ich halte euch. Vertraut mir. Wer an mich glaubt ...

Aber das war es eben. Mit einem Ruck stand sie auf, stellte das Keyboard ab und schob den Stuhl an die Wand. »Das hört sich gut an, wirklich ... Nur – ich bin nicht so wie du und dein Bach. Ich kann damit nichts anfangen, verstehst du, Robin? Ich muss selbst klarkommen. Bis jetzt hab ich das immer geschafft.«

Robin blieb ganz ruhig. »Und was willst du jetzt tun?« fragte er nur.

Sina zuckte mit den Schultern. Sie wollte ihm nicht zeigen, wie deprimiert und mutlos sie sich fühlte. »Ich weiß noch nicht. Mit meiner Mutter reden. Vielleicht auch mit meinem Vater. Mir wird schon was einfallen. – Und jetzt, glaube ich, geh ich lieber.«

Sie wartete einen Moment, ob er noch irgendetwas sagen würde, doch er schwieg. Da nahm sie ihre Jacke, die sie vorhin achtlos über einen Stuhl geschleudert hatte, zog sie sich an und wandte sich zur Tür. Erst als sie schon halb draußen war, hielt er sie auf.

»Sina?« Sie drehte sich zu ihm um. Er war aufgestanden, lehnte am Bücherregal, die Arme verschränkt, und sah sie an mit einer Mischung aus Trauer, Mitleid und einem Hauch von Zärtlichkeit. »Ich werde an dich denken, Sina.«

Sie musste schlucken. »Danke«, flüsterte sie heiser. Dann rann sie fluchtartig aus dem Raum, weil sie Angst hatte, in Tränen auszubrechen.

Ich werde an dich denken, Sina... Tief seufzte sie auf. Ach, Robin, ob du weißt, wie viel mir das bedeutet? Denn ich mag dich gern, Robin, ich mag dich unheimlich gern ...

Und in all dem Wirrwarr ihrer Gedanken war dies das Einzige, das sich in ihr herauskristallisierte.

Als Nadine von ihrem Zahnarztbesuch nach Hause kam, spürte sie sofort die gereizte Stimmung, die zwischen ihren Eltern herrschte. Sie waren wohl zusammen einkaufen gewesen, denn in der Küche standen noch einige unausgepackte Tüten, aber ihr Vater saß jetzt im Wohnzimmer, hinter seiner Zeitung vergraben wie jeden Abend, und ihre Mutter räumte Servietten in die Buffetschublade. Sie sprachen kein Wort miteinander. Normalerweise, wenn ihre Mutter gute Laune hatte, erzählte sie so viel, dass ihr Vater es selten schaffte, mehr als einen Artikel zusammenhängend zu lesen, wie er selbst

immer behauptete. Das eisige Schweigen jedoch, das im Moment im Zimmer stand, war fast mit Händen greifbar und bereitete Nadine geradezu körperliches Unbehagen. Konnten sich ihre Eltern überhaupt nicht mehr vertragen?

»Hi«, nuschelte sie und steckte nur eben ihren Kopf durch die Wohnzimmertür. »Bin wieder da. Wann gibt's Abendbrot?«

»Nadine, endlich! Das hat aber lange gedauert.« Sichtlich erleichtert über die Ablenkung wandte sich ihre Mutter zu ihr um. »Und wie war's? Was hat Dr. Maerz gemacht?«

»Aufgebohrt. Irgendwann ist 'ne Wurzelbehandlung fällig, sagt er. Ist eben alles abgefahrener Schrott bei mir. Kannste vergessen.«

»Nadine!« fuhr ihr Vater auf. »Hier zu Hause redest du bitte anständig, du bist nicht auf der Straße mit deinesgleichen.«

»Lass das Kind doch in Ruhe«, sagte Frau Reichmann ärgerlich. »Du siehst doch, dass ihr nicht gut ist. Ich mach gleich Abendbrot, Nadine. Warum hast du es denn so eilig?«

»Ich muss nachher noch weg«, sagte Nadine vage.

»Dann kann es dir ja nicht allzu schlecht gehen. Darf ich fragen, wo du noch hin willst?« Ihr Vater faltete die Zeitung zusammen, sortierte den Wirtschaftsteil aus, den er noch nicht gelesen hatte, der ihn aber am meisten interessierte, und stapelte den Rest ordentlich in den Zeitungsständer. Nadine merkte, wie sie anfang zu kochen. Dieser übertriebene Ordnungssinn! Musste denn alles immer auf seinem bestimmten Platz liegen? Und sein inquisitorischer Tonfall! Als würden sie noch im Mittelalter leben! Nadines Antwort war patzig und frecher, als sie eigentlich wollte.

»Ich bin kein Baby mehr, oder? Daniel hat 'ne neue CD, die soll ich mir anhör'n. Was dagegen?«

»Wer, bitte, ist Daniel? Sind wenigstens seine Eltern zu Hause?«

»Ein Freund aus meiner Klasse. Und er wohnt nicht mehr bei seinen Eltern, er ist nämlich schon volljährig. Er hat mit zwei andern Jungs 'ne eigene Bude.«

»Wie, und da seid ihr zusammen ohne jede Aufsicht? Noch dazu mit einem Jungen, den ich überhaupt nicht kenne! Das kommt nicht in Frage! Dafür bist du zu jung. Es kann doch keiner kontrollieren, was ihr miteinander treibt.«

Nadines Augen blitzten vor Wut. »Ich werd im nächsten Monat siebzehn! Ehrlich, ich glaub, ich dreh ab! Was glaubst du denn von uns? Daniel ist ein Musik-Freak und hat ständig neue Produktionen da, und die spielt er mir vor. Das ist alles. Aber wenn du sowieso meinst, dass wir sonst was miteinander treiben, können wir's ja ruhig probieren. Schließlich gibt's die Pille.«

»Nadine! Was redest du denn!« rief ihre Mutter erschrocken. »Hast du sie dir etwa schon verschreiben lassen?«

Herr Reichmann starrte erst seine Tochter an, dann wandte er sich mit einer jähen Bewegung seiner Frau zu, und in seinem Gesicht stand ein drohender, Unheil verkündender Ausdruck. »Du weißt also davon? Meine immer noch 16-jährige Tochter trifft sich regelmäßig abends mit einem Jungen in dessen Wohnung – allein – und du lässt das zu? Du hältst es nicht mal für nötig, mir davon zu erzählen?«

»Jetzt reicht's mir aber! Ich kann sie schließlich nicht anbinden. Außerdem vertraue ich ihr, dass sie nichts Unüberlegtes tut. Und was dich angeht – du interessierst dich für Familienangelegenheiten doch herzlich wenig. Du hast ja nur deine Arbeit im Kopf. Immer, wenn ich mal mit dir reden will, ist irgendwas anderes gerade wichtiger; das wirst du ja wohl nicht abstreiten.«

»Weil du mir mit lauter Kleinigkeiten kommst, die du auch allein regeln kannst. Aber dafür, dass ich in meiner Position sehr viel überlegen und bedenken muss, hast du ja nie Verständnis gehabt, nie hast du ...«

Nadine, die immer noch an der Tür gestanden hatte, weil sie zuerst glaubte, ihre Mutter gegen die antiquierten Ansichten ihres Vaters verteidigen zu müssen, zog sich leise zurück. Sie begriff, dass es schon gar nicht mehr um sie ging, sondern wieder um die uralten, ewig gleichen Themen, die in den letzten Jahren dauernd zwischen ihren Eltern diskutiert wurden. Zu wenig Zeit – zu wenig Verständnis – nur die Arbeit im Kopf – für wen schufte ich denn, wenn nicht für euch ...

Wie sie das hasste! Mit ihrer Mutter allein kam sie klar, ihren Vater konnte sie zur Not ignorieren, aber mit beiden zusammen wurde jeder Abend eine Katastrophe. Wie ihr alles auf die Nerven

ging! Die Streitereien Tag für Tag, die kleinkarierte Lebensauffassung ihres Vaters, die ständige Gängelei. »Wo willst du hin? Mit wem bist du zusammen?« Und dann noch solch haarsträubende Unterstellungen wie eben! Als ob sie nichts anderes im Sinn hätte, als mit dem erstbesten Jungen ins Bett zu gehen, sobald sie mit ihm allein war ...

Gut, sie hatte schon ihre Erfahrungen gemacht letztes Jahr, mit einem Typ aus der damaligen Zehnten, mit dem sie eigentlich nur ausprobieren wollte, wie es denn nun war, wenn man miteinander schlief, und natürlich hatte sie dies keinem auf die Nase gebunden. Aber nicht mit Daniel. Zwischen ihnen war bisher außer Küssen und Schmusen nichts gelaufen. Und dass sie abends lieber wegging, anstatt sich den heimatlichen Zoff anzuhören, konnte ihr das jemand verdenken?

Sie würde abhauen nachher, trotz allem. Ihr Vater, egal, was er jetzt sagte, würde sich letztendlich doch nicht durchsetzen wollen. Ihre Mutter würde sie nur händeringend um Vorsicht anflehen. Sie selbst würde sich an die Regeln halten und pünktlich zu Hause sein. »Ein Jahr noch, ein gutes Jahr«, dachte Nadine, und für einen Moment lehnte sie ihre heiße Stirn gegen das Fensterglas, das sich wundervoll kühl und lindernd anfühlte, »dann bin ich hier raus.« Wenn nicht zu Daniel, dann zu irgendjemand anders. Es musste nicht die große Liebe sein. Sie wollte nur ihre Ruhe haben.

Seit einer Stunde schon lag Sina im Bett und starrte in die Dunkelheit. Obwohl sie todmüde war, fand sie keinen Schlaf, zu viel ging ihr im Kopf herum. Dieser schreckliche Abend heute mit ihrer Mutter! Kaum ein Wort hatten sie zusammen geredet, und Mutters blasses, erschöpftes Gesicht empfand Sina wie einen Vorwurf. War es nicht zu verstehen, dass ihr Vater dies alles irgendwann nicht mehr ausgehalten hatte? Dass er fort wollte von einer Frau, die sich immer gleich in ihr Schneckenhaus verkroch, wenn sie sich dem Leben stellen sollte, und deren Wesen geprägt schien von Ängsten und Resignation?

»Aber mir gegenüber resigniert sie ja eigentlich gar nicht«, grübelte Sina, »im Gegenteil, sie kämpft richtig – gegen Papa. Und angeblich für mich«. Robins Worte fielen ihr ein. »Was ist, wenn

deine Mutter etwas weiß, was deinen Vater negativ belastet?« Konnte es denn sein, dass ihr Vater sich ihrer Mutter gegenüber schuldig gemacht hatte? Aber was hatte sie, Sina, damit zu tun? Selbst wenn irgendetwas vorgefallen war, wo ihr Vater sich nicht korrekt verhalten hatte, war es doch allein eine Angelegenheit zwischen ihren Eltern. Die durften doch nicht einfach sie da mit reinziehen, sie missbrauchen für ihre eigenen Machtkämpfe oder sogar aufhetzen gegen einen Elternteil ...

›Aufgehetzt hat Mama mich nicht‹, dachte Sina, ›sie hat nur Andeutungen gemacht, die ich sowieso nicht verstehe. Dann schon eher ...‹ Wer? Ihr Vater? Nein, nein, weshalb sollte er denn? Er hatte es doch nicht nötig, sie gegen ihre Mutter aufzuhetzen. Sina versuchte, diese Gedanken abzuschütteln, aber vergeblich. Unzählige Situationen fielen ihr plötzlich ein, in denen von Mutter die Rede gewesen war, nie freundlich, nie anerkennend, immer herablassend, manchmal geradezu gehässig, und sie war so daran gewöhnt, dass es ihr nicht mal mehr aufgefallen war ...

Schlafen! Wenn sie doch nur schlafen könnte! Aber da war auch ihre Unterhaltung mit Robin über Jesus. Woher hatte er nur seinen Glauben? Half ihm dieser Glaube wirklich durch Krisen hindurch? Warum konnte sie nicht einfach vergessen, was er ihr von Gott und Jesus erzählte? Und warum hatte sie das Gespräch vorhin so abrupt abgebrochen? Weil da vielleicht irgendwo tief in ihr eine Sehnsucht war, die sie sich nicht eingestehen wollte? Sehnsucht nach einem Gegenüber, der sie nicht enttäuschte? Auf mich könnt ihr euch verlassen ...

Schlafen, endlich schlafen! Vergessen, dass sie vergeblich auf eine Berührung von Robin gewartet hatte. Sein Gesicht mit in ihre Träume hinübernehmen, auf dem dieser winzige Schimmer von Zärtlichkeit gelegen hatte. Sich an seine Stimme erinnern, mit der er Worte aussprach, die sie nicht erwartet hatte. »Ich werde an dich denken, Sina ...« Merkwürdig: als sie sich dies ins Gedächtnis rief, was er ihr zum Abschied gesagt hatte, kehrte unbegreiflicherweise Frieden in ihr ein. Denn was immer er auch darunter verstand – er meinte es ernst. »Ich werde an dich denken, Sina ...«

Und dann, endlich, konnte sie einschlafen.

Ende Februar. Sina verließ die Drehtür, trat ins weitläufige Foyer und sah sich suchend um. Das Arbeitsamt war ein relativ neues Gebäude und verwirrend groß, und Sina hätte sich nie zurechtgefunden, wenn sie sich nicht von Schulkameraden vorher den Weg hätte beschreiben lassen. So aber wusste sie, wo sie hin musste. Arbeitsvermittlung, Psychologischer Dienst, Berufsberatung, Ausbildungsstellenvermittlung – das war es. Auf ihre Frage hatten einige aus der Klasse ihr erzählt, dass sie auf diesem Weg Erfolg gehabt hatten.

Die ganze Klasse war zwar im vergangenen Jahr im Berufsberatungszentrum gewesen, wo eine Mitarbeiterin die Ausbildungswünsche der Schüler notiert, mit jedem einen Eignungstest durchgeführt und dabei übrigens auch festgestellt hatte, dass Sina sich durchaus für den Beruf der Arzthelferin eignen würde. So wurden die Jugendlichen registriert und sollten zu gegebener Zeit regelmäßig Stellenangebote erhalten. Hin und wieder kam auch jetzt noch eine Beraterin in die Schule, richtete sich in einem leeren Klassenraum ein und führte eine Sprechstunde durch für alle, die Probleme und Fragen hatten. Trotzdem war Steffi zum Beispiel persönlich dagewesen und gleich mit mehreren Lehrstellenanzeigen im Friseurbereich nach Hause gekommen. Vanessa, die sich ebenfalls die Mühe gemacht hatte, selbst hinzugehen, hatte sich nach einer ausführlichen Unterhaltung mit der Sachbearbeiterin dafür entschieden, die Höhere Handelsschule zu besuchen, weil ihr danach mehr Möglichkeiten zur Verfügung standen. So hatte auch Sina wieder Hoffnung geschöpft und beschlossen, es den anderen gleichzutun. Und während sie jetzt das richtige Zimmer suchte, stellte sie sich vor, wie viel neue Möglichkeiten sich durch dieses Gespräch auftun würden ...

Dann hatte sie die betreffende Tür gefunden. Den Zettel, auf

dem sie sich Datum und Uhrzeit notiert hatte, fest in der Hand, klopfte sie an und trat kurz danach ein. »Guten Tag, ich bin Sina Steinhardt und hatte einen Termin ...«

»Guten Tag. Bitte, setzen Sie sich, Frau Steinhardt.« Frau Felt, deren Namen Sina draußen schon gelesen hatte, sah sie prüfend an. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin gekommen, weil ich noch eine Lehrstelle als Arzthelferin suche.«

»Richtig, ich erinnere mich. Im Sommer mit der Schule fertig, nicht wahr? Sie haben bisher noch nichts gefunden?«

»Nein.«

»Erzählen Sie mal, was Sie bisher unternommen haben«, forderte Frau Felt sie auf, und so berichtete Sina von den zahllosen vergeblichen Versuchen und dem Bewerbungsgespräch bei Dr. Baum. Ohne zu unterbrechen hörte Frau Felt zu und spielte gedankenvoll mit einem Stück Papier in ihrer Hand.

»Tja«, begann sie schließlich vorsichtig, »dass Ihre Chancen nicht allzu rosig sind, wissen Sie bestimmt selber. Wer so viele Mitbewerber hat, muss sich schon gut verkaufen können ...«

»Mein Zeugnis ist okay«, sagte Sina und fügte abschwächend hinzu: »nur die Deutschnote – naja, die muss ich noch verbessern. Wenn Sie es sehen wollen – ich hab's dabei.«

»Das Zeugnis ist nicht alles, Frau Steinhardt. Erstmal: telefonische Bewerbungen führen selten zum Erfolg. Am Telefon ist es leicht, eine Absage zu geben oder sich rauszureden. Wissen Sie, wenn Sie jemandem gegenüber sitzen, sich freundlich, aufgeschlossen und selbstbewusst präsentieren und dann noch alle erforderlichen Bewerbungsunterlagen zur Hand haben, wird sich ein Arbeitgeber viel eher überlegen, ob er nicht vielleicht doch noch die Möglichkeit einer Einstellung hat ...«

Unwillkürlich musste Sina an ihr Gespräch bei Dr. Baum denken. Sie hatte nicht den Eindruck, dort freundlich, aufgeschlossen und selbstbewusst aufgetreten zu sein. Und außer ihrem Schulzeugnis hatte sie nichts dabeigebracht. Vielleicht sollte sie erstmal lernen, wie man sich bei Vorstellungsgesprächen überhaupt verhielt? Doch Frau Felt redete schon weiter.

»Dazu kommt, dass Sie noch recht jung sind. In bestimmten Ausbildungsberufen muss man heute das Mindestalter von 18 Jahren haben, und auch viele Ärzte bevorzugen ältere Azubis, obwohl dies für den Beruf der Arzthelferin nicht vorgeschrieben ist. Sie werden in zwei Monaten erst siebzehn, nicht wahr? Was das angeht, hätten Sie nächstes Jahr mehr Chancen.«

Sina musste schlucken. »Kann ich nicht trotzdem probieren, mich zu bewerben?« fragte sie unsicher. »Haben Sie denn Angebote da? Ich meine, bestimmt gibt es doch irgendeinen Arzt, der mich nicht zu jung findet.«

»Ich suche Ihnen gleich raus, was mir vorliegt. Aber wenn Sie schon mal hier sind, sollten Sie sich auch Alternativen anschauen. Es gibt viele Berufe, in denen Sie mit Menschen zu tun haben. Zum Beispiel Erzieherin«, Frau Felt wandte sich ihrem Computer zu, »die Fachschule für Sozialpädagogik hat noch freie Plätze. Dann suchen eine Gärtnerei und ein Blumengeschäft Lehrlinge. Floristin, Frau Steinhardt, eine abwechslungsreiche und kreative Tätigkeit, mit Zukunft, denn Floristen werden immer gebraucht. Bürokauffrau – da könnte ich Ihnen gleich mehrere Ausbildungsplätze anbieten, aber das wird nicht Ihr Gebiet sein ...«

Bis jetzt hatte Sina stumm zugehört, nun aber konnte sie nicht mehr an sich halten. Rücksichtslos fiel sie der Sachbearbeiterin ins Wort, und in ihrer Enttäuschung darüber, dass auch Frau Felt offenbar versuchen wollte, sie von ihrem Berufswunsch abzubringen, wurde sie laut und heftig.

»Ich möchte nicht Erzieherin werden oder Floristin. Dafür eigne ich mich doch überhaupt nicht ...« Simonés Ausspruch fiel ihr ein: nehmen, was kommt. Sie schüttelte den Kopf. »Ich will nicht einfach irgendwas werden, nur damit ich nicht auf der Straße sitze. Ich will an meinem Beruf auch Freude haben.«

»Das eine schließt das andere nicht immer aus, Frau Steinhardt. Wenn Sie genau hingucken, ist fast jeder Beruf reizvoll und kann Spaß machen.«

»Aber der Beruf soll doch für's ganze Leben sein. Ich kann mir nicht vorstellen, ein Leben lang als Erzieherin oder – oder Floristin zu arbeiten, wenn ich mich dafür gar nicht interessiere ...«

»Also gut«, Frau Felt seufzte und drehte sich zu ihr um. »Sie hätten sich lieber noch mal einen Termin bei der Berufsberatung geben lassen sollen, die kann Ihnen viel besser weiterhelfen. Aber bestimmt ist Ihnen dort auch schon gesagt worden, dass es den ›Beruf für ein ganzes Leben‹ in unserer Gesellschaft inzwischen kaum noch gibt. Deshalb raten wir den Schulabgängern, wenn ihr Traumjob unerreichbar erscheint, auf artverwandte Berufe auszuweichen oder eben ganz umzuziehen, weil durch Fortbildung oder Studium später immer noch die Möglichkeit besteht, zum Ziel zu gelangen. Wie sieht es denn mit anderen Berufen im Gesundheitsbereich aus? Haben Sie sich da mal informiert?«

Kleinlaut schüttelte Sina den Kopf, und ihr Zorn verrauchte so plötzlich, wie er gekommen war. Ihr ging allmählich auf, dass sie keinen sehr günstigen Eindruck auf die Sachbearbeiterin machen musste. Aber sie hatte sich so in ihre Vorstellung verrannt, unbedingt Arzthelferin lernen zu wollen, dass sie andere Möglichkeiten überhaupt nicht in Betracht gezogen hatte. Auf den Gedanken, sich nach ähnlichen Berufen zu erkundigen, war sie nicht gekommen.

»Waren Sie überhaupt mal persönlich in der Beratung, oder haben Sie es bei diesem einen Termin von der Schule aus bewenden lassen?«

»Ich – ich hoffte doch, ich würde was kriegen«, stotterte Sina verlegen, und Frau Felt sah sie missbilligend an. »Derart den Kopf in den Sand stecken darf man nun wirklich nicht, Frau Steinhardt. Was immer Sie auch werden wollen – heutzutage ist Flexibilität gefragt, und zwar in allen Bereichen. Beweglichkeit«, fügte sie hinzu, als sie merkte, dass Sina mit dem Fremdwort nichts anzufangen wusste. »Sonst stellen Sie auf Dauer keinen Arbeitgeber zufrieden. So, und nun warten Sie einen Moment, ich frage eben meine Kollegin, ob sie mir ein paar Auskünfte für Sie raussuchen kann.«

Sie ging hinaus und kam nach wenigen Minuten mit einigen Computerausdrucken zurück, die sie Sina überreichte.

»Lesen Sie sich das in Ruhe durch. Ich habe mir erstmal nur die Tätigkeiten geben lassen, in denen Sie direkt mit Menschen zu tun haben. Also zum Beispiel Krankenschwester bzw. Krankenpflege-

helferin, Physiotherapeutin, Masseuse oder Heilpraktikerin. Fußpflegerin käme auch in Frage. Allerdings laufen die Ausbildungen zum Teil über Privatschulen und kosten daher Geld. Zuunterst liegt übrigens eine Broschüre über das Freiwillige Soziale Jahr bei. Damit lassen sich sinnvoll und nutzbringend ein paar Monate überbrücken, falls Sie vorläufig keinen Ausbildungsplatz bekommen. Und jetzt kriegen Sie noch die Lehrstellenangebote.«

Sina schwirrte der Kopf. Sie warf einen Blick auf die Papiere in ihrer Hand, las, dass Physiotherapeuten früher Krankengymnasten hießen – wenigstens wusste sie nun, was für ein Beruf das überhaupt war – und blätterte ziellos in der Informationsschrift über das FSJ. Sie hatte zwar davon gehört, dass es das gab, aber sie kannte keinen, der so etwas mal gemacht hatte. Hieß das alles nun, dass sie ihren Berufswunsch Arzthelferin endgültig vergessen musste?

Mit zitternden Händen steckte sie dann die Lehrstellenangebote ein. Eine HNO-Praxis war darunter, eine Augenärztin und ein Internist. Vor einer Stunde noch wäre sie damit voller Zuversicht nach Hause gegangen, aber das Gespräch mit Frau Felt hatte ihre Illusionen endgültig zerstört. Sie hörte stumm den aufmunternden Abschiedsworten der Sachbearbeiterin zu, murmelte einen Dank und verließ das Zimmer. Die Wartezone draußen war leer, und für einen kurzen Augenblick setzte sich Sina hin.

Sie fühlte sich erschöpft und niedergeschlagen, und ihr ganzes Dasein erschien ihr in dieser Sekunde verfahren und aussichtslos. Wie kam es nur, dass nichts, aber auch gar nichts mehr in ihrem Leben funktionierte?

Als sie nach Hause kam, trat ihr Jan entgegen, den Anorak in der Hand. Im Wohnzimmer lief noch der Fernseher, den Jan vergessen hatte abzustellen, die Mutter war nicht da, sie hatte Spätdienst. Sina warf ihre Jacke über den nächsten Sessel und drückte das Fernsehgerät aus. Das Zimmer wirkte unordentlich und ungemütlich, die Kissen waren plattgedrückt, auf dem Couchtisch stapelten sich Jans Videospiele, den Teppich bedeckten jede Menge Kekskrümel. Wie immer hatte Jan nur das grelle Deckenlicht an, das jede Staubflocke und jeden Fleck unbarmherzig aufdeckte. Wie sie ein sol-

ches Heimkehren hasste! Was gäbe sie darum, jetzt woanders zu sein, irgendwo, wo es sauber, gepflegt und behaglich war – oder wenn wenigstens ihre Mutter da wäre, die mit wenigen Griffen eine heimelige Wohnlichkeit schaffen konnte. Aber Mutter kam noch lange nicht, es war ja erst kurz nach sechs ...

Das brachte Sina jäh in die Gegenwart zurück. Wo wollte Jan um diese Zeit denn hin? Sie stürmte in die Diele und erwischte ihn eben noch an der Wohnungstür. »Hey, gehst du weg?«

»Bin gleich wieder da«, sagte er ausweichend. »Muss eben zu Thilo, wegen Englisch. Wir schreiben 'ne Arbeit morgen.«

»Zu Thilo? Seit wann bist du denn mit dem befreundet? Und warum telefonierst du nicht einfach?« Hier stimmte was nicht, das spürte sie. Jan hatte noch nie mit jemand anderem zusammen für die Schule gearbeitet, dafür war er viel zu sehr Einzelgänger.

»Wenn er aber nun zufällig mein Englischbuch eingesteckt hat? Die Liedtke hat uns nebeneinander gesetzt, weil er in Englisch der beste ist. Wie, meinst du, soll ich ohne Buch für die Arbeit lernen?«

Es klang wie eine Ausrede, die er gut einstudiert hatte. Sie begegnete seinem Blick, einem aufmerksamen, beinahe misstrauischen Blick, in dem noch etwas anderes stand – war es Unruhe oder gar Angst? Da aber wandte er seine Augen hastig ab. »Was soll das?« wehrte er sich. »Bist du meine Mutter? Darf ich nicht mehr alleine weggehen, oder was? Hat Papa dir gesagt, dass du auf deinen missratenen Bruder besser aufpassen musst?«

»Quatsch, mit Papa hat das gar nichts zu tun. Und du warst wirklich blöd, dass du zu seinem Geburtstag nicht mitgekommen bist ...«

Für einen Moment war sie abgelenkt, dachte an den gemütlichen Nachmittag bei ihrem Vater, an den festlich gedeckten Kaffeetisch, über dem das warme Licht der Kerzen stand, an die ausführliche Unterhaltung mit Beate, die sie liebevoll getröstet hatte

...

Das Klappern der Tür ließ sie aufschrecken, Jan war gegangen. »Er ist kein Baby mehr«, dachte sie trotzig, »und ich bin nicht seine Kinderfrau. Warum mach ich mir eigentlich immer Sorgen um ihn? Hab ich nicht genug eigene?«

Mit zusammengebissenen Zähnen begann sie aufzuräumen, doch plötzlich, mitten in der Bewegung, hielt sie inne und ließ das Kissen fallen, das sie grade aufschütteln wollte. Zornig schaltete sie das Licht aus, von einer Sekunde zur andern lag der Raum im Dunklen. Sie hatte keine Lust mehr, einfach keine Lust!

Sie ging in ihr Zimmer, knipste ihre Schreibtischlampe an, schloss die Tür hinter sich und legte eine CD ein. Die Anlage stellte sie auf laut.

Ulrike schloss die Tür des KiJuHei ab und ging zu ihrem Auto. Es war spät geworden heute, alle andern waren längst weg. Sie hatte sich noch um den kleinen Leon Padberg kümmern müssen, der sich nicht nach Hause traute, weil ihm seine Jacke geklaut worden war. Leon war zwölf und hatte diesen Winter seine erste teure Jacke mit Markenetikett bekommen, obwohl seine Mutter von der Sozialhilfe lebte und sich so etwas eigentlich nicht leisten konnte. Und nun war sie ihm abgenommen worden – »abziehen« hieß das im Polizeijargon – von einer jugendlichen Straßengang, die ihn so bedroht hatte, dass er geradezu in Todesangst geraten war. Ulrike hatte ihm einen alten Anorak geliehen und versucht, ihn so gut es ging zu trösten, denn sie kannte Leons Mutter. Diese Frau tat keiner Fliege was zuleide, die würde höchstens mit ihm schimpfen, weil er irgendwelche einsamen Seitenstraßen gelaufen war, um den Weg abzukürzen. Obwohl so etwas inzwischen überall passierte. Sie erinnerte sich an den Zeitungsbericht, den sie kürzlich gelesen hatte, über einen Jungen, der in einer belebten Hauptstraße von jugendlichen Straßenräubern gezwungen wurde, sein nagelneues Fahrrad abzugeben. Von Passanten kam meist keine Hilfe, viele sahen einfach weg oder hatten Angst, besonders, wenn die Angreifer Waffen bei sich trugen. Die Polizei riet dringend, jeden Fall sofort zu melden, um die Aufklärungschancen zu erhöhen.

Ob Frau Padberg daran dachte? Ulrike überlegte einen Moment, kehrte dann noch einmal um und griff zum Telefon. Leon war inzwischen nach Hause gekommen, und Leons Mutter wusste schon Bescheid. Sie war nicht ärgerlich, eher erschrocken und hilflos. »Ist das nicht schlimm? Man kann sich ja seines Lebens nicht mehr sicher sein. Ich hab ihm gesagt, gut, dass du dich nicht gewehrt

hast, die hätten dich sonst zusammengeschlagen. Aber dass jetzt auch schon Kinder überfallen werden, von irgendwelchen Bengels, die nicht richtig erzogen worden sind und ungestraft davonkommen ...«

»Deshalb ruf ich an, Frau Padberg. Benachrichtigen Sie möglichst rasch die Polizei, eventuell kriegt sie ja die Bande noch. Und wenn Leon sich jetzt unsicher fühlt, sollte er vielleicht erst mal nicht mehr allein gehen. An eine Gruppe trauen die sich nicht so schnell ran.«

Dann endlich saß sie im Auto und fuhr nach Hause. Sie mochte ihre Arbeit mit diesen Kids und Teenies, obwohl einige darunter waren, die wirklich Ärger machten. Die ihre Ängste und Verletzungen hinter Skrupellosigkeit oder Gewalttätigkeit verbargen, die ihre Wut rausließen, egal, wen sie trafen, die so übersättigt waren, dass sie sich kaum noch motivieren ließen, oder so gelangweilt, dass sie alles ausprobierten, was ihrem Leben einen Kick verschaffte. Aber manchmal bedrückte es sie, dass sie so wenig tun konnten. Sie hatten offene Türen und sicherlich auch offene Ohren hier im KiJuHei, doch brauchten die Jugendlichen nicht mehr? Jemanden, der ihnen zeigte, wie sie mit ihrem Leben zurechtkommen konnten? Ganz plötzlich fiel ihr Robin Karstens ein. Mit seiner stillen, aufmerksamen Art schaffte er es allmählich, eine feste Bezugsperson für die jungen Leute zu werden. Er sprach selten von seiner religiösen Überzeugung, aber die wenigen Äußerungen, die er tat, zeigten, dass er nach anderen Maßstäben lebte. Manchmal dachte sie, dass sie gern mehr darüber erfahren würde ...

Ulrike bog in die Feldstraße ein und hielt gleich darauf vor dem düsteren Mietshaus, in dem sie eine Dachwohnung hatte. Sie lebte gern in diesem alten Viertel, das noch viel Atmosphäre atmete aus vergangenen Zeiten, und es tat ihr gut, nach einem hektischen Arbeitstag in die kleinstädtische Ruhe und Geborgenheit ihres Stadtteils zurückzukehren. Sie wollte jetzt alles beiseite schieben, was sie belastete, und sich einen gemütlichen Abend machen. Mit diesem Entschluss sperrte sie die Haustür auf, drückte auf den Lichtschalter und stieg die Treppen zu ihrer Wohnung hoch.

Erst am nächsten Abend kam Sina dazu, ihrer Mutter von dem

Besuch beim Arbeitsamt zu erzählen. Am liebsten hätte sie ihn ganz verschwiegen, weil sie fürchtete, dass sich die Mutter wieder so aufregen würde wie damals, als sie von Dr. Baum zurückgekommen war – aber Mutter würde natürlich danach fragen, und lügen wollte sie nicht.

Inzwischen konnten sie wieder miteinander sprechen. Birte Steinhardt sah zwar immer noch blass und erschöpft aus, doch die Art, in der sie mit Sina umging, war ruhig und gefasst, als hätte es jene Auseinandersetzung zwischen ihnen nie gegeben. Jetzt ließ sie Sina ausreden, ohne ihr ins Wort zu fallen, und sagte erst dann sachlich: »Wenn das so ist, Sina, dann scheint es mir auch das Beste, du würdest umsatteln. Es hat ja keinen Sinn, dich weiter auf diesen Beruf zu fixieren, wenn die Chancen, dass du eine Lehrstelle kriegst, derart schlecht stehen. Du bist wirklich noch jung, eigentlich verständlich, dass die Ärzte lieber ältere Bewerber nehmen. Du sagst, in anderen Bereichen waren noch Lehrstellen zu haben?«

»Ja, aber was die Felt da im Computer hatte – Erzieherin oder Floristin – also das mach ich auf keinen Fall. Aber sie hat mir noch ähnliche Berufe vorgeschlagen, da kann ich ja auch mal nachfragen. Hört sich jedenfalls ganz interessant an. Hier.«

Sie reichte ihrer Mutter die Informationen, die sie bekommen hatte, und Birte Steinhardt überflog sie rasch. »Schön und gut, aber wie sieht die Ausbildung aus? Und wo wirst du nachher tätig sein? Du musst dich doch erstmal wieder beraten lassen. Das ist zu spät, Sina, bis du da über alles Bescheid weißt, haben die andern dir auch die letzte Lehrstelle weggeschnappt.«

»Und ein Soziales Jahr könnte ich auch machen«, sagte Sina trotzig. Sie hatte die Broschüre über das Freiwillige Soziale Jahr schon mehrmals und mit wachsender Aufmerksamkeit gelesen. Ob das nicht ein guter Ausweg war in ihrer augenblicklichen Situation? Viele Organisationen boten ein FSJ an, in Krankenhäusern, Alten- und Behindertenheimen oder in Kinder- und Jugendeinrichtungen. Man konnte sich aussuchen, wo man arbeiten wollte, sogar etwas Geld verdienen und dabei Erfahrungen sammeln, die einem später in einer Ausbildung nützlich sein würden. Die zahlreichen Erlebnisberichte von jungen Leuten beeindruckten sie. Fast

alle hatten dieses Jahr als positiv, wenn auch nicht immer einfach empfunden. Natürlich waren damit ihre Probleme nicht gelöst, nur aufgeschoben, aber dann, nächstes Jahr, hatte sie vielleicht die erforderliche Reife, die sie für ihre Bewerbungen brauchte ...

»Ach, Sina, jetzt verzettel dich doch nicht so. Du weichst in alle Richtungen aus, nur weil du nicht wahrhaben willst, dass aus deinem Traumjob nichts wird. Hast du dir die anderen Lehrstellenangebote wenigstens geben lassen?«

»Ich verzettel mich überhaupt nicht. Weißt du eigentlich, was das ist, ein Soziales Jahr? Ganz viele in meinem Alter machen das. Da kriegt man nämlich immer einen Arbeitsplatz. Und in einem Krankenhaus würde ich lauter Sachen lernen, die ich auch später als Arzthelferin brauche.«

Für einen Moment presste ihre Mutter unwillig die Lippen zusammen. »Ich will dir mal was sagen, Sina, du verrennst dich da in was. Du hast drei Wochen lang ein Praktikum gemacht und danach eine Entscheidung für ein ganzes Leben getroffen, nur weil es dir bei der Ärztin »gar nicht schlecht gefallen hat«, das waren nämlich deine Worte damals. Du hast nie richtig überlegt oder dir noch zusätzliche Auskünfte besorgt. Ich hätte es dir gegönnt, wenn du einen Arzt gefunden hättest, bei dem du untergekommen wärst, aber jetzt muss es eben auch so gehen. Bewirb dich meinetwegen weiter bei Arztpraxen, aber ruf um Himmels willen Frau Felt nochmal an wegen der anderen Angebote. Hauptsache, du hast überhaupt eine Lehrstelle und stehst nicht auf der Straße.«

»Ich steh nicht auf der Straße, kapierst du denn nicht?« stieß Sina hervor. »Wenn ich ein Soziales Jahr mache, hab ich Arbeit und massenhaft Zeit, mich zu informieren oder zu bewerben ...«

»Und dann?« Die Stimme ihrer Mutter wurde hart. »Dann rennst du nächstes Jahr wieder los und hast vielleicht noch mehr Konkurrenten als jetzt. Willst du das?«

Auch Sinas Stimme wurde hart und lieblos. »Auf jeden Fall will ich nicht irgendeinen Job. Aufzwingen lass ich mir nichts.«

Darauf herrschte Stille im Raum. Schließlich stand ihre Mutter auf und verließ ohne ein Wort das Zimmer, Sina hörte sie nebenan im Badezimmer hantieren. Sie war ratlos. Sie hatte gehofft, gemein-

sam mit ihrer Mutter überlegen zu können, was nun weiter zu tun sei, stattdessen war Mutter nur darauf bedacht, sie irgendwo unterzubringen. Nun gut, dann würde sie eben mit ihrem Vater reden.

Ihr Vater, davon war sie überzeugt, würde ihr auf jeden Fall helfen.

Gedankenverloren stand Beate Wilms-Steinhardt am Küchenfenster. Eben noch hatte sie Sina hinterhergewinkt, auch wenn sie heute bei dem nasskalten Wetter drinnen geblieben und nicht, wie normalerweise, mit zum Gartentor gegangen war. Sie war wegen einer Erkältung vorzeitig nach Hause gekommen und völlig überrascht gewesen, als das Mädchen plötzlich vor der Tür stand. Unerwartet und auch unangemeldet, was Sina sonst nie tat – sie kannte ja Beates Dienstzeiten. Wie groß musste wohl ihr Verlangen nach Hilfe gewesen sein, dass sie einfach drauflos fuhr, in der vagen Hoffnung, vielleicht doch schon jemand anzutreffen? Und zum ersten Mal hatte sie nicht zu Beate gewollt, sondern ganz bewusst zu ihrem Vater ...

Ihr Mann trat hinter ihr in die Küche hinein. »Ist sie weg?«

Beate drehte sich zu ihm um, sah ihn im Halbschatten unter der Tür stehen, sein Gesicht konnte sie im Dämmerlicht kaum erkennen. »Ja, sie ist weg.« Und dann: »Du weißt, dass du sie enttäuscht hast, oder?«

»Wie meinst du das?«

»Wie soll ich das schon meinen.« Fahrig begann sie, die benutzten Kaffeetassen in den Geschirrspüler zu räumen, stellte die Sahne in den Kühlschrank, schüttete die Kekse in die Tüte zurück. Dann drehte sie sich entschlossen zu ihm um. »Roman, ich habe unsre Vereinbarung bestimmt nicht vergessen. Aber etwas in mir hat sich geändert. Seit Sina so regelmäßig kommt, mag ich sie sehr gern – Jan übrigens ebenfalls, den du leider völlig vergrault hast. Ich kann nicht mehr so tun, als würde mich das alles nichts angehen. Sina hat einen Rat von dir erwartet, Unterstützung, und du hast sie allein gelassen.«

»Es wäre besser gewesen, du hättest ihr die Idee, sich an mich zu wenden, von vornherein ausgedet.«

»Du willst nicht.« Beate lehnte sich an den Küchenschrank, ihre

Hände spielten mit der Kekstüte, während sie den Blick ihres Mannes suchte. Aber er sah über sie hinweg zum Fenster hinaus. »Solltest du dann nicht lieber offen mit ihr reden? Müsste sie nicht endlich erfahren, dass ...«

»Nein!« Scharf und schneidend klang seine Stimme, ruhiger fügte er hinzu: »Ich habe Sina niemals dazu ermuntert, in mir einen väterlichen Freund zu sehen, mit dem sie über ihre Lebensprobleme reden kann. Und bis jetzt ist sie mit ihren Anliegen und Schwierigkeiten ja auch ausschließlich zu dir gekommen. Ich bin für sie jemand, der ihr eine Menge bieten und mit dem sie sich sehen lassen kann, und ich denke, dass sie in jeder Hinsicht viel von mir profitiert. Eine Vaterfigur war ich nie für sie.«

»Ich glaube, du irrst dich. Und wie kannst du im Ernst annehmen, sie würde dich nicht als väterlichen Freund betrachten?« Ganz leise sagte sie: »Wen immer du auch treffen willst – Sina triffst du jedenfalls am meisten.«

Sie hob die Augen, um vielleicht jetzt seinen Blick einzufangen und seine Reaktion zu testen, doch er hatte sich umgedreht und war hinausgegangen.

Diese feuchte Februarkälte! Zielloos streifte Sina durch die Straßen der Fußgängerzone.

Sie wollte noch nicht nach Hause. Ihrer Mutter hatte sie einen Zettel hingelegt, sie sei bei Nadine und käme erst abends zurück. Aber Nadine musste zum Zahnarzt und würde vor sechs auch nicht fertig sein, sodass es sinnlos war, bei ihr vorbeizugehen. Und ins Ki-Ju-Hei mochte sie nicht. Wenn Robin sie nur ansah, würde sie losheulen. Also einfach herumlaufen. Geschäfte angucken, ohne etwas wahrzunehmen. Vorne war ein McDonald's! Sina ging rein, setzte sich an einen Tisch und starrte minutenlang nur vor sich hin ...

Erst später, bei Pommes frites und einem heißen Kakao, gestand sie sich endlich ein, was sie bis eben vor sich selber nicht hatte wahrhaben wollen: dass ihr Vater sich nicht im Geringsten für sie interessierte. Sie erinnerte sich an Beates erstauntes Gesicht, als sie plötzlich vor ihr stand und ihr sagte, dass sie zu ihrem Vater wollte. An die Stunde des Wartens, die sich endlos dehnte, in der sie alles

mögliche besprachen, lauter Belanglosigkeiten, während Sina dem Eintreffen ihres Vaters geradezu entgegenfieberte. Und dann, als er schließlich kam, an sein befremdendes, distanzierendes Verhalten ...

Wieder empfand Sina die Hilflosigkeit, die sie befallen hatte, als sie merkte, dass er gar nicht mit ihr reden, ja, ihr nicht mal richtig zuhören wollte. Zuerst hatte sie noch gedacht, er sei zu sehr mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt, sie hatte gebohrt, ihn bedrängt, ihn förmlich angefleht, um seine Aufmerksamkeit zu erreichen ... Bis er einfach aufgestanden war und sie unterbrochen hatte. »Tut mir leid, Sina, ich kann nichts für dich tun.«

Sie sah ihn noch vor sich, wie er sich eine Tasse Kaffee eingegossen und zum Gehen gewandt hatte, wie er dann noch einmal zurückschaute und sie ansah mit einem rätselhaften, dunklen Blick, den sie nicht verstand. Sie blieb stumm in diesem Moment, zu keiner Reaktion fähig, und tief in ihrem Innern brannte die Demütigung über seine Zurückweisung. Da nützten auch die tausend Entschuldigungen nichts, die Beate für ihren Vater vorbrachte, dass er überarbeitet sei und finanzielle Probleme hatte, nichts die Beschwichtigungen und tröstenden Worte, mit denen Beate sie beruhigen wollte. Zu unbegreiflich fand sie das Verhalten ihres Vaters. Sie war dann gegangen, weil sie meinte, keine Sekunde länger die fremde Atmosphäre ertragen zu können in einem Haus, das ihr bisher immer Schutz und Geborgenheit vermittelt hatte ...

Sie fühlte sich unendlich verletzt und enttäuscht! Erst Mutter und nun, und das wog viel, viel schlimmer, ihr Vater. Konnte sie sich denn auf keinen mehr verlassen? Was sollte sie jetzt nur tun? Und während sie ihren Platz räumte und ihr Tablett mit dem Abfall auf den Ablagetisch stellte, fiel ihr plötzlich das Gespräch mit Robin ein.

»Probleme haben wir alle. Aber Jesus will uns die Kraft geben, sie zu bewältigen. Er hat uns versprochen, dass wir ihm vertrauen dürfen ...« Jesus vertrauen, von dem die meisten behaupteten, er würde nicht existieren? Ja, wenn sie das glauben könnten!

Denn jemanden, dem sie wirklich vertrauen konnte – wann brauchte sie den dringender als jetzt?

Birte Steinhardt sah auf den Brief in ihrer Hand, ungläubig, verwundert, als könnte sie es immer noch nicht fassen. Aber es war unverkennbar seine Handschrift – energisch, schwungvoll, kraftvoll. Wie sehr hatte sie nach der Scheidung auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet, auf ein kurzes Wort, eine Karte, einen Telefonanruf. Vergeblich! Irgendwann hatte sie zu hoffen aufgehört. Und nun, heute, dieser Brief von ihm! Ein guter, warmer, liebevoller Brief. Er legte sich wie Balsam auf all die Wunden der letzten Jahre ...

Als sie wieder ein wenig ruhiger geworden war, machte sie sich an die übliche Hausarbeit, aber die Freude blieb und gab ihr eine ganz neue Energie. Zum Abendessen buk sie ein Blech Pizza, deckte den Tisch im Wohnzimmer mit dem guten Geschirr und passenden Servietten, stellte echte Coca-Cola für Jan hin und goss sich und ausnahmsweise auch Sina ein Glas Weißwein ein. Die Kinder machten große Augen.

»Was'n hier los?« wollte Jan wissen. »Haben wir im Lotto gewonnen?«

»Oder hast du einen tollen Mann kennen gelernt?« fragte Sina hoffnungsvoll. Die Mutter sah in ihr Gesicht, das eben noch so verschlossen gewirkt hatte und sich nun jäh aufhellte, und wusste nicht gleich eine Antwort. Jan nahm sie ihr ab.

»Wo soll Mama denn tolle Männer kennen lernen! Lotto find ich besser. Endlich mal genug Kohle auf der Hand, das wär was.«

»Im Lotto gewinnt man nicht so schnell. Außerdem haben wir gar nicht gespielt. Oder meinst, so'n Gewinn kommt dir zugeflogen?«

»Schluss jetzt!« Energisch machte die Mutter der Streiterei ein Ende. »Können wir drei nicht einfach mal schön zu Abend essen? Holt lieber den Salat aus der Küche. Und Teelöffel fehlen auch noch, es gibt Eis zum Nachtisch.«

Birte Steinhardt dachte, dass sie lange schon nicht mehr so entspannt und gemütlich am Tisch gesessen hatte. Selbst Jan hielt es diesmal lange aus und erzählte sogar aus der Schule. Später kam Sina zu ihr und legte spontan die Arme um sie. »Du, Mama, heute Abend war es richtig schön. Sowas können wir ruhig öfter machen.«

Ja, es war schön gewesen. Nichts von der müden, resignierten oder abweisenden Stimmung, die sonst oft bei ihnen herrschte. Vergessen heute Abend auch alle Streitigkeiten zwischen ihr und den Kindern. Sina hatte recht, sie sollte mehr Farbe in den Alltag bringen. Und vielleicht schaffte sie es ja auch, mit dieser neuen Hoffnung im Herzen – dass er nochmals schrieb, wenn sie ihm jetzt antwortete, dass sie nach all den Jahren dort wieder anknüpfen konnten, wo sie damals aufgehört hatten, dass er irgendwann selbst kommen würde ...

Sie machte sich daran, die Küche aufzuräumen.

Kurz nach neunzehn Uhr. Sina stand vor dem KiJuHei, völlig durchnässt von dem Regenguss, der grade runtergegangen war, und außer Atem, denn die letzten Meter war sie gerannt. Die Tür war schon abgeschlossen, doch Sina klingelte. Als Ulrike ihr öffnete, lächelte sie unsicher.

»Hi, Ulrike, ich weiß, wie spät es ist, aber – hast du noch 'n Moment Zeit? Zum Reden?«

»Na okay, wenn's nur ein Moment ist. Du musst aber mit in die Küche, ich bin beim Aufräumen. Und zieh bloß deine nasse Jacke aus, am besten, du hängst sie eben über die Heizung. Ich mach dir inzwischen 'n Tee zum Aufwärmen«

Gleich darauf saß Sina am Tisch, umklammerte mit beiden Händen den heißen Becher und wusste nicht, wie sie anfangen sollte. Dann gab sie sich einen Ruck. »Ich hab Stress mit meiner Mutter wegen meiner Ausbildung. Sie will, dass ich einfach irgendeine Lehrstelle nehme, damit ich was hab, und kapiert nicht, dass noch andere Möglichkeiten da sind. Ich meine, wenn es mit Arzthelferin erstmal nichts wird.« Und nun musste sie nicht mehr nach Worten suchen, es sprudelte geradezu aus ihr heraus. »Okay, mit Lehrstellen bei Ärzten sieht es wirklich nicht gut aus, hat sie total recht. Doch es gibt noch ähnliche Berufe, hab ich jetzt erfahren, wo ich auch mit Menschen arbeite, ich muss mich nur erst erkundigen. Aber meine Mutter meint, wenn ich das tu, ist nachher gar keine Lehrstelle mehr frei. Ein Soziales Jahr könnte ich machen, darüber hab ich eine Menge gelesen, und das hörte sich ganz interessant an

– will sie auch nicht. Angeblich würd ich mich dabei verzetteln, sagt sie. Sie will tatsächlich, dass ich Floristin werde oder eben irgendwas, wo was frei ist, damit ich dieses Jahr 'n Ausbildungsplatz habe. Aber ich kann doch nicht einfach irgendwas werden, wofür ich mich gar nicht eigne. Bist du denn irgendwas geworden? Ich meine, das, was du jetzt bist, hier im KiJuHei, wolltest du das oder nicht?«

Ulrike hatte sie ausreden lassen. Als Sina jetzt abbrach, um Atem zu holen und sie fragend ansah, warf sie den Lappen hin, mit dem sie die Spüle abgewischt hatte, richtete sich auf und wandte sich ihr nachdenklich zu. »Doch, ja, das wollte ich. Das heißt«, sie schüttelte den Kopf, »eigentlich wollte ich mit behinderten Kindern arbeiten. Diesen Wunsch hab ich gehabt, seitdem ich fünfzehn war und auf einer Behindertenfreizeit mitgeholfen habe. Nach dem Abi fing ich an, mich an allen möglichen Fachhochschulen zu bewerben, doch da, wo ich gerne hingegangen wäre, war nichts frei. – Ich hab dann auch ein Soziales Jahr gemacht«, fuhr sie nach einer Pause fort, »in einem Heim für schwerstbehinderte Kinder und Jugendliche. Und weißt du, Sina, warum das Jahr für mich so wichtig wurde? Weil ich erkannt habe, dass ich diesen Job auf Dauer gar nicht durchhalte. Dass es mich viel zu sehr belastet. Die zwölf Monate hätte ich allein niemals geschafft. Ohne die Seminartage, die ja verpflichtend sind für alle Teilnehmer, ohne meine FSJ-Gruppe, wo man wirklich über alles reden konnte, ja, und vor allem ohne Sabine, meine Betreuerin, die mich immer wieder ermutigt hat, wenn ich schon alles hinschmeißen wollte – also, ich wär nicht weit gekommen. Von daher war ich wirklich froh, dass ich so ein FSJ gemacht habe. Verplemperte Zeit ist das sicherlich nie. Moment, Sina, lass mich noch eins sagen«, unterbrach sie sich, als Sina ihr ins Wort fallen wollte. »Ich kann mir vorstellen, auch deine Mutter würde das anders sehen, wenn du vielleicht ein bisschen mehr Geduld mit ihr hättest.«

»Ich? Geduld mit meiner Mutter?« Sina starrte sie verständnislos an. »Was meinst du damit?«

»Überleg doch mal selbst. Erst gibt es lange Zeit nichts anderes für dich als Arzthelferin, und plötzlich überfällt du deine Mutter

mit allen möglichen vagen Plänen, von denen vorher nie die Rede war. Ich glaube, sie hat einfach Angst, dass du von einer fixen Idee zur nächsten rennst und dabei die Wirklichkeit aus den Augen verlierst. Sie will, dass du das Richtige tust.«

»Das, was sie für richtig hält«, verbesserte Sina, aber kleinlaut gestand sie sich ein, dass Ulrike Recht hatte. Mit ihrer Mutter sachlich und ausführlich zu reden – die Mühe hatte sie sich bisher nie gemacht. »Du findest ein Soziales Jahr aber auch in Ordnung?«

»Wenn du wohlüberlegt und gut vorbereitet da reingehst, immer. Wenn du einfach nur wegrennen willst vor den Schwierigkeiten jetzt, dann lass es. Dir muss ganz klar sein: deine Berufsprobleme werden damit nicht gelöst. Du bekommst Entscheidungshilfen und kannst Zeit sinnvoll überbrücken oder ausnutzen, mehr nicht. – Aber du brauchst dich doch noch gar nicht festzulegen, Sina«, setzte sie hinzu. »Bewirb dich weiter, informier dich vor allem über die anderen Ausbildungsgänge, eine Stelle für's FSJ bekommst du immer.«

»Was hast du gemacht, als du gemerkt hast, dass du dich für Behinderte nicht eignest?«

»Noch mal von vorn angefangen. Nachgedacht, mich beraten lassen, nach allen Seiten hin Erkundigungen eingezogen. Bis ich mich dann entschieden habe, Sozialpädagogik zu studieren. Und das war richtig. Die Arbeit hier, im KiJuHei, die passt zu mir.«

Eine Pause entstand, in der Sina den letzten Worten nachgrübelte. Wenn sie das doch auch von sich sagen könnte! Wenn nur irgendetwas in ihrem Leben wirklich passen würde! Wenn sie wenigstens beruflich wüsste, wie es weitergehen und was sie tun könnte ... Unwillkürlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus. Ulrike kam zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Lass dich nicht entmutigen, Sina. Versuch doch erstmal, mit deiner Mutter ins Reine zu kommen. Wenn sie versteht, was hinter deinen neuen Plänen steckt, wird sie dich sicher nicht mehr zu irgendeinem Beruf drängen, der dir nicht zusagt. Es liegt auch an dir, wie sie reagiert. Sei so vernünftig und erwachsen, dass sie dich ernst nehmen kann, kein trotziges Kind, das mit Gewalt seine Wünsche durchsetzen will.«

Schon halb auf der Straße traf sie mit Robin zusammen. Sie war so überrascht, ihn noch anzutreffen, dass sie kein Wort hervorbrachte, doch auch er schien von ihrer Anwesenheit offenbar nichts bemerkt zu haben. Für einen Augenblick starrten sie sich stumm an, bis er das Schweigen schließlich brach.

»Hallo, Sina, ich wusste gar nicht, dass du hier warst. Wie geht es dir?«

Nicht antworten, nur nicht antworten, sie würde den Satz nicht zu Ende kriegen, ohne in Tränen auszubrechen. Gleichzeitig aber sehnte sie sich jäh danach, von ihm getröstet zu werden. Gewaltsam nahm sie sich zusammen.

»Wie's eben so geht. Ich bin nur kurz hergekommen, weil ich Ulrike was fragen wollte. Wegen meiner Ausbildung. Sie hat auch ... Ich meine, sie ist ...« Nein, es ging nicht. Sie konnte ihn nicht mit einer belanglosen Auskunft abspeisen. Hilflos schüttelte sie den Kopf und drehte sich von ihm weg. »Ich muss jetzt nach Hause«, sagte sie heiser, mit einer Stimme, in der unterdrücktes Weinen schwang. Da sagte er leise und unvermittelt: »Sina, ich werde für dich beten«

Er sah sie abwartend an, aber Sina wich ihm aus, denn sie wusste nicht gleich eine Erwiderung. Nein, sie hatte nichts dagegen, denn sie brauchte eine Hoffnung, egal, woher. Doch lieber hätte sie gehabt, wenn er sie in den Arm genommen hätte ...

»Wenn du glaubst, dass es hilft ... Ach, Robin, ich ...« Dann ließ sie ihn einfach stehen und lief davon. Verschwunden war die Ruhe, die sie durch das Gespräch mit Ulrike gewonnen hatte. Tränenblind stolperte sie die Straße hinunter, spürte verzweifelt und wütend zugleich, wie gern sie Robin hatte, und dass es ihr auch nicht gelang, seinen Jesus zu vergessen ...

Und sie wünschte sich offene Türen da, wo im Moment alles verschlossen schien.

Spät am Abend noch setzte sie sich hin, nahm sich Papier und Stift und fing an, sich ihren Frust von der Seele zu schreiben.

»Lieber Robin, ich tu jetzt einfach so, als wär das ein Brief an dich, den du auch zu lesen kriegst. In Wirklichkeit werd ich ihn

natürlich nicht abschieken, sondern wahrscheinlich zerreißen. Aber ich muss das alles einfach mal loswerden! Dass ich mich total in dich verliebt habe und dauernd drüber nachgrüble, was du wohl für mich empfindest. Und dass ich im Moment ziemlich sauer auf dich bin, weil einerseits tust du so besorgt um mich und willst sogar zu deinem Gott für mich beten, aber vor irgendwas Körperlichem scheinst du eine höllische Abneigung zu haben. Oder willst du mich nur von deinem Gott überzeugen? Dann lass mich in Ruhe! Nicht, dass ich mit dir schlafen will oder so, wie andere das gleich machen, so bin ich auch nicht. Aber wenn du mich magst – ein bisschen Zärtlichkeit und Liebe, ist das so schwer? Oder hängt das auch mit deinem Glauben zusammen? Ich hab noch nie jemand kennen gelernt, der so religiös ist wie du und dabei kein Pastor. Die Predigt zu meiner Konfirmation hab ich am nächsten Tag vergessen, doch was du sagst, das krieg ich nicht aus dem Kopf, ich weiß auch nicht, warum. Manchmal macht mich das sauer, aber manchmal beneide ich dich, weil du irgendwas hast, was ich nicht habe. Und weißt du, ich könnte schon jemand brauchen, der so ist, wie du von deinem Jesus redest, grade jetzt, wo ... Ich hab ja keinem erzählt, wie das mit meinem Vater gelaufen ist, auch dir nicht, obwohl ich es gern gewollt hätt. Aber eigentlich kann ich es nicht mal vor mir selbst zugeben. Es war so total erniedrigend, wie mein großartiger Supervater mich behandelt hat! Und ich versteh's nicht! Ich grüble und grüble, aber ich versteh's einfach nicht! Ich glaube, ich kann es nur vergessen. Nicht mehr dran denken und nicht drüber reden! Bloß weiß ich nicht, ob ich das schaffe. Und soll ich das mit dem Wochenende noch machen, das wir nach Karneval verabredet haben? Ist sein Haus denn noch mein Zuhause? Aber ich brauch es ja! Ich würde sterben, wenn ich es nicht mehr hätte. Nein, ich tu lieber so, als wär nichts gewesen. Vielleicht sagt er mir ja auch noch, warum er so komisch reagiert hat ... Wenn ich es dir berichten würde, Robin, was würdest du tun? Mit mir reden, vielleicht wieder über Jesus? Oder mir auch mal was über dich erzählen, vielleicht, dass du sowas Ähnliches auch schon erlebt hast? Oder mich einmal, nur einmal in den Arm nehmen? Doch drum bitten werde ich dich nie! Auch nicht darum, dass ich mal was über

dich erfahre. Wenn du keine enge Beziehung mit mir willst, ist das deine Sache! Nur lass mich dann bitte, bitte ganz in Frieden! So geh ich irgendwann dran kaputt ...«

Und dann zerriss sie den Brief doch nicht. Sie verstaute ihn in der hintersten Ecke ihrer Schublade, legte jede Menge Kram drüber, damit ihn ja keiner fand, und löschte das Licht.

Sina Steinhardt
Kirchstr. 48
.....

Bewerbung um einen Ausbildungsplatz als Arzthelferin

Sehr geehrte Frau Dr. Brinkhoff,

vom Arbeitsamt Krefeld erhielt ich die Auskunft, dass Sie Auszubildende einstellen. Ich möchte mich daher um einen Ausbildungsplatz als Arzthelferin bewerben.

Anlässlich einer Berufsberatung beim Arbeitsamt wurde festgestellt, dass ich mich für den Beruf einer Arzthelferin eignen würde. Da ich gerne mit Menschen zu tun habe, hätte ich große Freude an diesem Beruf.

Durch ein dreiwöchiges Schulpraktikum und durch einen Besuch im Berufsinformationszentrum habe ich mich über die Aufgaben einer Arzthelferin informiert.

Ich werde im Juni dieses Jahres die Realschule mit der Mittleren Reife verlassen.

Über ein persönliches Gespräch würde ich mich sehr freuen. Bitte laden Sie mich ein.

Mit freundlichem Gruß

Sina Steinhardt

Anlagen: Lebenslauf, Lichtbild, Zeugniskopie

Karneval. »Die öde Schulfete mach ich aber diesmal nicht mit«, verkündete Nadine in der großen Pause, »ziehen wir doch lieber unsre eigne Fete auf.«

»Wer ist denn wir?« fragte Tim neugierig, und Nadine machte eine ungeduldige Handbewegung. »Na, wir eben, unsre Klasse, jeder, der will.«

»Und wo soll'n wir feten?« warf Steffi ein. »Bei mir geht's nicht, meine Eltern haben noch genug von meiner Geburtstagsparty.«

»Ich glaub, ich weiß was«, sagte da Vanessa. »Meine Tante hat doch das Riesenhaus mit 'nem Hobbykeller, den hat sie mir letztes Jahr schon angeboten, als ich Geburtstag feiern wollte, nur bin ich da ja krank geworden ... Ich frag mal, ob wir den für Karneval haben können. Sorgen müssten wir natürlich für alles selbst und aufräumen und saubermachen hinterher auch. Aber das ist ein Superraum, echt. Und vielleicht macht mein Cousin auch mit, der ist 'n bisschen älter als wir, ein ganz cooler Typ. Das wird bestimmt krass. Mal sehen, vielleicht weiß ich morgen schon was.«

Am nächsten Tag verkündete sie, dass ihre Tante zugesagt hatte. Leon arbeitete eine Liste aus, in der jeder notieren sollte, was er mitbringen und wann er zum Helfen kommen wollte. Steffi bekam von ihrer Mutter die Erlaubnis, die Popcornmaschine zur Verfügung zu stellen, Tim erbot sich, einen Tischgrill für Würstchen zu organisieren. Sina trug sich schließlich für Knabbergeback ein. Eigentlich hatte sie wenig Lust für diese Fete, aber Nadine ließ keine Ausflüchte gelten.

»Du musst einfach mittun, denk dran, dass es unser letzter Klassenkarneval ist. Wer weiß, mit wem du nächstes Jahr feierst. Also, reiß dich zusammen und mach endlich mal 'n andres Gesicht.«

Nachher ließ sie sich sogar von Nadines Übermut anstecken. Gemeinsam tüftelten sie ihre Kostüme aus – Sina wollte als Rattenfänger gehen und Nadine als Harlekin – und verbrachten mehrere Stunden mit Werkeln, Schneiden und Kleben, eifrig wie kleine Kinder. Jan schnaufte verächtlich, als er Sina zu Gesicht bekam.

»Guck dich mal im Spiegel an, wie albern du aussiehst. Ich würd mich so nicht auf die Straße trauen.« Er war strikt gegen Karneval und hatte sich auch geweigert, irgendwo mitzumachen, aber Sina kannte das schon und ließ sich nicht beirren.

Nachdem sie ihrer Mutter hoch und heilig versprochen hatte, ja nicht allein die Rückfahrt anzutreten, sondern mit mindestens einem halben Dutzend Klassenkameraden, hatte sie sogar unbegrenzten Ausgang erhalten. »Natürlich in Maßen, Sina, ich meine damit nicht, dass du erst gegen Morgen nach Hause kommen kannst.«

Nadine dagegen musste spätestens um ein Uhr daheim sein. »Wenn sonst keiner mitfährt, soll ich anrufen, und dann wollen sie mich mit dem Auto abholen. Ist das nicht totaler Schrott?« regte sie sich auf. »Die haben doch nicht mehr alle Läuse im Kamm!«

»Und – was willst du tun?« fragte Sina. »Von Vanessas Tante bis rein in die Stadt, das dauert – da darfst du dich ja schon bald nach zwölf auf den Weg machen. So früh wird wohl keiner mitkommen.«

»Was weiß ich! Ich werd schon 'ne Lösung finden. Lass uns gehen, sonst verpassen wir den Bus.«

Gespannt und erwartungsvoll fuhren sie die lange Strecke bis in den westlichen Vorort hinaus, in dem Vanessas Tante wohnte – eine Stunde vor der Zeit, um noch mit anzupacken. Vanessa kam ihnen schon entgegen, und da war auch Lars, ihr Cousin. Er schien um die 19 Jahre alt zu sein, trug ein schwarzes eng anliegendes Gewand, und aus seinem bräunlich geschminkten Gesicht blitzten ein Paar eisblaue Augen. Er sah beide Mädchen einen Moment an, erst Nadine, dann Sina, bis die, ganz rot geworden, den Blick abwandte ...

»Der ist ja krass«, schwärmte Nadine, als sie mit Sina in die Küche gegangen war. »Da kommt so leicht keiner mit. Anders als dein Robin, oder?«

»Er ist nicht mein Robin«, wehrte Sina ab, während allein sein Name ihr einen Stich versetzte. »Und du rennst doch wirklich jedem hinterher. Hol lieber Glasschälchen aus dem Schrank, wir sollen die ganzen Knabbereien fertigmachen, hat Vanessa gesagt.« Nein, er war nicht ihr Robin. Und sie, sie wollte ihn heute wegschieben, wollte sich amüsieren, wollte sich beweisen, dass sie auch ohne ihn klarkam, dass sie ihn nicht brauchte, um glücklich zu sein, dass sie genug andre Freunde hatte ...

Entschlossen drängte Sina alle störenden Gedanken beiseite. Und

kaum waren die letzten Vorbereitungen erledigt, brach auch schon die Party über sie herein. Musik, Tanz, Lärm, ein wildes Gewoge von lustigen und phantasievollen Verkleidungen. Tim war als »Gelber Sack« gekommen, Leon als Komposttonne mit der Aufschrift »Bio-Müll«. Auf dem Grill brutzelten die Würstchen, die Bowle mit einem Minimum an Alkohol war bereits halb leer, obwohl sich einige der Jungen auch härtere Getränke mitgebracht hatten. Bei Sina reichte bereits ein Glas Bowle aus, um sie in Stimmung zu versetzen, sie lachte, sprühte vor Schlagfertigkeit und Witz und riss die anderen mit sich. Nadine, die mit Daniel beschäftigt war, winkte ihr flüchtig zu. »Geht ja echt was ab heute. Du, guck mal, wie dieser Lars die Mädchen abgrast; wenn ich nicht Daniel ...«

Sie verstand den Rest nicht mehr, wollte Lars mit den Augen suchen und erschrak, als er mit einem Mal neben ihr stand. »Du – wie heißt du noch mal? Sina? Hast dich ja auch als Rattenfänger verkleidet, und ich dachte doch, nur ich käme auf solche Idee. Wenn das kein Zufall ist. Steht dir aber verdammt gut. Und scheinst auch sonst was drauf zu haben. Woll'n wir tanzen?«

Sina nickte nur. Wortlos ließ sie sich von Lars mitziehen, ihr Herz klopfte heftig. Dann, als sie zu tanzen anfangen, stieg ein nie gekanntes, prickelndes Gefühl in ihr auf. Was war das nur? Lars tanzte anders als die Jungs aus ihrer Klasse, hart, rücksichtslos und chaotisch, presste sie plötzlich so eng an sich, dass sie meinte, seinen Herzschlag zu spüren. In dieser Umarmung vergaß sie alles, was sie noch kurz zuvor so beschäftigt hatte – den Lehrstellenfrust, ihren Vater, ja, sogar Robin. Nur noch Lars spürte sie, spürte seine körperliche Nähe und Wärme, spürte auch seine Erregung, die sich auf sie übertrug und sie mit fortzuschwimmen drohte. Gedanken, unklar und verworren, schossen ihr durch den Kopf. Das war es, das wirkliche Leben, nach dem sie sich immer gesehnt hatte, das war es – wild, hämmernd, leidenschaftlich, ja, wie ein Rausch ...

Als die Musik zu Ende gegangen war, erwachte sie. Stumm sah sie Lars an, beinahe Hilfe suchend, denn er hatte sie in diese Situation gebracht, er musste auch wissen, wie es weiterging. Und er wusste es. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihre Hand und zog sie mit sich fort. Fort von dem ganzen Karnevalsrummel, raus aus dem

Hobbyraum und in eine kleine Nebenkammer, in der altes Gerümpel und Kartons aufgestapelt waren. Sinas Herz schlug jetzt wie rasend, ihr Atem ging schnell und unregelmäßig.

»Lars, was soll das?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern.

Lars kam näher, umfasste ihr Gesicht, hob es zu sich hoch. »Du«, sagte er leise, »du hast wirklich was drauf.« Dann küsste er sie.

Und Sina ließ es geschehen. Vergaß Nadines Bemerkung, dass er vorher schon andere Mädchen abgegrast hatte, überlegte nicht, warum er ausgerechnet bei ihr hängen blieb, obwohl die anderen zum Teil viel attraktiver und verführerischer waren, dachte auch nicht darüber nach, dass sie ihn vor wenigen Stunden noch gar nicht gekannt hatte. Sie ließ es einfach geschehen, zweimal, dreimal, immer wieder. Bis seine Leidenschaft sie so angesteckt hatte, dass sie seine Küsse erwiderte.

Viel später, als auch die Letzten gegangen waren, die noch beim Aufräumen geholfen hatten, sagte Vanessa zu Lars: »Ich geb dir 'n guten Rat: Lass Sina in Ruhe. Die ist nichts für dich.«

»Meinst du?« Er lächelte versonnen. »Sie sieht so unschuldig aus.«

»Ist sie auch. Die hat noch mit keinem geschlafen. Aber nicht, weil sie nicht weiß, wie's geht oder so. Die liebt keine schnellen Abenteuer. Die will was Ernstes.«

»Dafür hat sie heute Abend aber gut mitgespielt.«

»Lass sie in Ruhe«, wiederholte Vanessa bittend. »Du kannst doch Mädchen genug haben. Such dir eine, die auch nur Sex will, so wie du. Sina machst du bloß unglücklich.«

»Wo hast du denn den Unsinn her? Aus deinem letzten Liebesroman? Weißt du, meine kleine Cousine, ich lass mir ungern dreinreden, auch nicht von dir. Aber eins verrät ich dir noch: Sina reizt mich, grade, weil sie noch so unerfahren ist. Da macht Sex mal wieder richtig Spaß. Von den andern hab ich längst den Hals voll. Und jetzt schlaf gut. War okay heute Abend. Grüß unsre gemeinsame Tante. Ja, und mach dir nicht zu viele Sorgen.«

Leicht fuhr er ihr mit dem Zeigefinger übers Gesicht und ging. Vanessa sah ihm nach, hilflos und wütend, und sie wünschte, sie hätte ihn nicht eingeladen.

Im KiJuHei herrschte Hochbetrieb. Dienstags war der beliebte Spieletag, und überall standen Kids und Teenies grüppchenweise zusammen und spielten Kicker, Dart, Eishockey oder Playstation. Nadine blieb unschlüssig an der Tür stehen. Eigentlich hatte sie zu dem ganzen Zauber keine Lust. Sie hatte kurz bei Sina vorbeigeschaut, doch die war in Katerstimmung und zum Reden überhaupt nicht aufgelegt. Aber Nadine hatte das Gefühl, sie müsste ersticken, wenn sie nicht mit irgendjemand sprechen konnte. Am Kickertisch bemerkte sie Tommi, der jetzt meist ohne Max kam, und da sie ihm nicht begegnen wollte, drehte sie sich schnell um. Dabei rannte sie gegen Ulrike, die ein riesiges Tablett mit Berlinern trug.

»He, Nadine, willst du schon wieder gehen? Wo ist denn Sina? Habt ihr kräftig gefeiert gestern?« Sie sah Nadine genauer ins Gesicht, stutzte, stellte vorsichtig das Kuchentablett ab und wandte sich ihr wieder zu. »Stimmt was nicht? Du wirkst ziemlich mitgenommen. Gibt's irgendwelchen Ärger?«

Ursprünglich hatte Nadine nicht vorgehabt, sich einem Erwachsenen anzuvertrauen, aber Ulrike war ein guter Kumpel, und sie brauchte jetzt ein Gegenüber. So ließ sie zu, dass Ulrike sie zu dem kleinen Tisch in der Ecke schob, sie mit Cola versorgte und ihr einen Berliner hinstellte, über den sie mit einem wahren Heißhunger herfiel, denn sie hatte keine Mittagsmahlzeit gehabt. Noch beim Essen fing sie an zu reden.

»Ich hab Mist gemacht gestern«. Und dann erzählte sie vom Karneval, dass sie trotz einer festen Vereinbarung zu spät nach Hause gekommen war, dass ihre Eltern sich furchtbar aufgeregt hätten und sie von ihrem Vater zu einer Woche Zimmerarrest verdonnert worden war. Ihre Mutter hatte sie nur aus Mitleid heute für eine Stunde gehen lassen. »Ich weiß, es war nicht fair von mir«, gab sie zu. »Aber war es denn vielleicht von ihnen fair, mich noch wie ein Baby zu behandeln? In diesem Monat werd ich siebzehn. Ich trinke nicht, ich nehm keine Drogen. Bin ich nicht alt genug, um auf mich selber aufzupassen? Die können mich doch nicht ein Leben lang in Watte packen.«

»Woher kommt es, dass sie so eine Angst um dich haben? Hattest du mal einen schlimmen Unfall oder eine schwere Krankheit?«

»Nichts von allem.« Nadine schüttelte den Kopf. Dann fiel ihr etwas ein. »Sie hatten vor mir schon mal ein Kind gehabt. Das ist gestorben, plötzlicher Kindstod, glaub ich. Aber hör mal, Ulrike, das ist schon ewig her. Das müssen sie doch mal verdaut haben.«

»Meinst du, dass man das überhaupt kann?« zweifelte Ulrike. »Ich stell's mir jedenfalls schlimm vor, ein Kind zu verlieren.«

»Sie verlieren mich auch noch, wenn sie so weitermachen«, sagte Nadine bitter. »Ihre Angst um mich in allen Ehren, aber haben sie gar kein Vertrauen zu mir? Dass ich mich vorsehe und bestimmte Dinge eben nicht tu?«

Für einen Moment herrschte Schweigen zwischen ihnen, dann schüttelte Ulrike nachdenklich den Kopf. »Komisch, dass die Probleme immer die gleichen bleiben. Alle Eltern haben Mühe, ihre Kinder loszulassen, und alle Kinder lehnen sich dagegen auf. Bei uns war es so, bei euch ist es so, wer weiß, wie wir reagieren, wenn wir mal Eltern sind. Warum ist es nicht möglich, ein vernünftiges Gespräch zwischen den Generationen zu führen? Vielleicht müsst ihr dazu den ersten Schritt machen.«

»Was soll das heißen?« fragte Nadine argwöhnisch.

Ulrike überlegte einen Moment. »Dass ihr euch so verhaltet, wie ihr auch behandelt werden wollt, nämlich als erwachsene Menschen«, sagte sie schließlich. »Dass ihr eure Eltern mit der Nase drauf stoßt: Wir sind keine Zwölfjährigen mehr. Ihr könnt uns die Freiheit geben, die wir wollen, weil wir in der richtigen Weise damit umgehen können. Verstehst du, was ich meine?«

»Also ganz ehrlich – nein. Sollen wir auch so langweilig werden wie diese Grufties?«

»Erwachsen sein heißt doch nicht langweilig werden.« Wieder dachte Ulrike nach. »Was ich meine, ist zum Beispiel – Verantwortung übernehmen. Einsicht zeigen in bestimmte Notwendigkeiten. Mitdenken. Versuchen, den anderen zu verstehen. Nicht immer nur motzen und rumnörgeln, fordern und nehmen wie ein Kind. Auch mal geben und helfen. Das meine ich.«

»Ist aber ziemlich viel verlangt,« antwortete Nadine trocken.

»Und dich heute Abend bei deinen Eltern zu entschuldigen, um zwischen euch überhaupt wieder ein Gespräch in Gang zu bringen

– ist das auch zu viel verlangt? Oder glaubst du, es geht so? Schließlich hast du dich nicht an die Vereinbarung gehalten. Ich wollte in deinem Alter auch, dass mir alles in den Schoß fällt, ohne mich anzustrengen. Aber das funktioniert nicht.«

Ein wütender Aufschrei von der Play-Station unterbrach ihr Gespräch. Ein paar Jungs konnten sich nicht einigen, wer spielen sollte, und fingen an, sich zu prügeln. Ulrike sprang auf, um zu schlichten, und Nadine brachte ihr Geschirr fort. Für fünf Minuten blieb sie in der ruhigen Abgeschlossenheit der kleinen Teeküche und dachte nach. Statt sich von einer guten Freundin bemitleiden und trösten zu lassen, war sie an Ulrike geraten, die ihr einige harte Brocken an den Kopf geworfen hatte. Aber wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass Ulrike wohl in vielem recht hatte. Ja, es war nötig, sich bei ihren Eltern zu entschuldigen, wenn sie wieder miteinander reden wollten. »Nicht immer nur nehmen, sondern auch geben«, hatte Ulrike gesagt, und Nadine ahnte, dass es damit vielleicht anfang, das Erwachsenwerden: sich von einem stets fordernden Kind zu einem Menschen zu entwickeln, der auch an andere dachte ...

Mit einem Blick auf die Uhr sah sie, dass es höchste Zeit wurde, nach Hause zu gehen, und da Ulrike noch mit den Jungs beschäftigt war, wandte sie sich zum Ausgang, ohne sich zu verabschieden. Doch Ulrike kam ihr hinterher.

»Hör mal, ist Sina nicht mitgekommen?« fragte sie eilig. »Dann gib ihr doch bitte das Päckchen hier, ja? Sag ihr, es wäre von Robin – und dass er überraschend ein paar Tage freinehmen musste. Und von mir bestell ihr, sie soll sich auch mal wieder blicken lassen.«

Erst, als sie schon fast daheim war, fiel Nadine ein, dass sie vergessen hatte, sich zu bedanken. Sie würde es irgendwann nachholen müssen. Jetzt war sie schon so eilig, dass sie es noch nicht mal schaffte, Sina persönlich dieses Päckchen zu überreichen. Sie warf es unten in den Briefkasten. Für einen Moment überlegte sie, was wohl drin sein mochte, aber gleich darauf war sie wieder von ihren eigenen Sorgen beansprucht.

Sie musste sich entschuldigen, ja. Aber danach? Wie sollte es weitergehen?

Ein Tag später. Nachmittag, trüb und grau. Obwohl es noch nicht mal halb fünf war und mittlerweile schon März, hatte Sina bereits die Schreibtischlampe eingeschaltet. Sie saß an ihren Englischhausaufgaben und versuchte verbissen, sich zu konzentrieren, aber ihre Gedanken glitten immer wieder ab. Sie hatte das Gefühl, seit der Karnevalsfeier war alles in ihr durcheinander geraten ...

Nach wie vor erfüllte sie eine schmerzhaft Sehnucht nach Robin, aber gleichzeitig klopfte ihr das Herz, wenn sie an Lars dachte. Wenn sie sich an Lars' Küsse erinnerte, viel zu oft, wünschte sie wiederum, Robin wäre an seiner Stelle gewesen ... In ihrer Phantasia durchlebte Sina immer wieder diesen Karnevalsabend, sah vor sich, wie sie mit Lars getanzt hatte, hörte den Klang seiner Stimme und spürte den leidenschaftlichen Druck seiner Lippen. Die wenigen Stunden hatten ausgereicht, um ihr Lars, den sie vorher gar nicht gekannt hatte, näher zu bringen als Robin es jemals gewesen war. Wüsste sie nur, was sie selbst eigentlich wollte! Diesen Lars Bruckner, der schon jede Menge Mädchen gehabt hatte, aber ihr Verlangen nach Zärtlichkeit stillte? Oder einen Robin Karstens, von dem sie spürte, dass er anders war und etwas Besonderes besaß – der jedoch für sie unerreichbar schien? Und falls Lars, wie er es versprochen hatte, jetzt anriefe, um sich mit ihr zu verabreden, wie würde sie reagieren?

Wie um ihre Gedanken zu bestätigen, klingelte in dieser Minute das Telefon. Mit wenigen Schritten war sie in der Diele, sah aus den Augenwinkeln, wie Jan aus seinem Zimmer stürzte, nahm mit zitternder Hand den Hörer ab, meldete sich. Doch es war nicht Lars, der antwortete, sondern eine fremde Stimme, die sie nicht einzuordnen wusste. Dunkel, ein wenig rau und eindeutig keine Jungenstimme mehr, obwohl sie nach Jan fragte, ihrem Bruder. Verwirrt gab Sina Antwort. »Jan? Ja, natürlich, Augenblick eben ...« Sie sah sich nach ihm um, aber er stand schon hinter ihr. »Für dich, hat nicht gesagt, wie er heißt ... Das ist doch keiner aus deiner Klasse, oder? Was will er von dir?«

»Gib schon her!« Er riss ihr den Hörer aus der Hand und warf ihr einen auffordernden Blick zu, doch sie tat ihm nicht den Gefallen, wegzugehen, sondern blieb stehen, um zuzuhören. Tief in ih-

rem Innern stieg eine unbestimmte Angst in ihr hoch. Was sollte das bedeuten? Jan benahm sich so seltsam am Telefon, sprach kaum, sagte höchstens »jaja« oder »ich weiß«, als ginge es um etwas, dessen Inhalt er nicht verraten durfte. Schließlich legte er auf. Seine Augen begegneten denen von Sina, und hastig wandte er sich ab. »Ich muss noch mal weg«, sagte er kurz und wollte seine Jacke vom Haken nehmen, doch Sina hielt ihn fest.

»Jan, wer war das?« fragte sie ruhig. Jan versuchte, sich von ihr zu befreien.

»Du kennst ihn sowieso nicht, also hau ab und lass mich in Ruhe.«

»Was wollte er von dir?« Sina sah die Nervosität in seinem Gesicht, den gehetzten Ausdruck in seinen Augen, und ihre Angst stieg. Sie verlor die Beherrschung und wurde laut. »Was wollte er von dir? Was war das für ein merkwürdiges Telefongespräch eben? Und wo gehst du jetzt noch hin? Ich verbiete dir, wegzugehen, wenn du mir nicht sagst ...«

»Du hast mir gar nichts zu verbieten!« schrie Jan sie an. »Hörst du? Gar nichts!« Mit einem Ruck machte er sich los aus ihrem Griff, schnappte sich seine Jacke und die Schlüssel, die immer am Schlüsselbrett hingen, und drehte sich noch einmal zu ihr um. »Überhaupt nichts!« Eilig riss er die Wohnungstür auf, damit Sina ihn nicht noch einmal zu packen bekam, aber die hatte schon aufgegeben. Es war Unsinn, sie konnte Jan nicht zurückhalten, er war ja inzwischen genauso stark wie sie ...

Die Tür krachte ins Schloss. Langsam, mit schleppenden Schritten, ging Sina zurück in ihr Zimmer, setzte sich wieder an ihren Schreibtisch und starrte blicklos vor sich hin. Wenn sie doch jetzt nicht so allein wäre! Mutter war arbeiten, Nadine mit ihren Eltern in die Stadt gefahren zu einem Versöhnungessen in einem Restaurant. Aber eigentlich gab es auch nur einen, nach dem sie sich sehnte und dessen Gegenwart sie sich mit aller Kraft herbeiwünschte. Es war nicht Lars, oh nein, wenigstens in dieser Hinsicht konnte sie plötzlich wieder klar denken. Robin brauchte sie, seine Ruhe, seine Zuverlässigkeit, seinen Glauben an Jesus. »Ich werde für dich beten«, hatte er gesagt, und so gut kannte sie ihn inzwischen doch,

dass sie wusste, wie ernst er es gemeint hatte. Wie hatte sie ihr letztes Wiedersehen so vergessen können? Ein brennendes Verlangen ergriff sie, mit ihm zusammen zu sein und von diesem Jesus zu hören, dessen Macht jede menschliche überstieg. Aber Robin war nicht hier, war auch sonst weit weg von ihr, war unerreichbar ...

Sina wusste nicht, wie lange sie so gesessen und gegrübelt hatte. Längst war es dunkel geworden, finster gähnten ihr die Zimmer entgegen, als sie sich endlich dazu entschloss, Licht zu machen. Sie konnte sich nicht dazu aufraffen, den Rest ihrer Hausaufgaben zu erledigen, denn mit jeder Minute, die der Zeiger forttickte, wuchs ihre Unruhe. Gleich acht. Fast drei Stunden war Jan jetzt unterwegs. Nein, inzwischen ging es nicht mehr um vage Befüchtungen und Vermutungen, sie wusste jetzt ganz genau, dass etwas nicht in Ordnung war – inzwischen ging es nur noch darum: Würde Jan sich ihr anvertrauen? Oder würde er kalt und abweisend bleiben und weiterhin schweigen?

Die Uhr zeigte schon kurz vor halb neun, als Jan endlich kam. Sina vernahm, wie er aufschloss, die Wohnungstür wieder zuzog, seine Jacke auf den Boden feuerte. Er trat ins Wohnzimmer und blieb abrupt stehen, als er seine Schwester im Sessel sitzen sah. Sina schluckte. »Wo warst du denn so lange?« fragte sie leise und unsicher.

Statt einer Antwort warf ihr Jan etwas zu. »Hier, fang auf, das ist für dich. Lag im Briefkasten.« Er verschränkte die Arme vor der Brust, um herausfordernd zu wirken, aber es gelang ihm nicht richtig. »Nerv mich doch nicht schon wieder. Ich weiß gar nicht, was du von mir willst. Abendbrot schon fertig?«

Sina hob das Päckchen auf und legte es achtlos beiseite. »Jan, ich weiß genau, dass irgendwas mit dir nicht stimmt«, sagte sie entschlossen. »Also mach mir nichts vor. Vielleicht kann ich ja was tun für dich oder dir wenigstens 'n Tipp geben. Na komm schon, spuck aus, red endlich.«

In Jans Augen stand ein eigenartiger Ausdruck, wie eine stumme Bitte um Hilfe, doch er schüttelte nur den Kopf. Sina versuchte es erneut. »Warum wehrst du dich so? Früher haben wir uns viel besser verstanden.«

»Früher, früher«, wiederholte Jan heftig. »Früher ist lange vorbei. Früher warste noch voll in Ordnung, und jetzt? Mit Mama haste ständig Stress, dauernd mäkelste an ihr rum, aber Papa! Der ist ja der megastarke Supertyp! Total cool, oder? Der hat den totalen Durchblick, der liegt immer richtig, auf den lässt nichts kommen. Und wenn er dir alles hinten und vorne reinsteckt und mich mit 'm Zehner abwimmelt, ist das auch okay, was? Dabei is' der nichts andres als 'n abgefrackter Schleimscheißer! Und du gleich mit! Hör bloß auf! Von wegen uns verstehen! Eins sag ich dir knallhart ins Gesicht: Solange du dich von dem so einwickeln lässt, solange läuft zwischen uns gar nichts, kapiert? Und wenn du zehnmal recht hast und wirklich was nicht stimmt bei mir – von mir erfährst du kein Wort. Lieber red ich mit 'm Papierkorb als mit dir!« Jäh brach er ab. Eben noch erregt, geradezu rasend vor Wut, schien er plötzlich in sich zusammenzusacken. Er schlufte zur Couch, ließ sich drauf-fallen wie ein nasser Sack und starrte blicklos vor sich hin.

Für eine Minute herrschte Stille im Zimmer. Fassungslos hatte Sina seinem Ausbruch zugehört. Dass Jan sie verachtete, weil sie sich so gut mit ihrem Vater verstand, verletzte sie tief. Wie konnte er so ungerecht sein?

»Du tickst ja nicht mehr richtig«, war alles, was sie herausbrachte. Und dann erst, als er nicht antwortete, sondern nur seinen Kopf hob und sie unverwandt ansah, wurde ihr die Bedeutung seines letzten Satzes klar, den er ihr entgegengeschleudert hatte. »Wenn du zehnmal recht hast und mit mir was nicht stimmt ...«

Sie beugte sich vor und spürte, wie ihr auf einmal eiskalt wurde. »Also ist es so?« fragte sie tonlos. »Du steckst in irgendwas drin?«

»Ja«, sagte er leise.

»Und was ...?«

Er schüttelte nur den Kopf. »Ich kann's nicht sagen, Sina, echt – ich kann es nicht.«

»Du willst es nicht. Ich bin ja 'n Schleimscheißer, der sich einwickeln lässt.«

»Jaja, aber nicht deswegen ... Nicht, weil ... Ach, Sina ...«

Entsetzt sah sie die Tränen, die plötzlich in seinen Augen standen. Jan hatte immer schon selten geweint und dann höchstens aus

Ärger, nie aus Kummer – wie verzweifelt musste er wohl sein, wenn er nicht mal versuchte, seine Tränen zurückzuhalten. Sie wusste, dass er Sentimentalitäten verabscheute, aber nun war sie mit ein paar Schritten neben ihm und fasste ihn um die Schultern.

»Lass mich dir helfen, Jan, bitte. So schlimm kann es doch nicht sein, dass wir keinen Ausweg finden.« Und als er schwieg, wiederholte sie inständig: »Jan, bitte, sei nicht so stur. Erzähl's mir, und dann überlegen wir zusammen, was wir tun können.«

Er erwiderte nichts, und Sina wagte kaum zu atmen. Würde er sich dazu durchringen, sich ihr anzuvertrauen? Da aber machte sich Jan von ihr los und sprang auf. Seine Tränen waren versiegt, seine Stimme klang hart und schroff und tat ihr weh. »Doch, Sina, es ist schlimm. Es gibt auch keinen Ausweg. Und erzähl'n – erzähl'n werd ich es dir nie können.«

Damit ging er rüber zum Fernseher, schaltete sein Nintendo-64-Gerät an, legte ein Videospiel ein – »Schon wieder ein neues. Wo hat er das denn her?« dachte Sina vage – und starrte so konzentriert auf den Bildschirm, als würde ihn nichts anderes mehr interessieren.

Sina aber blieb sitzen, und schwere, dunkle Gedanken bedrängten sie.

Abends im Bett konnte sie nicht einschlafen. Wie immer hatte sie noch auf ihre Mutter gewartet, hatte vorher das Zimmer in Ordnung gebracht und etwas zu essen vorbereitet. Aber der Druck, der auf ihr lastete, ließ sie alles Nötige rein mechanisch tun. Jan hatte sich bald zurückgezogen, und damit war die Stille noch bedrückender geworden, gleichzeitig jedoch auch überlaut. Mit tausend Stimmen schien sie auf Sina einzureden.

»War dir nicht schon lange klar, dass mit Jan was nicht stimmt? Warum hast du immer so getan, als ginge dich das nichts an? Vielleicht hätte Jan früher noch Vertrauen zu dir gehabt und dir was erzählt. Jetzt lässt er dich nicht mehr an sich ran ...«

Welche Qual, als ihre Mutter nach Hause kam und arglos fragte, ob alles in Ordnung war! Wider besseres Wissen musste Sina sie anlügen. Dafür hätte sie in diesem Augenblick alles dafür gegeben, wenn sie ihr die Wahrheit hätte sagen können! »Nein, nichts ist in

Ordnung, Jan ist in irgendwas reingerutscht, aber er will es mir nicht verraten – bitte, bitte, versuch du doch, ob du es aus ihm rauskriegst ...«

Sie tat es nicht. Sie konnte es einfach nicht. Ihre Mutter schien sich ein wenig besser zu fühlen in letzter Zeit, sie wirkte entschlossener, optimistischer, fröhlicher. Sina hatte nicht den Mut, sie von einer Sekunde zur andern in ein tiefes Loch von Angst und Ratlosigkeit zu stürzen. So schwieg sie, während der Druck, dieser schwere Druck auf ihrem Herzen, ihr schier den Atem rauben wollte ...

Nun lag sie in der Dunkelheit und fand keine Ruhe. Immer und immer wieder erinnerte sie sich an die Szene, die sie vorhin mit Jan erlebt hatte. Das seltsame Telefongespräch, seine Augen, die Furcht und Not signalisierten, sein stundenlanges Ausbleiben. Die qualvolle Zeit des Wartens, bis er dann zurückkam. Sie hatte ihn gefragt, wo er gewesen war, und er hatte eine ausweichende Antwort gemurmelt ...

Plötzlich, inmitten all der bedrängenden Gedanken, fiel ihr das Päckchen wieder ein. Sie hatte es vorhin auf den Schreibtisch gelegt, aber immer noch keinen Blick drauf geworfen. Sie stand auf, machte Licht und nahm es in die Hand. Es sah nicht danach aus, als sei es mit der Post geschickt – irgendjemand musste es persönlich durchgesteckt haben. Eilig packte Sina es aus. Ein Zettel fiel ihr entgegen, sie suchte sofort nach der Unterschrift. Robin! Robin hatte den Zettel geschrieben und ihr das Paket in den Briefkasten gelegt. Robin? Wie kam er dazu? Was sollte das bedeuten? Mit klopfendem Herzen überflog sie den Text.

»Sina, ich hätte Dich gern persönlich gesprochen, aber Du bist in der letzten Zeit nicht mehr im KiJuHei gewesen. Jetzt muss ich für ein paar Tage nach Düsseldorf. Ich hoffe, dass Ulrike Dich vielleicht sieht und Dir das hier geben kann. Es ist meine Bibel. Du weißt, dass ich für Dich bete. Aber ich habe Dich noch nie dazu ermuntert, mal selbst in der Bibel zu lesen – ich glaube, aus Angst davor, dass Du ablehnen würdest. Dabei wäre es möglicherweise eine Hilfe für Dich. Und wie kannst Du etwas verwerfen, das Du gar nicht kennst? Ich leihe Dir darum meine Bibel aus. Sie bedeutet mir viel, und ich hoffe von ganzem Herzen, dass es Dir auch so

gehen wird. Ich mag Dir erzählen, was ich will – durch die Bibel erfährst Du alles von Gott selber, aus erster Hand. Vielleicht überzeugt dich das mehr. Komm doch mal wieder her, damit wir dann darüber reden können. Gruß, Robin.«

Sina schluckte. Sie las nochmal und nochmal, und ihre erste Reaktion war ungeheurer Zorn. Statt einiger persönlicher Zeilen, die sie erwartet hatte, solch ein geschäftsmäßiger Brief, der in nichts erkennen ließ, was Robin dabei gefühlt hatte. Um ihr Seelenheil sorgte er sich, darum, dass er ihr nicht genug von seiner religiösen Überzeugung vermittelt hatte, als ob es nichts Wichtigeres auf der Welt gab. Wusste er überhaupt, was Liebe oder Zuneigung war? »Aber für ihn ist es wichtig«, dachte sie gleich darauf, »und seine Bibel anscheinend auch. Ob er die jedem so einfach in die Hand geben würde?« Sie starrte auf das Buch vor sich, und nach und nach begriff sie, dass dies auch eine Art persönliche Mitteilung war – nur nicht so, wie sie sich vorgestellt hatte. Robins Bibel. Aber was sollte sie damit anfangen? Sie hatte ganz andere Probleme.

Sina legte die Bibel auf ihren Nachttisch, löchte das Licht und versuchte, einzuschlafen. Es war kurz vor Mitternacht, von draußen drang kein Laut mehr in das stille, dunkle Zimmer. An was Schönes denken, an Lars zum Beispiel und überlegen, ob er noch anrufen würde – nicht an Jan, nur nicht an Jan denken. Weshalb meinte Robin, dass seine Bibel ihr weiterhelfen könnte? Ob da irgendwo etwas stand von Gottes Kraft, die größer war als jede menschliche? Und dann entschloss sie sich doch dazu, wenigstens mal reinzugucken. Sie knipste ihre kleine Lampe wieder an, griff nach der Bibel und blätterte vorsichtig die Seiten um. Wann hatte sie zum letzten Mal eine Bibel in der Hand gehabt? Während sie überlegte, blieben ihre Augen hin und wieder an einem Text hängen, den Robin sich mit einem Leuchtstift markiert hatte.

»Denn Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hergab. Jeder, der an ihn glaubt, wird nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.«

»Ich bin das Licht für die Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht mehr in der Dunkelheit umherirren, sondern folgt dem Licht, das ihn zum Leben führt.«

»Wenn wir aber unsere Sünden bereuen und bekennen, dann dürfen wir darauf vertrauen, dass Gott seine Zusage treu und gerecht erfüllt: Er wird unsere Sünden vergeben ...«

Wie ungewohnt sich dies anhörte, eigentlich kaum zu verstehen! Sünde. Leben. Aber es steckte eine Aussagekraft in diesen Worten, die Sina faszinierte. Sie schlug an einer anderen Stelle auf, begann zu lesen, stutzte. War das nicht die Geschichte, die Robin ihr damals erzählt hatte? Sie fing nochmal von vorn an.

»Wer meine Worte hört und danach handelt, der ist klug. Man kann ihn mit einem Mann vergleichen, der sein Haus auf felsigen Grund baut. Wenn ein Wolkenbruch niedergeht, das Hochwasser steigt und der Sturm am Haus rüttelt, wird es trotzdem nicht einstürzen, weil es auf Felsengrund gebaut ist. Wer sich meine Worte anhört, aber nicht danach lebt, der ist so unvernünftig wie einer, der sein Haus auf Sand baut. Denn wenn ein Wolkenbruch kommt, die Flut das Land überschwemmt und der Sturm um das Haus tobt, wird es mit großem Krachen einstürzen.«

Sie hielt inne. Ganz genau erinnerte sie sich noch daran, was Robin dazu erklärt hatte. »Er meinte damit: Auf mich könnt ihr euch immer verlassen. Ich halte euch ...« Und was sie bis heute nicht vergessen hatte »... denn meine göttliche Kraft ist größer als eure menschliche ...« Aber was für Worte waren das, wonach man leben sollte?

Sina überflog die nächsten Seiten und kam wieder zu einem unterstrichenen Text. »Kommt alle her, die ihr euch abmüht und unter eurer Last leidet. Ich werde euch Frieden geben.« Nach einigem Suchen stellte sie fest, dass dies auch Jesus gesagt hatte. Frieden!

Frieden, dachte Sina, war immer das Letzte gewesen, wonach sie sich gesehnt hatte, im Gegenteil. Sie wollte raus aus dem grauen Einerlei, weg von der Eintönigkeit ihres Daseins – wollte was erleben, Spaß haben ... Aber sie ahnte, dass mit diesem Frieden hier weder Eintönigkeit noch Langeweile gemeint war, sondern was ganz anderes. Geborgenheit vielleicht, ein Zur-Ruhe-Kommen, eine innere Stille – Trost. »Ich werde euch Frieden geben.« Frieden in einer Situation wie dieser, in der Sina nur Angst, Verzweiflung und Ratlosigkeit empfand. Gab es das? Doch was hieß das – »zu mir

kommen«? Ob die Menschen damals damit was anfangen konnten? Und woher hatten sie gewusst, dass da kein Spinner vor ihnen stand, der sich seine Reden aus den Fingern sog? Doch, halt. Hatte nach der Hausbau-Geschichte nicht noch irgendetwas darüber gestanden?

Es dauerte eine Weile, bis Sina die Erzählung wiederfand, weil sie vergessen hatte, in welcher Richtung sie suchen sollte, doch dann las sie langsam und sorgfältig. »Als Jesus seine Rede beendet hatte, waren die Zuhörer tief betroffen. Denn was er gesagt hatte, waren nicht leere Worte wie bei ihren Schriftgelehrten. Sie merkten, dass Gott selbst durch Jesus zu ihnen gesprochen hatte.« Also kein Spinner! Aber selbst, wenn es ihn gegeben hatte, diesen Jesus, wenn seine Worte für die Menschen damals wirklich wichtig gewesen waren – was ging es sie heute an? Robin glaubte, dass die Worte der Bibel immer noch Bedeutung hatten. Wer aber nicht glaubte, für den verloren sich all die faszinierenden Begriffe ins Nichts ...

Tief in Gedanken klappte Sina das Buch zu, schaltete die Lampe aus und starrte ins Dunkel. Ja, es waren faszinierende Sätze, voller Hoffnung und Zuversicht. Auch wenn sie mit Jans Problem nicht viel zu tun zu haben schienen, auch wenn Sina nicht wusste, was sie von ihnen halten sollte, auch wenn sie über Gottes Kraft nichts entdeckt hatte – sie klangen noch lange in ihr nach.

»Wer mir nachfolgt, folgt dem Licht, das zum Leben führt ...«
»Kommt zu mir, und ich werde euch Frieden geben ...«

Die Leuchtziffer ihrer Uhr gingen auf halb zwei zu, als sie schließlich in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

»Ich muss nachher zum KiJuHei«, sagte Nadin am nächsten Vormittag, »kommst mit?«

»Wieso musst du?« wunderte sich Sina. Es war große Pause, Herr Schmitz, der Mathelehrer, hatte eben das Klassenzimmer verlassen. Draußen regnete es, runter auf den Hof konnten sie heute nicht. »Wieso musst du?« wiederholte Sina. »Hört sich ja an, als hättest du irgendwas zu erledigen.«

»Hab ich auch. Aber komm erst mal raus, hier drinnen hat man ja doch keine Ruhe. Warte, mein Brötchen. So ...«

Draußen auf dem Gang setzten sie sich auf die breiten Fensterbänke, die sie immer in Beschlag nahmen, wenn kein Wetter war, um ins Freie zu gehen, und wo sie trotzdem unter sich blieben. Nadine holte ihr Brötchen aus der Bäckertüte und biss kräftig rein.

»Du weißt doch, was für'n Stress ich zu Hause gehabt hab wegen Karneval – die hatten mich ja sogar zu Zimmerarrest verdonnert. Für eine Stunde hat mich meine Mutter am Dienstag trotzdem aus dem Haus gelassen, und da war ich im KiJuHei und bin an Ulrike geraten. Wollt ich eigentlich gar nicht. Aber Ulrike ist wirklich nicht so wie andere Erwachsene. Die hat mir zwar auch einiges gesagt, aber eben so, dass man damit was anfangen kann. Und dass man sich trotzdem ernst genommen fühlt.«

Sie machte eine Pause, weil sie das Gefühl hatte, dass Sina, obwohl sie Nadine ansah, weit weg war mit ihren Gedanken. »Du, hörst du mir überhaupt zu?«

»Was? Jaja, natürlich hör ich zu«, sagte Sina hastig und schuld bewusst, »erzähl weiter. Was hat sie dir denn gesagt?«

»Aber nur, wenn du's echt wissen willst ... Also okay. Ich versuch mal, das noch zusammenzukriegen.« Nadine überlegte einen Moment. »Sie meinte, wenn – wenn wir uns anders benehmen würden, erwachsener eben, dann würden unsre Alten auch mehr Vertrauen zu uns haben und uns mehr erlauben. Weil sie dann nicht dauernd Angst haben müssten, dass wir irgendwelche Scheiße bauen oder so. – Und weißte, das Komische ist, dass es auch funktioniert. Sie hat mir gesagt, ich sollte mich entschuldigen, weil ich ja die Vereinbarung nicht eingehalten hab, und ich hab's einfach probiert. Ich hab zugegeben, dass das nicht fair von mir war und hab versucht, ganz ruhig mit ihnen zu sprechen, und die saßen da, total überrascht, und haben sich gar nicht mehr eingekriegt vor lauter Staunen über mich. Selbst mein Vater war zum Schluss ganz zahm. Wo wir uns doch sonst spätestens nach fünf Minuten immer gefetzt haben. Ja, und das wollte ich Ulrike sagen«, schloss sie, »und mich bedanken. Ich hab's nämlich am Dienstag vergessen. Hätte sie mich nicht drauf gebracht, den ersten Schritt zu tun, wär jetzt endgültig Funkstille bei uns.«

Sina sah sie skeptisch an. »Und jetzt ist alles okay bei euch?«

»Okay noch lange nicht. Wird's wahrscheinlich auch nie. Aber nicht zu Ende, verstehst du? So, dass es weitergehen kann. Irgendwie. – Was ist nun, kommst du mit?«

In Sinas Gesicht stand ein seltsamer Ausdruck. War es Sehnsucht? Oder Neid? Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß noch nicht«, sagte sie abwehrend.

»Was ist los? Hat dieser Lars sich noch nicht gemeldet? Macht nichts, hast ja noch deinen Robin.«

»Er ist nicht mein Robin! Außerdem kann ich auf beide verzichten.« Sinas Stimme klang bitter. »Aber ich möchte jetzt nicht drüber reden. Gib mir lieber ein Stückchen Brötchen ab, wenn es dir nichts ausmacht, ich hab heute morgen nicht gefrühstückt.«

Wortlos hielt Nadine ihr die Brötchentüte hin. Sie wusste, in dieser Verfassung konnte man bei Sina nichts ausrichten. Klatschend schlug der Regen ans Fenster.

Sie war dann doch mitgegangen. Wie zwiespältig ihre Gefühle Robin gegenüber auch waren, besonders nach dem Brief – sie sehnte sich mit jeder Faser ihres Herzens danach, ihn wiederzusehen. Aber erstmal konnte sie ihn nirgends entdecken. Während Nadine Ulrike suchte, flüchtete Sina sich an ihr Keyboard. In der Schule hatte sie sich von einem Mädchen einige Akkorde abgesehen, die sie nun nachzuspielen versuchte. Es waren zueinander passende Dreiklänge in einer Molltonleiter, und wenn sie auch von Musik nicht viel verstand, so fühlte sie sich doch angerührt von der Melancholie dieser Tonart, die genau ihrer inneren Verfassung entsprach. Sina wusste, sie hatte auf Robin gewartet, aber als er dann in den Raum kam, durchfuhr sie trotzdem ein zittriger Schreck. Er schloss die Tür und lehnte sich von innen dagegen.

»Musik kann wirklich helfen, nicht wahr?« sagte er leise. »Und da ist eigentlich auch egal, was man spielt. Früher, als ich noch kein Instrument lernen durfte, war ich oft bei einem Freund, der ein Klavier hatte – und ich saß dann so lange und suchte und probierte, bis ich eine kleine Melodie gefunden hatte. In c-moll, glaube ich. Die spielte ich mir vor, wenn es mir nicht gut ging. Für mich war das immer ein Trost.«

Sina blickte verstohlen zu ihm auf. Noch nie hatte sie einen so traurigen und in sich gekehrten Gesichtsausdruck bei ihm bemerkt, und zum ersten Mal kam ihr eine Ahnung, dass seine Kindheit vielleicht auch nicht sehr glücklich gewesen war. Es dauerte einen Augenblick, bis sie den Mut fand, an seine Worte anzuknüpfen.

»Ging es dir – ging es dir denn öfter nicht gut? Ich dachte eigentlich, du ... Naja, eben, dass bei euch zu Hause alles in Ordnung gewesen wäre.«

Robin verließ den Platz an der Tür, nahm sich einen Stuhl, setzte sich rittlings drauf und umklammerte die Lehne mit hartem Griff. »Alles in Ordnung?« wiederholte er mit einem Anflug von Bitterkeit. »Oh nein, Sina, bei uns war nichts in Ordnung. Ich hatte einen Haufen Probleme, andere als du, zugegeben, aber das macht wohl keinen Unterschied. Nicht, dass ich dir jetzt alles erzählen will ...«

Sina schaute auf die Tasten des Keyboards vor sich. Ihn anzusehen wagte sie nicht aus Angst, er könnte in ihren Augen das überwältigende Gefühl von Zuneigung lesen, das sie in dem Moment für ihn empfand. »Das kannst du aber«, sagte sie nur leise.

»Willst du dir das wirklich anhören?« In Robins Stimme schwang ein leichtes Zittern, und er atmete tief durch. »Also gut. Aber wenn es dich langweilt, unterbrich mich sofort.«

Schweigend schüttelte Sina den Kopf. Nach einem kurzen Zögern begann er zu sprechen. »Weißt du, meine Mutter hat, seit ich sie kenne, schlechte Nerven. Sie ist auch oft krank. Ich habe noch zwei ältere Geschwister, und es wäre bestimmt besser gewesen, wenn sie mich gar nicht mehr bekommen hätte. – Doch, Sina, leider«, sagte er traurig, als Sina ihm heftig ins Wort fallen wollte. »Mit uns Kindern fühlte sie sich nämlich permanent überfordert. In den Ferien waren wir meist bei unsern Großeltern, aber in der Schulzeit musste sie alleine mit uns fertig werden. Mein Vater war selten für uns da. Er hat das gemacht, wofür er sich zuständig hielt – Finanzen, den ganzen Amtskram, Handwerker, das Übliche eben. Später hat er auch eine Haushaltshilfe eingestellt, aber mit uns konnte er nicht viel anfangen. In der Regel kam er erst nach Hause, wenn wir schon im Bett lagen. Heute glaube ich, dass er die häusliche At-

mosphäre mied, wo es nur ging, weil er sie nicht mehr ertrug.« Er stockte, redete aber dann weiter. »Meiner Mutter war alles zu viel. Wir durften keine Freunde einladen, keine Geburtstage feiern, keine laute Musik hören – und selber musizieren schon gar nicht. Ich hätte in einer Gitarren-AG in der Schule mitspielen können und später in der Band unsrer Kirchengemeinde, aber so ganz ohne eigenes Instrument kommt man nicht weit. Vielleicht habe ich deshalb ausgerechnet das Orgelspielen angefangen, weil man zu Hause nicht üben kann. Obwohl viele Orgelschüler natürlich ein Klavier besitzen. – Glaub mir, Sina«, sagte er leise, »ich mag meine Mutter, und sie hat mich bestimmt auch geliebt, aber damals war ich oft bitter und – und voll Zorn gegen sie. Und als ich jünger war, gab es immer wieder Phasen, wo ich mir wünschte, lieber tot zu sein, als so ein trostloses Leben zu führen ...«

Sina sah ihn entsetzt an. »Du meinst, du wolltest dich umbringen?«

Er schaute an ihr vorbei aus dem Fenster und zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht«, antwortete er langsam, »ich weiß nicht, wie ernst ich mit dem Gedanken wirklich gespielt habe. Aber das weiß ich, dass Gott mich gehalten hat. Gott war für mich wie ein sehr guter Freund, der mich akzeptierte, so wie ich nun mal eben war. Der mich auch nie zu wild oder zu laut oder zu unerwünscht fand. Kannst du dir vorstellen, Sina, dass es wirklich ein Trost für mich war, dass Gott mich einfach immer und zu jeder Zeit gern hat? Und dass dieses Bewusstsein mich vor Schlimmerem bewahrt hat?«

Er schwieg. Erwartete er eine Antwort? Aber Sina konnte nichts sagen, ihr Hals war wie zugeschnürt. Nicht nur deshalb, weil er ihr so leid tat. Nein, er schien ihr auch unerreichbarer als je zuvor. Trennten sie nicht durch seinen Glauben an Gott ganze Welten voneinander? Dass dieser Gott es geschafft hatte, Robin über eine lieblose Kindheit hinwegzuhelfen, zeigte, wie eng die Verbindung zwischen den beiden war. Würde sie das je wirklich begreifen können?

Plötzlich wandte Robin sich zu ihr um und sah sie an, und der Blick in seinen brennenden Augen war eine einzige Bitte um Ver-

ständnis. Da vergaß Sina alle Scheu und Zurückhaltung. Sie griff nach seiner Hand. Er aber nahm sie und legte sie an seine Wange. Für einen atemlosen Moment schien die Welt stillzustehen ...

Gleich darauf war es vorbei. Überstürzt stand er auf, ließ sie los und trat zurück. Auch Sina war unwillkürlich aufgesprungen. Wortlos starrten sie sich an, die Stille mit tausend Fragen angefüllt, bis Robin das Schweigen brach. Aber nun klang er kühl, sachlich, und als er sprach, wechselte er das Thema. »Hast du meinen Brief bekommen?«

Sina schluckte. »Ja, hab ich.«

»Und?«

Wut stieg in ihr auf, jäh und heftig. Sie fühlte sich von ihm verraten und zurückgestoßen. »Was heißt und? Kommt das öfter vor, dass du Briefe an Mädchen schreibst, in denen nur drinsteht, dass sie die Bibel lesen sollen? Fällt dir nichts anderes ein?« Sie hätte das nicht sagen dürfen, natürlich hätte sie so etwas nicht sagen dürfen, aber sie war zutiefst verletzt. Wie konnte er nur so tun, nach diesem vertrauten Moment eben, als wäre nichts geschehen? Ja, mehr noch, als wäre Ungeheuerliches passiert? Sie zitterte am ganzen Körper und hoffte, dass Robin begriff, was sich in ihr abspielte, und erneut das Gespräch aufnahm, das er so unvermittelt bendet hatte, aber das tat er nicht. Er ging ohne ein Wort zur Tür, öffnete sie und wandte sich nochmal halb zu ihr um.

»Das kommt überhaupt nicht vor. Aber du hast recht, es war keine gute Idee. Zerreiß ihn einfach, ja? Ich muss jetzt rüber.« Damit verließ er den Raum.

Langsam ließ Sina sich auf den Stuhl zurückfallen. Ihre Wut war verraucht, so schnell, wie sie gekommen war, zurück blieb ein bohrender Schmerz. Hatte sie ihn jetzt endgültig verloren? Sie kannte doch inzwischen seine Zurückhaltung, sie hätte wissen müssen, dass die Situation ihn wahrscheinlich noch mehr überrascht hatte als sie. Warum hatte sie nicht ruhig bleiben können? Aber eins hatte das andre ergeben, ohne dass es zu verhindern gewesen wäre. Und an Robins Reaktion merkte sie deutlich, wie durcheinander er war ...

Sie setzte sich wieder ans Keyboard, aber sie spielte nicht, sondern vergrub den Kopf in ihren Händen, während sie über das

Geschehene nachgrübelte. Auch ihr Gespräch beschäftigte sie stark. Robin schien ohne seinen Gott nicht leben zu können, das war eine unumstößliche Tatsache. Musste nicht irgendwas an seinem Glauben dran sein? »Wenn es dich wirklich gibt, Gott«, dachte es in ihr, »kannst du dann nicht auch mir helfen?«

Es ging einfach nicht mehr. So konnte er nicht weiterleben. Diese ständige Angst, die Albträume nachts, das Gefühl von Bedrohung und Ausweglosigkeit. Er war gezwungen, etwas zu unternehmen! Aber was? Er wusste es nicht.

Jan holte sich in der Küche ein Glas aus dem Schrank, eine Dose Eistee und nahm beides mit in sein Zimmer. Hätte er doch mit jemandem sprechen sollen? Mit wem? Mit seiner Mutter auf keinen Fall – niemals mit seiner Mutter, Schuld und Scham hielten ihn davon ab. Mit einem anderen Erwachsenen? Es gab keinen in seinem Leben, zu dem er Vertrauen hatte, keinen Vater, keine Lehrkraft, niemanden. Beate – ja. Wenn er solchen Kontakt zu ihr hätte wie seine Schwester – mit Beate hätte er reden können. Aber das hatte er sich kaputtgemacht. Sina natürlich. Auch er hatte diesen Abend ja nicht vergessen, an dem Sina ihn beinahe dazu gebracht hätte, endlich auszupacken. Weshalb hatte er es nicht getan? Gut, sie war nicht erwachsen, sie hätte vielleicht nicht sofort eine Lösung gefunden, aber sie hätte Bescheid gewusst, und ihn hätte das unendlich erleichtert. Denn mit jedem Tag stieg seine Angst, wurde geradezu Panik und schien ihn zu ersticken ...

Wenn sie ihn doch noch einmal fragen würde! Ein Wort von ihr würde ausreichen, ihn zum Reden zu bewegen. Aber sie hatte es nicht mehr versucht. Und sollte er von sich aus ...? Das konnte er nicht. Dazu fehlte ihm der Mut.

Aber irgendetwas musste geschehen. Er hielt es einfach nicht mehr aus.

Sina packte ihren Rucksack. Sie hatte nur kurz überlegt, ob sie das vereinbarte Wochenende bei Vater und Beate vielleicht absagen sollte. Geradezu übermächtig war ihr Verlangen gewesen, sich ein paar schöne Tage zu machen und alles beiseite zu schieben, was sie so

belastete. Jan und das dunkle Geheimnis, das ihn umgab. Ihre ungeklärte Beziehung zu Robin. Lars, der sie erst geküsst und sie dann vergessen hatte. Die ergebnislose Suche nach einer Lehrstelle. Dieser Jesus, mit dessen Kraft und Macht Robin so fest rechnete ...

Fort aus der engen Wohnung und von den täglichen Pflichten. Wieder einmal verwöhnt werden. Gepflegte Mahlzeiten am festlich gedeckten Tisch. Lange, intime Gespräche mit Beate. Eine ruhige, ausgeglichene Atmosphäre. Neue, superteure Geschenke von ihrem Vater.

Ein Stich, mitten durchs Herz. Wie war das damals gewesen? Aber sie hatte es ja vergessen wollen. Einfach nicht mehr dran denken. Nicht mal vor sich selbst, wo keiner mithörte, zugeben wollen, dass ... Nein, nein! Geschenke von ihrem Vater. Die hatte es immer gegeben, wenn sie ihn besucht hatte. Und ein Lächeln von ihm, vielleicht ein flüchtiges Streicheln über ihre Schulter. Flüchtig, warum nur flüchtig? Hatte er sie, wenn überhaupt, immer nur so gestreichelt – flüchtig? Eine kurze Frage nach Schule oder Freizeit. »Hilft Mama dir bei den Hausaufgaben? Nein? Nun ja, wie sollte sie auch, sie hat ja nie gute Zeugnisse gehabt.«

Ja, solche Kommentare kamen öfter, eigentlich ständig. Merkwürdig, dass es ihr vorher nicht aufgefallen war. Zweifel, leise und immer wieder unterdrückt, aber bohrend und schmerzhaft. Das makellose Bild ihres Vaters – es hatte Risse bekommen ...

Dennoch wollte Sina sich auf dieses Wochenende freuen. Hatte sie nicht auch die feste Zuversicht, dass die Beziehung zwischen ihrem Vater und ihr in diesen Tagen wieder in Ordnung kommen würde? Schließlich war ja nach wie vor der Wunsch da, zu ihm zu ziehen, und allen Zweifeln zum Trotz schien ihr gerade jetzt dieser Gedanke sehr verlockend. Ein neues Leben beginnen. Sich nicht mehr verantwortlich fühlen für Jan und radikal Schluss machen mit Robin – für eine Minute lang schwebte diese Vorstellung wie eine Fata Morgana vor ihrem inneren Auge. Sie würden auf jeden Fall darüber sprechen. Was für eine Bedeutung hatte denn da noch das seltsame Verhalten ihres Vaters? Er würde ihr dafür bestimmt eine einleuchtende Erklärung liefern. Und sollte er wirklich eine negative Bemerkung über ihre Mutter machen, brauchte sie ja ein-

fach nicht hinzuhören. Fast ärgerte sie sich über Robin. Hätte der nicht eine erste Unsicherheit in ihr gesät – nie hätte sie angefangen, gegen ihren Vater irgendwelche Vorbehalte zu entwickeln.

So redete sich Sina, während sie fertig packte, all ihre Skrupel und Bedenken wieder aus. Was blieb, war die Hoffnung auf etwas Neues.

Samstagmorgen. Nadine lag schon einige Zeit wach, genoss aber das behagliche Gefühl, nicht gleich, wie alltags, aus dem Bett springen zu müssen. Ihre Gedanken schweiften hierhin und dorthin. Anfang März, in gut zwei Wochen, gab es Osterferien. Die letzten für sie und all diejenigen, die mit der Schule aufhörten. Wenn sie sich auch drauf freute, endlich Geld zu verdienen und selbständiger zu werden, so stand sie dem Berufseintritt doch ein wenig skeptisch gegenüber. Sie würde viel weniger Freizeit haben als vorher, und natürlich war die Ausbildung in einer Aldi-Filiale nicht grade ihr Traumjob. Doch einen richtigen Wunschberuf, so wie Sina, hatte sie nie gehabt. Sowohl sprachlich als auch mathematisch war sie nicht übermäßig begabt, und für soziale Berufe interessierte sie sich nicht. Und hatte sie je für sich auch nur einen Traum geträumt? Aus dem Wohnzimmer drangen die Stimmen ihrer Eltern, und Nadine hörte sofort, dass sie sich wieder stritten. Das war das Einzige, das sie sich zeitlebens gewünscht hatte, Frieden und Geborgenheit. Aber Frieden hatte es zwischen ihren Eltern kaum gegeben, und Geborgenheit musste sie woanders suchen. In der Freundschaft mit Sina, im KiJuHei, bei Daniel. Überall ein bisschen, nirgends ausreichend. Auch Daniel war nicht die große Liebe. Nein, sie hatte keine Träume. Doch war es nicht besser so? Wer nicht träumte, konnte auch nicht enttäuscht werden ...

Die Stimmen im Wohnzimmer wurden lauter. Die ihrer Mutter war hoch und leicht hysterisch, wie immer, wenn sie sich aufregte.

»Seit letzten Sommer hast du keinen Urlaubstag mehr gehabt. Andere nehmen sich ständig frei, bloß du behauptest ständig, dass du unentbehrlich bist. Dabei wären es nur ein paar Tage, die ich zu meiner Mutter fahren müsste. Aber so ist es immer: Für mich hast du nie Zeit. Nie!«

»Wie stellst du dir das vor? Ich kann mir doch nicht einfach von heute auf morgen Urlaub nehmen. In meiner Position geht sowas nun mal nicht – dass du das einfach nicht einsehen willst. Warum fährst du nicht ohne mich?«

»Wie, ohne dich? Du willst mir zumuten, die ganze Strecke in den Norden hoch allein zu fahren? Wo ich sonst nur im Stadtverkehr unterwegs bin? Oder meinst du etwa, dass ich mit der Bahn fahren soll?«

»Und wie denkst du dir das mit Nadine? Sie hat Schule. Wenn es deiner Mutter wirklich so schlecht geht, dann ...«

Nadine stopfte sich die Bettdecke über die Ohren, doch das nützte nicht viel. Zornig stand sie auf, schnappte sich ihre Hausschuhe und stürmte ins Wohnzimmer, wo ihre Eltern in steigender Erregung aufeinander einredeten. Nadine platzte einfach dazwischen.

»Hört auf damit!« schrie sie. »Hört endlich auf! Ihr habt ja nur noch Zoff! Meint ihr vielleicht, mir macht es Spaß, euch immer zuzuhören? Warum lasst ihr euch nicht scheiden, wenn überhaupt nichts mehr zwischen euch läuft? Scheiße, wisst ihr eigentlich, wie total ätzend das alles ist?«

Sie wollte noch mehr sagen, aber als sie in die entgeisterten Gesichter ihrer Eltern sah, fiel ihr plötzlich nichts mehr ein, und so starrte sie nur stumm und wütend zurück. Besonders ihre Mutter schien aus allen Wolken zu fallen.

»Aber Nadine, was sagst du denn da! Wir wollen uns doch nicht scheiden lassen.«

»Wär aber besser«, antwortete Nadine trotzig. »So ist es ja nicht mehr auszuhalten. Und das kann ich euch jetzt schon verraten: wenn ich achtzehn bin, hau ich ab. Egal, wohin, Hauptsache, ich hab endlich meine Ruhe.«

Danach herrschte Schweigen. Ihre Mutter hatte offenbar immer noch Mühe, Nadines Worte zu verkraften. Ihr Vater machte einen betroffenen Eindruck. Er räusperte sich mehrmals, und es dauerte eine Zeit lang, bis er sprach. »Nadine hat recht«, sagte er leise, »vernünftig miteinander zu reden, schaffen wir überhaupt nicht mehr. Über jede Kleinigkeit geraten wir uns in die Haare.«

»Das mit meiner Mutter nennst du eine Kleinigkeit? Nadine, bitte, hör mir zu. Der Opa hat ein Fax geschickt, dass es Oma wieder schlecht geht, und ob ich sie nicht für ein paar Tage besuchen möchte. Aber dein Vater weigert sich mitzukommen, weil er wie immer seine Firma nicht im Stich lassen will. Ich soll allein fahren. Das ärgert mich natürlich. Schließlich habe ich nie ...«

Nadine unterbrach sie ungeduldig. »Und über so was streitet ihr euch? Wo ist'n da das Problem? Papa fährt dich hin und übernachtete einmal, und zurück nimmst du 'n ICE. Seid doch nicht immer so kompliziert.«

»Ja, und du?« stotterte ihre Mutter. »Willst du alleine hierbleiben?«

»Sie hätte aber genauso wenig mitfahren können, weil sie Schule hat«, warf ihr Vater gereizt ein.

»Eine Nacht! Ich glaub, ich dreh ab! Nur eine Nacht bleib ich dann allein! Mensch, Mama, ich werde siebzehn!« Ulrikes Worte fielen ihr ein von einem vernünftigen, erwachsenen Verhalten, das mehr Vertrauen weckte als kindisches Aufbegehren, und sie versuchte, sich zusammenzunehmen. »Was soll mir denn groß passieren? Ich schließe ab, mach alle Fenster zu, und für morgens stell ich mir den Wecker, damit ich nicht verpenne. Abends ist Papa ja schon wieder da.« Dass ihr davor graute, tagelang mit ihrem Vater allein zu sein, davon sprach sie nicht. Und dass es ihm ähnlich ging, war ihm deutlich anzusehen, aber er äußerte sich mit keinem Wort. Ihre Mutter schüttelte den Kopf.

»Du hier allein mit Papa – wie wird da die Wohnung aussehen. Gleich am ersten Abend habt ihr Krach.«

»Wir werden schon irgendwie klarkommen, keine Angst.« Nadine wandte sich zur Tür. Sie hatte keinen Nerv mehr für weitere Diskussionen. »Ist'n brauchbarer Vorschlag, find ich. Überlegt es euch. Ich geh jetzt duschen.«

Später, in der Badewanne, horchte sie, ob der Streit wiederaufgenommen werden würde, aber alles blieb still, nur ab und zu hörte sie murmelnde Stimmen. Sie schienen tatsächlich zusammen zu beratschlagen. Aber konnten sie sich überhaupt noch einigen? Wenn man so lange einen Kleinkrieg führte wie ihre Eltern, war man dann noch fähig, aufeinander einzugehen? Klein, ihr Sowi-Lehrer,

würde sich über solche Gedankengänge in seinem Unterricht sicherlich freuen. Für Nadine dagegen waren sie keine Theorien, sondern bittere Wirklichkeit.

Sina schloss leise die Wohnungstür auf. In der Diele brannte wie jeden Abend die kleine Lampe, Mutter schaltete sie erst aus, wenn sie ins Bett ging. Aus dem Wohnzimmer klang die Stimme der »Tagesschau«-Sprecherin, nebenher schienen sich ihre Mutter und Jan zu unterhalten. Für einen Moment wünschte Sina heftig, diese friedliche Idylle möchte anhalten und nicht mehr vergehen, aber dies war eine Illusion. Sie selbst würde diese Idylle zerstören, und wer wusste schon, wann die Bombe platzen würde, die Jan mit sich rumschleppte ...

Unentschlossen trat sie ins Zimmer. »Hallo«, sagte sie flüchtig und setzte sich auf die nächste Sessellehne.

»Sina. Wir haben dich gar nicht gehört.« Ihre Mutter stellte den Ton leiser und wandte sich ihr zu. »Du kommst früh heute. Hast du Hunger?«

»Nee, lass mal, ich hab schon was bei Beate gekriegt.« Sie zögerte kurz und stand wieder auf. »Ich geh dann mal in mein Zimmer. Muss noch bisschen was für die Schule tun.«

»Willst du nicht wenigstens einen Moment ...?« Ihre Mutter vollendete den Satz nicht. »Natürlich, mach nur«, sagte sie müde. »Wenn du nichts mehr essen willst, räume ich den Abendbrottisch jetzt ab.«

»Na toll«, sagte Jan giftig. »Hast wieder die ganze Stimmung versaut. Gratuliere! Und was hat er dir diesmal in Hintern gesteckt?« Er packte sie am Arm. »Das Sweatshirt, das du da anhast? Oder vielleicht 'n Handy, damit du ihn jederzeit sprechen kannst?«

»Blödmann!« Sina riss sich von ihm los. »Nimm deine dreckigen Pfoten weg! Und hör auf, so von Papa zu reden! Bist ja nur neidisch, weil du bei ihm ausgespielt hast.«

»Oh, Madame gerät in Zorn.« Jan grinste spöttisch. »Keep cool, Kleine. Ich bei ihm ausgespielt? Der kann mir mal! Und wenn ich 'n Blödmann bin, dann bist du ein elender Schleimer! Jawohl!« Er wurde wieder wütend.

»Jan! Sina!« rief die Mutter. »Was soll das? Müsst ihr euch denn dauernd zanken? Jan, lass deine Schwester in Ruhe, sie ist schließlich grade erst nach Hause gekommen.«

»Ich weiß. Von ihr'm Supervater und dem sein Superhaus. 'N ganzes Wochenende war sie da, aber mit uns spricht Madame nicht mal einen Satz. Sind ihr wohl nicht fein genug. Nee, das kann ich echt nicht ab, so was, echt nicht!«

Sina drehte sich um, rannte in ihr Zimmer, warf sich aufs Bett und heulte. Wie gemein Jan sein konnte! Er wusste genau, was sie verletzen würde. Aber am meisten trafen sie sein Hass und seine Verachtung, die in seinen Worten zum Ausdruck gekommen waren und ihr zutiefst wehtaten. Gut, mochte sie endgültig alles kaputtmachen, wenn sie zu Vater und Beate zog. Doch hier war es einfach nicht mehr zum Aushalten. So traurig, durcheinander und aufgewühlt wie heute hatte sie sich nach einem Besuch bei ihrem Vater noch nie gefühlt ...

Es klopfte an die Tür, die Stimme ihrer Mutter, ärgerlich und hilflos zugleich. »Sina? Mach auf, Sina, na los, sei nicht albern. Du weißt doch, Jan meint es nicht so ...«

»Lass mich in Ruhe! Lasst mich alle in Ruhe!«

»Sina, bitte. Ich möchte mit dir reden.«

»Ich aber nicht mit dir, okay? Sorg lieber dafür, dass Jan mich nicht dauernd anmacht, nur weil ich mich mit Papa besser verstehe als er. Und jetzt geh! Geh endlich!«

Sina hob den Kopf, lauschte. Einen Augenblick geschah nichts, dann hörte sie Schritte, die sich langsam entfernten. Warum bloß hatte sie ihre Mutter so angeschrien? Eben noch hatte sie sich gewünscht, sich möglichst in Frieden mit ihr zu einigen, und nun? Lange lag Sina so, das Gesicht in ihren Armen vergraben, dann stand sie auf, drehte Musik an und packte ihren Rucksack um für die Schule.

War war los mit ihr? Es war doch ein schönes Wochenende gewesen, Beate hatte sie verwöhnt und umsorgt, und ihr Vater hatte ihr jede Menge Geld zugesteckt. »Kauf dir dafür, was du möchtest.« Aber über jenen Nachmittag, an dem er sie so enttäuscht hatte, war kein Wort gefallen, vergebens hatte sie auf eine Erklä-

nung gewartet. Stattdessen hatte sie erneut gemerkt, dass er sich für ihre Probleme nicht interessierte. Und doch versuchte er ständig, sie zu überreden, dass sie zu ihm zog. Sie selbst hielt ja auch an diesem Gedanken fest. War sie deshalb so hin- und hergerissen? Weil sie die Zweifel an ihrem Vater nicht auslöschen konnte? Weil sie im Grunde nicht mehr wusste, was sie eigentlich wollte? Beate, natürlich, mit der verstand sie sich nach wie vor. Mit der gab es nicht halb so viel Stress wie mit ihrer Mutter. Dass Beate sich sehr freuen würde, wenn sie umsiedelte, wusste Sina. Aber ihr Vater! Empfand er überhaupt etwas für sie?

Sina erschrak. Bis vor kurzem noch war sie sich ihres Vaters ganz sicher gewesen, und nun begann sie, auch noch an seiner Liebe zu zweifeln? Zornig schüttelte sie den Kopf. Sie stellte ihren Rucksack neben den Schreibtisch, machte die Musik lauter, legte sich wieder aufs Bett und fing an, sich ihr Leben bei Beate und ihrem Vater auszumalen, so, wie sie es sich vorstellte.

Keine lästigen Pflichten mehr. Beate hatte eine Putzfrau, die das Haus versorgte, sodass kaum noch was zu tun blieb. Ausreichend Zeit haben. Für ausführliche Gespräche über lauter wichtige Nebensächlichkeiten, die Mutter immer als belanglos abtat. Für die Fernsehserien im Vorabendprogramm, die Sina so liebte. Sie kannte sie alle, die Helden der verschiedenen Programme, die die gleichen Probleme mit Schule, Liebe und Eltern hatten wie sie. Beate sah meistens mit, während sich Jan darüber ständig lustig machte und sie nie in Ruhe gucken ließ. Partys würde sie geben können, weil endlich genug Platz war, und abends lange weggehen, denn Beate achtete bestimmt nicht so streng auf die Uhr wie ihre Mutter. Und ganz selbstverständlich schicke Klamotten tragen, teure Cremes benutzen und lauter Dinge tun, für die zu Hause kein Geld da war ...

Deshalb musste sie fort. Weil sie all das, was das Leben lebenswert machte, zu Hause nicht fand. Doch, sie wusste, was sie wollte. Und selbst für die Lehrstellenproblematik hatte Beate einen vorläufigen Ausweg gehabt. »Für ein paar Monate kann ich dich in meiner Firma unterbringen, Sina. Dann stehst du nicht unter Zeitdruck, kannst in Ruhe suchen und dir nebenbei etwas Geld verdienen.«

Ja, es war richtig, was sie vorhatte. Sie musste sich endlich bei

ihrer Mutter durchsetzen. Diesmal würde sie so lange kämpfen, bis Mutter nachgab. Tief atmete Sina durch. Jetzt war sie sich wieder ganz sicher. Aber als sie sich aufrichtete und ihr Blick zufällig auf Robins Bibel fiel, die immer noch auf ihrem Nachttisch lag, durchfuhr sie ein Stich.

Sie hatte diese Worte ja nicht vergessen. »Ich werde euch Frieden geben.« »Ich bin das Licht, das zum Leben führt.« So viel hatte sie schon begriffen, dass Jesus unter Leben nicht das verstand, was sie gerade für sich festgelegt hatte. Doch die Worte halfen ihr auch nicht weiter, im Gegenteil. Sie dachte an das letzte Zusammentreffen mit Robin, das so bitter geendet hatte, und daran, wie sie vergeblich auf ein erklärendes oder entschuldigendes Wort von ihm wartete. Mochte er auch daran glauben, sein Verhalten war nicht besser als das der anderen, die nicht so große Worte machten. Mit einem jähen Entschluss nahm sie die Bibel und verstaute sie in der hintersten Ecke ihrer Nachttischschublade. Nein, sie wollte nicht mehr. Obwohl ihr einen Moment zumute war, als würde damit gleichzeitig eine Tür zufallen zu einem Dasein, das vielleicht ganz anders hätte werden können ...

Später ging Sina zu ihrer Mutter und entschuldigte sich. »Tut mir leid, Mama, dass ich so ausgerastet bin. Ich war sauer, weil Jan mich ohne jeden Grund angemotzt hat. Mit dir hat das nichts zu tun. Ehrlich.«

Ihre Mutter sah sie eigenartig an. »Meinst du wirklich, dass Jan keinen Grund für seine Motzerei hatte? Wie muss er sich wohl fühlen, wenn du immer mit teuren Geschenken nach Hause kommst, während er von einem Tag auf den andern von seinem Vater fallen gelassen wurde? Findest du das fair?«

»Auf jeden Fall kann ich nichts dafür«, erwiderte Sina trotzig. »Dann soll er Papa anmachen, nicht mich.«

»In Jans Augen stellst du dich auf die Seite deines Vater und damit gegen ihn. Jaja, das mag vielleicht so nicht stimmen, aber Jan sieht es so. Er ist erst zwölf«, fuhr Birte Steinhardt ruhiger fort, »ein Kind, und so benimmt er sich auch. Aber du wirst siebzehn und schon fast erwachsen. Jedenfalls betonst du das ständig. Solltest du es dann nicht besser wissen?«

Aber Sina war für eine sachliche Diskussion nicht bereit. Wütend wandte sie sich ab. »Klar, nimm ihn nur in Schutz. Wenn es gegen Papa geht, kann er sagen, was er will, du hältst sowieso immer zu ihm. Weißt du eigentlich, wie total ungerecht du bist? Ach, vergiss es. Ich geh jetzt schlafen.«

Zum zweiten Mal an diesem Abend rannte sie in ihr Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu. »Ihr werdet schon sehen«, dachte sie, »gegen ihn kommt ihr nicht an. Du und Jan – auf euch pfeift er bloß!«

Montagmittag. In der 10/3 fielen unerwartet die beiden Sportstunden aus. Einige wollten sofort nach Hause, aber Tim schlug vor, noch zu McDonald's zu gehen. »Meine Mutter ist eh nicht da, und aufgewärmtes Gemüse find ich abartig. Wer kommt mit? Nur einladen, das ist heut nicht. Bezahlen müsst ihr schon allein.« Ohne eine Antwort abzuwarten, hing er sich seinen Rucksack über die Schulter und schlurfte zur Tür.

Nadine packte ihre Sachen zusammen. »Lass uns mitgehen, Sina. Bei mir zu Hause ist heute nur Stress angesagt. Da bin ich doch bloß überall im Weg. Und bei dir? Wie arbeitet deine Mutter denn heute?«

»Spät. Aber vorher macht sie immer auf totale Hektik. Es reicht, wenn ich zum Essen da bin.« Nein, sie hatte keine Lust auf das müde, resignierte Gesicht ihrer Mutter, schon gar nicht nach dem gestrigen Streit. »Okay, 'ne Stunde. Beeil dich, die andern sind schon weg.«

Es war dann eine größere Gruppe, die bei McDonald's laut und lärmend einen Tisch besetzte. Tim und Leon hatten jede Menge Burger und Pommes frites vor sich stehen, während die meisten sich mit einem Hamburger oder nur einer Cola begnügten. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Zukunft.

Fast alle Jungen wollten so schnell wie möglich Geld verdienen, um endlich den Führerschein zu machen. »Immer an irgendwelchen Haltestellen rumstehen und aufpassen, dass man die letzte Bahn noch kriegt – ist doch die totale Härte. Mit 'm Auto bin ich endlich frei. Unabhängig. Muss 'n irres Gefühl sein.«

»Wenn du 'n Auto hast. Das von meinen Alten krieg ich nie. Die labern mich jetzt schon immer voll. ›Mit unserm Auto brauchst du

nicht rechnen, das fährst du doch nur zu Schrott«. Dabei hat meine Mutter auch grad erst 'n Unfall gebaut. Und bis ich genug Kohle hab, um mir selbst 'n Auto zu holen, das dauert noch.«

»Also ich kauf mir erstmal Klamotten«, sagte Steffi, »und dann spar ich für den Urlaub. Mal woanders hin, Türkei oder Griechenland oder so. Da geht wenigstens was ab. Naja, wenn mich meine Eltern lassen«, fügte sie etwas kleinlaut hinzu.

»Ihr redet alle so, als hättet ihr schon 'ne Lehrstelle. Ich renn immer noch von einer Firma zur andern«, sagte Vanessa. Sie wollte Einzelhandelskauffrau werden.

»Mach doch weiter, so wie ich«, schlug Tim herablassend vor. »Mit Abitur hast du einfach mehr Möglichkeiten. Meinst du zum Beispiel, ich hab Lust, irgendwo den kleinen Mann zu spielen wie mein Vater? Horror! Ich will Geld machen. Vielleicht geh ich ins Management oder so.«

»Man hört doch jetzt überall, dass Computerfachleute gebraucht werden. Eigentlich ist das total blöd,« überlegte Vanessa, »bei den normalen Berufen steht man Schlange und kriegt kaum was, und woanders rollen sie den roten Teppich aus, wenn man da ankommt. Schließlich bin ich in Mathe und Physik glatt zwei. Vielleicht sollte ich wirklich aufs Gymi und studieren.«

Leon schüttelte den Kopf. »Als Mädchen solche Fächer? Das lass mal lieber. Im Fernsehen haben sie berichtet, dass Mädchen auf der Uni immer noch Schwierigkeiten haben, wenn sie Mathematik, Physik oder Informatik studieren. Da musste schon topfit sein, wenn du da mithalten willst.«

»Hör bloß auf mit diesem typischen Machogehabe«, sagte Nadine ärgerlich, und die andern Mädchen stimmten zu. »Ihr könnt es einfach nicht abhaben, dass wir inzwischen überall mitmischen. Wenn ich was drauf hätte auf dem Gebiet, würd ich mich jedenfalls von euch nicht abschrecken lassen. Außerdem lernen Mädchen viel besser als Jungen. Wir haben euch jede Menge voraus.«

»Logisch. Ihr guckt euch ja alles von euren Serienhelden ab«, spottete einer. »Wie heißt das noch gleich? Gute Liebe – schlechte Liebe? Verbotene Zeiten? Oder Amalienhof?«

Nadine starrte ihn wütend an, und Steffi, die immer auf Har-

monie bedacht war, lenkte schnell ab. »Lasst doch den Quatsch. Die Brutalos, die ihr euch reinzieht, sind schließlich auch nicht besser. Reden wir von was anderm. Wollen wir uns nicht noch mal verabreden? Ins Kino gehen oder in die Disco? Was meint ihr?«

»Disco ist super. Kennt ihr ›Big Eden‹? Nicht gleich um die Ecke, aber krasser Laden, sag ich euch. In der Altstadt, da kann man bequem mit der Straßenbahn hin.«

»Krass stimmt. Aber auch total teuer. Da wirste jede Menge Kohle los«, wandte Leon ein, doch die meisten stimmten dem Vorschlag zu. »Also Freitag am Hauptbahnhof«, entschied Tim. »Dann lassen wir die Sau raus. Und haut zu Hause auf den Tisch, Leute, dass ihr unbegrenzten Ausgang kriegt. Wir bleiben, bis man uns raus-schmeißt.«

»Wenn du da auch so rumlärmst, wird das nicht lange dauern«, stichelte Nadine. In dem schadenfrohen Gelächter ihrer Klassenkameraden, das auf ihre Worte hin ausbrach, wandte sie sich leise an Sina, die die ganze Zeit nur stumm dagegessen hatte. »Machst du mit am Freitag? Oder hast du was Bessres vor?«

Sina wusste, worauf Nadine anspielte, und erneut stiegen Trauer, Wut und Bitterkeit in ihr auf. Aber sie beherrschte sich. »Ich hab nichts Bessres vor«, sagte sie. Für einen Moment stellte sie sich vor, wie es wäre, mit Robin zusammen zu sein, miteinander zu reden, zu schweigen, Zärtlichkeit zu erleben ...

Aber dieser Traum schien unerfüllbar. Und allein der Gedanke daran tat zu weh, um ihn weiterzuträumen.

»Nein, wirklich, ich habe nichts Bessres vor. Natürlich mach ich mit.«

Von Robin sprach sie nicht.

Die Uhr zeigte auf kurz vor halb zwei, als sie nach Hause kam. Sie wusste, dass sie zu spät war, und ihre Mutter reagierte entsprechend ärgerlich. Sie war bereits im Aufbruch.

»Wie oft habe ich euch schon gesagt, ihr sollt pünktlich sein«, schimpfte sie. »Jetzt musst du eben allein essen. Auf dem Tisch liegt ein Brief vom Arbeitsamt, und angerufen hat vorhin auch jemand für dich. Ich habe es aufgeschrieben. Stell bitte den Geschirr-

spüler an und räum den Trockner aus, wenn er fertig ist. Ach ja, Jan ist zu einem Freund gegangen wegen der Hausaufgaben. Und den Brief mach sofort auf, hörst du? Nicht, dass du wieder irgendwas verschluderst. So, ich muss weg. Warte heute Abend nicht auf mich, sondern geh mal wieder früher schlafen. Dann bis morgen, Sina, tschüs.«

Endlich war sie fort. Sina atmete auf. Sie hatte zwar wirklich vergessen, auf die Uhr zu sehen, aber im Grunde hatte sie auf ein gemeinsames Essen mit ihrer Mutter und Jan nicht die geringste Lust gehabt. Was hatte Mutter über Jan gesagt? Als ob Jan jemals bei einem Schulkameraden Hausaufgaben machen würde! Merkwürdig, dass es ihr nicht auffiel. Wenn sie wüsste, dass irgendwas nicht stimmte, würde sie bestimmt versuchen, mit ihm darüber zu reden. Wieder überkamen Sina Schuldgefühle, weil sie nichts unternahm. Sie schob sie beiseite. Jetzt würde sie erstmal ihre eigene Angelegenheit klären. Danach war dann Zeit für Jans Problem.

Der Tisch war immer noch für sie gedeckt. Sina schaufelte sich eine Portion Auflauf auf den Teller, schob ihn in die Mikrowelle und öffnete den Brief vom Arbeitsamt. Ein Arzt für Allergologie und Lungenkrankheiten suchte eine Auszubildende. Die Bewerber brauchten keinen Termin zu vereinbaren, sondern konnten jederzeit bei ihm vorbeikommen. Da es wie immer sehr viele Bewerber gab, riet man ihr, sich so schnell wie möglich bei ihm zu melden.

Sina hatte keine Ahnung, was Allergologie bedeutete. Und weshalb sollte sie den Nachmittag für ein Gespräch bei irgendeinem Arzt vergeuden, der sie dann doch nicht einstellen würde? Sie legte den Brief beiseite und nahm den Teller aus der Mikrowelle. Mutter würde natürlich nachfragen. Nicht auszudenken, was das für einen Aufstand gab, wenn sie den Termin einfach sausen ließ. Ihre Mutter hatte morgen Frühschicht, fiel ihr ein, sodass endlich Zeit war, um mit ihr zu sprechen. Da konnte sie zusätzlichen Ärger nicht brauchen. Also würde sie hingehen müssen. Ab drei konnte man da ankommen. Aber Sina ahnte, dass sie in ihrer derzeitigen Stimmung kaum in der Lage war, ein erfolgreiches Bewerbungsgespräch zu führen.

Mitten beim Essen fiel ihr der Telefonanruf ein, den ihre Mut-

ter erwähnt hatte. Sina sprang auf, lief in die Diele und suchte nach der Notiz. Nur wenige Worte standen auf dem Zettel. »Ein Lars wollte dich sprechen, hat keinen Nachnamen genannt. Du sollst zurückrufen. Telefonnummer ...«

Lars. Lars hatte angerufen, und ausgerechnet da war sie nicht zu Hause gewesen. Er hatte vorhin angerufen. Blitzschnell waren die Erinnerungen da. Die Karnevalsfete. Ihr berauschender Tanz. Sein Kuss. Seine Worte »Du hast wirklich was drauf.« Sein Versprechen: »Ich melde mich bei dir.« Ihre widerstreitenden Gefühle, weil sie mit Lars eine Leidenschaft erlebte, die sie vorher nie kennen gelernt hatte. Jetzt hatte er angerufen, und sie ... Doch er hatte ihr ja seine Telefonnummer hinterlassen, er wollte, dass sie zurückrief. Unmöglich, wie ihre Mutter Zahlen schrieb, war das nun eine acht oder eine drei? Sie tippte die acht ein, sie würde ja merken, wenn die Nummer nicht stimmte und es dann eben mit drei probieren – fünf, eins, acht ...

Doch dann kam Sina zur Besinnung. Langsam ließ sie das Telefon sinken. Was tat sie da? Eine Woche lang hatte er sich nicht gerührt, und sie brachte es nicht mal fertig, ihn ein paar Stunden warten zu lassen. Eigentlich wollte sie ihn doch gar nicht mehr. Sie wollte Robin, jetzt, in dieser Sekunde, wurde ihr dies so klar wie nie zuvor. Was war nur an Lars, dass es sie trotzdem so unwiderstehlich zu ihm hinzog? Dass sie schwach wurde, wenn sie bloß an ihn dachte, und ihm alles verzieh?

Denn so konnte er nicht mit ihr umgehen. Erst große Versprechungen machen und danach nichts mehr von sich hören lassen. Es war genauso verletzend, als wenn jemand Liebe und Zärtlichkeit geradezu herausforderte und sie dann von sich stieß. Ja, genau das hatte Robin getan. Lars, dass der egoistisch und rücksichtslos war, das hatte sie sich vorstellen können. Aber zu Robin passte es nicht. Nicht zu ihm, nicht zu seinem Glauben, nicht zu seinem Gott ...

Als Sina merkte, dass sie nur noch dastand und grübelte, legte sie das Telefon zurück. Sie ging in die Küche, aß achtlos ihren Teller leer, räumte auf und stellte den Geschirrspüler an.

Sie würde Lars nicht anrufen. Wenn er sich noch mal meldete und sie auch erreichte, dann war das etwas anderes. Wie sie darauf reagieren würde, wusste sie jetzt noch nicht. Von sich aus jedoch würde sie nichts tun. Sie wünschte, sie hätte die Energie, den Notizzettel mit Lars' Telefonnummer wegzuworfen. Aber das brachte sie nicht fertig. Sie faltete ihn zusammen und steckte ihn in ihr Adressbuch.

Dieses Haus! Wie oft hatte er davor gestanden! Ständig war er durch die Tür gegangen. Erst hin und wieder, nachher immer öfter und jetzt fast täglich.

»Komm morgen vorbei, dann kriegst du das Geld.«

»Komm in zwei Stunden, wir ziehen wieder los.«

Und er war gekommen, jedes Mal war er gekommen, auch wenn Ängste, Ratlosigkeit und Schuldbewusstsein immer größer geworden waren. Aber nun wollte er nicht mehr. Nun wollte er klarmachen, dass es vorbei war. Eigentlich hatte es keinen Sinn, diesen Bittgang zu wagen. Er wusste selbst, es war zu spät, er konnte sich nicht davonmachen. Sie würden ihn nicht gehen lassen. Aber versuchen, es wenigstens versuchen. Was sollte er auch sonst tun? Welche Möglichkeit blieb ihm noch?

Die Haustür war nur angelehnt, Jan stieß sie auf, stieg die uralten, knarrenden Treppen hoch. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals, am liebsten hätte er kehrtgemacht. Wie würde er sich verhalten, der sich in der Regel nur der Boss nannte, obwohl er einen ganz normalen Vornamen besaß? Freundlich und herablassend, wie er Jan meist behandelt hatte? Das wohl kaum. Eher spöttisch und eiskalt. Vielleicht aber auch gemein und brutal, so, wie er oft mit seinen Opfern umgegangen war ...

Jan atmete tief durch. Würde er jetzt vielleicht selbst Opfer werden, er, der bisher zu den Tätern gehört hatte?

Die Wohnungstür! Dunkel, schmutzig, in der unteren Ecke der Totenkopf eingekratzt, das Zeichen des Bosses. Jan schluckte. Seine Hand zitterte. Noch hatte er nicht geläutet. Noch konnte er zurück. ›Umkehren, bloß umkehren!‹ beschwor ihn eine Stimme in seinem Innern. Wild schüttelte er den Kopf. Er besaß so oder so

keine Chance. Jetzt hatte er es bis hierher geschafft, jetzt wollte er es auch durchstehen. Entschlossen drückte er den Klingelknopf.

Nichts rührte sich. Sollte er noch mal ...? Da hörte er Schritte, das Rasseln der Innenkette, einen Spaltbreit ging die Tür auf. »Wer ist da?« Eine Mädchenstimme. Jan erkannte sie gleich, es war die Schwester vom Boss.

»Ich bin es«, stammelte er, »ich will zu deinem Bruder. Ich muss ihm ... Ist er da?«

Sie öffnete jetzt ganz die Tür, zog ihn in die Wohnung, ließ die Wohnungstür hinter ihm ins Schloss fallen. »Du! Was willst du hier?« stieß sie hervor. »Weißt du denn nicht, dass ... Mach bloß, dass du wegkommst, du Zwerg, sonst kriegen sie dich auch noch.«

»Wer kriegt mich? Was soll ich wissen? Was ist passiert?«

»Sie haben Sven verhaftet«, erzählte sie nun ganz sachlich. »Heute Morgen, als er zur Arbeit wollte. Ich wusste ja nie was Genaueres, aber wenn das alles stimmt, was die rausgekriegt haben ... Und meine Mutter musste mit. Sie haben ihr einfach nicht geglaubt, dass sie Null Ahnung gehabt hat, obwohl das genau so war. Wie soll sie denn auch was mitgekriegt haben? Sie hat geschuftet von morgens bis abends, damit ihr Goldsohn sich alles kaufen konnte, wozu er selbst kein Geld gehabt hat. Nichts wusste sie. Aus allen Wolken ist sie gefallen, als die ihr sagten, was er in Wirklichkeit getrieben hat. So, und nun verschwinde von hier. Hau ab und sieh zu, dass du wenigstens rauskommst aus der Sache. Denn das sag ich dir: mein lieber Bruder wird alle verpfeifen. Der verlangt nur von andern, die Schnauze zu halten. Selbst bleibt der keine Stunde hart. Also, streng deinen Kopf an. Und lass dich hier nie wieder blicken!«

Wie er aus der Wohnung und aus dem Haus gekommen war, wusste Jan nachher nicht mehr. Wie gehetzt jagte er durch die Straßen. »Zu spät! Zu spät!« hämmerte es in seinem Kopf. Was sollte er tun? Wer konnte ihm helfen? Sollte er warten, bis die Polizei auch zu ihm kam und auch seine Mutter mitnahm, weil sie ihr, der Mutter eines Zwölfjährigen, noch viel weniger glauben würden, dass sie nichts gewusst hatte?

»Sieh zu, dass du aus der Sache rauskommst ... Streng deinen Kopf an ...« Wie denn? Wie sollte er denn rauskommen? Wenn er

der Polizei nicht in die Hände fallen wollte, gab es nur eine Möglichkeit. Nur einen Ausweg! Durfte er denn sowas tun? Er dachte an die Sorgen, die er seiner Mutter bereiten würde, an die Ängste, die sie ausstehen hätte, aber eine andre Lösung sah er nicht.

Keine Stunde bleibt der hart, hatte Solveig von ihrem Bruder gesagt. Zu lange durfte er nicht zögern. Er musste sich bald entscheiden. Bald!

Der Abend war feucht und sternenlos. Robin stand oben auf dem Deich, hatte sich aufs Geländer gestützt und starrte über den Fluss, der ruhig und träge dahinfloss. Zu beiden Seiten des Ufers zogen sich Industrieanlagen hin, aber gegenüber sah er auf dunkle Wiesen und die schattigen Umriss von Bäumen. Wie vertraut ihm inzwischen diese Landschaft war, von der er immer nur die Vorstellung eines riesigen Industriegebietes gehabt hatte, düster, schmutzig, unansehnlich. Nun wusste er, dass das nicht stimmte, wusste von langgestreckten Wiesenflächen, bestanden mit Kopfweiden, unter einem grauen Winterhimmel. Von manchem hatte er eine falsche Vorstellung gehabt. Dass er die Zeit im KiJuHei abarbeiten und dann wieder gehen würde. Wenn er Spuren hinterließ, irgendwo, bei irgendwem, war das gut. Dass diese Wochen aber auch Spuren hinterlassen könnten in ihm, damit hatte er nicht gerechnet.

Wann hatte es angefangen? Er versuchte sich zu erinnern, wie die erste Begegnung mit dem Mädchen Sina Steinhardt gewesen war. Er sah sich stehen im Kreis der Jugendlichen, wie sie ihn anschauten, ungläubig oder mitleidig, die Worte »Der spinnt ja« förmlich auf ihren Gesichtern geschrieben. Aber in Sinas Augen las er etwas anderes, etwas, das ihm Hoffnung gab und Mut machte, auf Fragen die Antwort nicht schuldig zu bleiben ...

Hatte es da angefangen? Oder war es später gekommen, bei allen Gesprächen, die sie miteinander geführt hatten? Aber was denn überhaupt? Was?

Robin wandte sich ab. Tief in Gedanken versunken ging er den Deich zu Ende, bis er auf die holprige kleine Straße stieß, die auf die Uferpromenade führte. Das schwarze Wasser dicht vor ihm floss träge dahin, von irgendwoher kam der Feuerschein eines Hochofens.

Ja, was? Mehr als nur ein unbestimmtes Gefühl? Eine Empfindung, dass sich in seinem Innern etwas anbahnte, was er nicht geplant hatte? Was er sich noch nicht mal richtig eingestehen wollte?

Er mochte Sina. Er hatte ihre Ratlosigkeit erkannt und ihre Hilfsbedürftigkeit. Er war kein Pädagoge, aber ein Mensch, der mitfühlte und durch den Glauben an Gott andere Lebensdimensionen bekommen hatte. Er hatte sie an Sina weitergeben wollen.

Aber er hatte sich falsch eingeschätzt. Er hatte nicht bedacht, dass aus dem ganz normalen Gefühl allmählich etwas anderes werden könnte. Nein, er hatte nicht den Mut, dieses andere zu benennen. Solange er es vor sich selbst noch nicht aussprach, konnte er zurück. Denn Sina war sehr jung. Sie wurde erst siebzehn, sie fing grade an, sich einen Platz im Leben zu suchen. Er war sechs Jahre älter. Wenn er eine Beziehung einging, sollte sie dauerhaft sein. Er wollte keine vorübergehende Freundschaft, die er vor sich und auch vor Gott nicht verantworten konnte. Er wollte keinen Scherbenhaufen hinterlassen. Und er wollte keine Empfindungen auslösen oder erwidern, aus denen irgendwann mal Bitterkeit, Zorn, Verachtung werden könnten.

Oder hatte er einfach nur Angst? Lief er vor sich selbst davon? Was wusste er schon von diesem Mädchen, wann es zu welcher Beziehung fähig war? Und was sich da in ihm anbahnte – was für ein Gefühl genau war das?

Die feuchte Kälte drang allmählich durch Jacke und Pullover. Robin fröstelte. Es war ihm nicht gelungen, Klarheit in seine Gedanken zu bringen. Er war nicht ehrlich vor sich selbst. Das Schlimmste war, sich die letzte Begegnung mit Sina zu vergegenwärtigen. Die Erinnerung daran rief Schmerz und Scham in ihm hervor. Er wusste, dass er sich falsch verhalten hatte. Dass er Sina weh getan hatte. Dass er irgendwie versuchen musste, die Angelegenheit zu ordnen. Aber was sollte er sagen, ohne sie erneut zu verletzen?

Endlich riss er sich los von der Schwärze des Wassers, drehte sich um und ging zu seinem Auto zurück. Er setzte sich rein, umfasste mit beiden Armen das Lenkrad und legte seine Stirn drauf. Es dauerte lange, bis er sich dazu entschließen konnte zu beten.

»Herr, Gott, du weißt, dass ich Sina gegenüber ungerecht und niederträchtig war. Und es tut mir leid, wie ich mich benommen habe. Du siehst auch, dass ich mich in mir selbst nicht mehr zu rechtfinde. Bitte, hilf mir doch, dass ich mein Versagen wieder gutmachen kann. Dass ich ins Reine komme mit mir. Nimm die ganze Situation in deine Hand. Und sei du bei uns mit deiner Liebe und Barmherzigkeit. Amen.«

Dienstagnachmittag.

»Ich muss mit dir reden, Mama«, hatte Sina gesagt, kaum, dass ihre Mutter nach Hause gekommen war, und deren üblichen Einwand »Kannst du mir nicht erst mal eine Viertelstunde Ruhe gönnen?« diesmal ignoriert. »Ich hab dir Kaffee gemacht, er steht schon im Wohnzimmer, und gesaugt hab ich auch.«

Sie fühlte sich nicht mehr in der Lage, das Gespräch noch länger hinauszuzögern. Vielleicht würde sie nach einer Viertelstunde schon keinen Mut mehr dafür haben ...

»Also?« Ihre Mutter sah sie abwartend an. Sie hatte sich eine Tasse eingegossen und die Füße hochgelegt. »Geht es um den Brief vom Arbeitsamt? Hast du eine Lehrstelle in Aussicht?«

»Eine Lehrstelle? Warum ... Ach so, der Brief.« Das, was gestern war, hatte Sina schon fast vergessen, sie versuchte, sich wieder daran zu erinnern. Da war die nette Arzthelferin gewesen, die sich sehr um sie bemüht hatte, aber sie hatte sich zu durcheinander gefühlt, um sich auf das Gespräch zu konzentrieren. Als dann zwei weitere Mädchen gekommen waren, hatte sie sich unaufgefordert verabschiedet. Sie wusste, dass da vielleicht eine echte Chance gewesen war, die sie vertan hatte, doch es ließ sie kalt. Ihre Mutter allerdings würde so etwas niemals verstehen. Unwillkürlich verkrampfte sie ihre Hände. »Ich bin sofort hingegangen, Mama, ehrlich. Und mein Zeugnis fanden sie auch ganz okay. Aber genommen werden dann eben doch andere. Ich glaub, da – da war jemand bei, der Abi hatte.« Sie musste sich ja irgendwie rausreden.

»Na gut, was ist es dann? Sina, bitte, mach es nicht so spannend. Ich hab noch jede Menge zu tun.«

Sina hatte sich eigentlich eine Strategie zurechtgelegt, aber

inzwischen war sie viel zu nervös, um sich daran zu halten. Sie sprudelte alles so heraus, wie es ihr in den Sinn kam. Mit dem Wochenende fing sie an, wie gut sie sich mit Beate verstanden hatte, und dass es doch ganz normal sei, dass sie nicht nur bei ihrer Mutter, sondern auch mal bei ihrem Vater leben wollte. Dass Vater und Beate mehr Geld hätten und ihr ein völlig andres Leben bieten könnten. Dass Beate sich schon immer eine Tochter gewünscht hätte. Dass sie mit Sina bereits genau überlegt hätte, wie sie in dem geräumigen Gastzimmer am besten die Möbel stellten. »... und zwischen uns bleibt doch alles, wie es ist. Du brauchst keine Angst haben, dass ich dich nicht besuchen komme. Und du hast es dann doch auch leichter, wenn du mit Jan allein bist ...«

Hier ging ihr der Atem aus, und sie brach ab. Würde Mutter nun wieder anfangen mit ihren geheimnisvollen Andeutungen, und was sollte sie, Sina, dem entgegensetzen? Für einen Moment herrschte Schweigen im Zimmer, dann richtete sich ihre Mutter entschlossen auf. Sie war seltsam blass im Gesicht.

»Ich fürchte, Sina, jetzt ist es an der Zeit, dass du die Wahrheit erfährst«, sagte sie leise. »Glaub mir, ich wollte immer das Beste für dich, nur deshalb habe ich es dir verschwiegen ...«

Sina starrte sie verständnislos an. »Welche Wahrheit? Was meinst du?«

»Sina, du – du bist nicht die leibliche Tochter von deinem Vater.«

Sina begriff nicht. »Was soll das heißen? Habt ihr mich adoptiert?« In ihrem Kopf machte sich eine eigenartige Leere breit. Was redete ihre Mutter? Was war das für ein Unsinn? »Habt ihr mich adoptiert?« wiederholte sie, als Mutter nicht antwortete.

Birte Steinhardt atmete mühsam, ihr war anzumerken, wie schwer ihr das Sprechen fiel. »Nicht adoptiert. Du bist schon meine Tochter. Aber dein Vater ist ein anderer. Dein Vater ist jemand, mit dem ich mal sehr befreundet war. Er hat dich gezeugt, und er hat dich auch geliebt. Der Mann, zu dem du Vater sagst, ist nicht dein Vater.«

Ein Traum! Ein schrecklicher, böser Albtraum! Denn wahr konnte das nicht sein! Das doch nicht!

»Bin ich – unehelich?« flüsterte Sina. Die Leere in ihrem Kopf

breitete sich aus. In ihren Ohren rauschte es. Wie aus weiter Ferne hörte sie die Stimme ihrer Mutter.

»Nein, das bist du nicht. Ich war schon verheiratet, als es passierte. Nicht lange zwar, ein Jahr ungefähr, aber das spielt ja keine Rolle. Sina, ich werde dir alles erzählen. Doch bitte, bleib ruhig. Bitte, Sina! Vielleicht verstehst du mich ja, wenn du hörst, wie ... Du bist kein Kind mehr, du weißt wie grausam das Leben sein kann.«

Zusammenhanglose Sätze. Tonlos, wirr, stammelnd. Nicht alles kam bei ihr an. Nur dieser eine Satz hatte sich in ihr festgesetzt. »Er ist nicht dein Vater.« Nicht dein Vater ... nicht dein Vater ...

»Dann erzähl doch! Rede!« War das ihre Stimme? Dieser schrille, heisere Klang? War sie es, die da saß, bebend und am ganzen Körper zitternd? Die Umgebung dieses Raumes – war das noch das vertraute Wohnzimmer? Und die Frau ihr gegenüber, die sie seit fast siebzehn Jahren kannte und die ihr doch so Ungeheuerliches verschwiegen hatte – war das wirklich ihre Mutter? »Erzähl endlich! Erzähl!« schrie sie da.

Und Birte Steinhardt fing an. Erst abgerissen, kurz und nach Worten suchend, dann immer schneller und fließender.

»Roman Steinhardt hat mich nicht aus Liebe geheiratet, er brauchte Geld. Er wollte eine eigene Firma gründen, aber er bekam Streit mit seinen Eltern, und daraufhin verweigerten sie ihm jede Unterstützung. Ihm fehlte noch ein größerer Betrag. Er hätte warten und sparen können. Doch das wollte er nicht. – Er war mein Chef, Sina. Von Anfang an war ich ihm verfallen, diesem selbstbewussten, smarten Mann, nach dem sich jede Frau auf der Straße umdrehte. Ich träumte von ihm, Tag und Nacht. Eigentlich war ich schon vergeben. Und irgendwann hätte ich meinen Freund auch geheiratet. Aber als ich deinen Vater kennen lernte, war Stephan für mich vergessen. Stephan hat mich wirklich geliebt, Sina. Ich aber wollte nur deinen Vater ...«

Sina hatte atemlos zugehört. Eine faszinierende Geschichte, wie sie in Büchern vorkam. Nicht ihre eigene, das nicht. Ihre eigene Geschichte war doch heil gewesen bis eben, mit dem üblichen Durcheinander vielleicht, mit Chaos und Verwirrungen, aber doch

intakt, hatte auf festem Grund und Boden gestanden, hatte ein Fundament gehabt ...

»Weiter! Weiter!« sagte sie. »Red weiter!«

Birte Steinhardt stöhnte auf. »Ich hatte Geld geerbt von einer reichen Tante, die immer meine Lieblingstante gewesen war. Ich erzählte es ihm. Es war so ungefähr der Betrag, den er noch brauchte. Da fing er an, mich zu umwerben. Versprach mir Liebe, die Ehe mit ihm, einfach alles, den Himmel auf Erden, bis ich ihm gab, was ich hatte. Lange musste er nicht darauf warten, mein letztes Hemd hätte ich ihm gegeben. Ja, und dann – dann zog er sich zurück. Zuerst so, dass ich es nicht merkte. Bis mir irgendwann klar wurde, dass er gar nicht mich meinte, sondern nur mein Geld. Ich hab ihm Szenen gemacht! Ich hab ihm gedroht! Ihn angebetelt, angefleht förmlich, er möchte mich doch heiraten, ich könnte ohne ihn nicht leben! Oh, Sina, ich habe mich so gedemütigt vor ihm! Warum ergab ich mich nicht in mein Schicksal? Ich bin selbst Schuld an dem Unglück. Selbst schuld!«

Weiter, weiter! Jetzt musste sie alles hören, die ganze Geschichte! Die ganze!

»Und dann hat er dich geheiratet?« fragte sie flüsternd.

»Ja, dann hat er mich geheiratet.« Ihre Mutter hielt sich die Hand vor die Augen. »Warum, weiß ich letztendlich nicht, er hätte ja Mittel und Wege gehabt, mich auszuschalten. Es war eine einzige Farce! Die Hochzeit, die Ehe – alles nur gespielt! Ich hoffte so sehr, mit der Zeit würde er mich lieben lernen, aber vergebens. Ja, fürs Bett, da wollte er mich noch, zumindest in den ersten Jahren, doch sonst? Er hat mich beleidigt, sich über mich lustig gemacht, mich herabgesetzt vor andern, mich verhöhnt, mich schikaniert ... Ich war am Ende meiner Kräfte und nahe daran, mich umzubringen! Aber dann traf ich Stephan wieder. Wir hatten nur ein paar Tage miteinander, aber Sina, es waren Tage, in denen ich wieder Mensch wurde, weil da jemand war, der mich liebte. Der mich liebte und wertachtete. Aus diesem Glück heraus bist du entstanden. Glaub bitte nicht, dass ich es bewusst drauf anlegte. Ich wollte nicht betrügen. Aber in diesem Moment hab ich es auch nicht bereut. Ich war zu glücklich dafür. Deshalb warst

du übrigens immer mein heimliches Lieblingskind, Sina. Du gleichst Stephan in vielem.«

Das wollte sie nicht hören. Dieser Stephan interessierte sie nicht. Was mit ihrem Vater war – das wollte sie hören. Ihr Vater? Er war nicht ihr Vater!

»Und – weiter? Weiter!« befahl sie heiser. Als ihre Mutter nicht reagierte, hockte Sina sich vor sie hin und schüttelte sie. »Red weiter!« schrie sie, wie von Sinnen. »Du wolltest alles erzählen, also tu es jetzt! Hast du es ihm gesagt? Wie hat er es erfahren?«

Ihre Mutter nahm die Hände von den Augen und sah sie an, ihr Blick war starr und leblos. »Er hat es von selbst gemerkt. Irgendwie rausgekriegt. Er tobte und schrie, und er schlug mich auch. Dieser Seitensprung war das Schlimmste, was ich ihm antun konnte. Dass ein Nichts wie ich einen erfolgreichen Mann wie ihn so hintergehen konnte, hat er nicht verwunden. Zu sehr ist sein männliches Ego verletzt worden. Dich hat er gehasst, Sina, vom ersten Augenblick an. Er hat dich nicht einmal auf den Arm genommen. Es war die Hölle für mich. Ich habe irgendwann vorgeschlagen, mich scheiden zu lassen, aber er sagte, wenn einer die Scheidung einreicht, ist er es. Regelmäßig hat er mich ins Bett gezwungen, sodass ich wieder schwanger wurde. Zu Jan war er dann anders, zärtlicher, liebevoller, und irgendwie bekam ich wieder Hoffnung. Vielleicht würde doch noch alles gut ... Bis – ja, bis dann ein Brief kam. Von einem Anwalt. Ganz plötzlich, von einem Tag auf den andern, ohne vorher mit mir zu sprechen, hat er die Scheidung beantragt. Auch damit konnte er mich demütigen. Dann kam der Prozess. ›Du wolltest es so«, hat er zum Schluss gesagt, ›du wolltest, dass ich dir dein Leben kaputt mache. Aber glaub nicht, dass du jetzt frei bist. Solange ich für euch zahle, seid ihr von mir abhängig, du und die Kinder. Und ich werde es euch spüren lassen.‹ So ist er, kalt, zynisch und gefühllos. Mit allem, was er tat, wollte er immer nur mich treffen. Warum, meinst du, will er, dass du zu ihm ziehst? Weil er dich liebt? Oh nein Sina, er hat dich niemals geliebt. Niemals könnte er vergessen, dass ich ihn einmal betrogen habe. Im Gegenteil, grade du erinnerst ihn ja ständig daran. Oft frag ich mich, wie es geworden wäre, wenn ich Stephan nicht getroffen hätte, wenn kein Seiten-

sprung die Ehe zusätzlich belastet hätte ... Zumindest hätte ich mich dann nicht schuldig fühlen müssen. Gebessert hätte sich wohl auch nichts. Nein, Sina, auch jetzt meint er nur mich, weil er genau weiß, wie sehr es mich treffen würde, wenn ich dich an ihn verliere. Dich hat er nur aufgehetzt. Und sei sicher: Wenn du dann wirklich bei ihm leben würdest, bekämst du genauso seinen Zynismus und seine Verachtung zu spüren wie ich. Du bist ihm doch bloß Mittel zum Zweck. – So, nun weißt du den Grund, weshalb ich mich bis zum Schluss geweigert habe, dir meine Zustimmung zu geben.«

Sie konnte nicht mehr weitersprechen, sie brach in ein trockenes, krampfhaftes Schluchzen aus.

Sina aber saß da, wie gelähmt vor Entsetzen, schockiert bis ins Innerste, unfähig, auch nur ein Wort zu finden. Und noch begriff sie nicht, dass alles, was sie sich ersehnt und erhofft hatte, zertrümmert zu ihren Füßen lag.

Wie ruhig es in der Wohnung war! Zwar hatte Nadine ununterbrochen Radio gehört, seitdem sie von der Schule nach Hause gekommen war, aber die lebendige Gegenwart ihrer Mutter, mit der sie jederzeit reden konnte, ersetzte weder Musik noch irgendeine unpersönliche Stimme. Da hatte sie schon so oft von einer eigenen Wohnung geträumt, und nun schien es, dass sie das Alleinsein erst lernen musste. Die Stille ging ihr total auf die Nerven.

Nadine hatte ordentlich gelüftet, ihr Bett gemacht, eine Kleinigkeit gegessen, die Küche aufgeräumt. Hausaufgaben würde sie abends erledigen. Sie war froh, als sie endlich gehen konnte. Mit einem letzten Blick überzeugte sie sich, dass sie alle Fenster geschlossen und den Herd ausgeschaltet hatte, dann zog sie die Wohnungstür ins Schloss und drehte den Schlüssel zweimal herum. Sie wollte zu Daniel, überlegte es sich aber im letzten Moment anders und machte einen Umweg übers KiJuHei. Vielleicht konnte sie kurz mit Ulrike sprechen.

»Du, deine Taktik ist voll aufgegangen. Mein Vater bringt meine Mutter heute zu meinen Großeltern und kommt erst morgen zurück. Die vertrauen mir echt über Nacht die Wohnung an. Ist

doch krass, oder? Wenn du nicht gewesen wärst, hätten wir jetzt endgültig Funkstille.«

Ulrike freute sich, hatte aber wenig Zeit, weil sie im Moment allein war. »Sina nicht mitgekommen?« fragte sie nur eilig. »Ist eigentlich irgendwas passiert, dass sie sich in letzter Zeit so rar macht? Früher war sie fast jeden Tag hier.«

»Früher gab es auch noch keinen Robin«, dachte Nadine, sprach es aber nicht aus. Schließlich hatte Sina nicht mal ihr anvertraut, wie viel ihr wirklich an Robin lag. Stattdessen antwortete Nadine: »Sina wollte mit ihrer Mutter reden. Drück ihr mal die Daumen, Ulrike, dass alles klappt, sie war ziemlich fertig vorhin. Du weißt doch, sie will zu ihrem Vater.«

»Ja, ich weiß. Ihre Mutter ist dagegen. Sie kann jederzeit kommen und sich bei mir ausheulen, bestell ihr das, Nadine, ja? Robin hat auch wieder Probleme mit seiner Mutter und musste heute noch mal zu ihr.« Ulrike seufzte. »Manchmal läuft doch einfach alles schief. Oh nein, da hinten haben sich zwei mächtig in den Haaren. Grüß Sina von mir. Und danke für die gute Nachricht. – Tobias, Micha, hört auf, euch zu prügeln! Ihr könnt euch draußen streiten, aber nicht hier ...«

Weg war sie. Auch Nadine setzte sich jetzt in Trab, sie hatte Daniel versprochen, pünktlich bei ihm zu sein, weil er abends noch Gitarrenkurs hatte. Er hatte von einem Musikverlag wieder mal die neuesten Produktionen geschickt bekommen, die er unbedingt vorspielen musste, lauter Stücke aus der Jazz-Musik, mit der Nadine wenig anfangen konnte. Nach einer Weile stellte sie leiser und fing an, mit ihm zu schmusen. »Du, ich bin auch noch da, merkst du das?«

Er ging sofort darauf ein, offenbar hatte er nur darauf gewartet. Es war ein altbewährtes Spiel zwischen ihnen. Sie zogen sich ihre Sweatshirts aus, und Nadine löste auch ihren BH, denn sie wusste, dass Daniel sie so am liebsten mochte. Leidenschaftlich umarmten und küssten sie sich, bis sie hintenüber auf die Kissen fielen. Nadine verschränkte wohligh die Arme über ihrem Kopf und schloss die Augen. Sie genoss seine Hände auf ihrem Körper.

»Nimmst du eigentlich die Pille?« wollte Daniel wissen, während er sie zärtlich betrachtete.

Nadine fuhr ruckartig hoch. Auf diese Frage war sie nicht gefasst gewesen. »Die Pille? Warum denn? Die brauch ich doch erst, wenn ... Oder glaubst du, ich hab noch einen Freund, und mit dem geh ich ins Bett?«

»Komm schon, bleib ruhig, das glaub ich natürlich nicht, okay? Aber du hast doch bestimmt früher schon mal Sex gehabt.«

»Ja, doch da hat er ein Kondom benutzt«, sagte Nadine unbehaglich. Das Gespräch steuerte in eine Richtung, der sie bis jetzt immer ausgewichen war. »Die Pille ist nicht grade wie'n Sahnebonbon. Die hat auch ziemlich viel Nebenwirkungen und so. Ohne Grund nehm ich die nicht.«

»Aber wenn du einen Grund hättest, dann schon, oder?« Sacht streichelte er ihre Brust. »Wir kennen uns doch jetzt schon ein paar Wochen. Wirklich, ich bin auch nicht scharf auf Mädchen, die gleich mit jedem ins Bett steigen. Ausprobieren muss man's mal, und dann reicht's. Aber wir haben's doch langsam angehen lassen. Ich mag dich, Nadine. Ich würde gerne mit dir schlafen.«

»Ich auch, Daniel.« Nadine schloss die Augen, denn so zart und liebevoll hatte Daniel sie noch nie berührt. Sie verstand, was er ihr mit seiner Behutsamkeit zeigen wollte. Dass, so sehr es ihn auch nach ihr verlangte, er trotzdem nicht vorhatte, sie zu überrumpeln. Er hatte sie wirklich gern. Genügte das nicht? Musste es denn die große Liebe sein? Für einen flüchtigen Moment dachte sie an Sina, die, grade weil sie so liebte, todunglücklich war ...

Sie nahm seinen Kopf, drückte ihn an sich. »Ich möchte auch gern mit dir schlafen«, wiederholte sie. »Aber seit damals mag ich Kondome nicht besonders, und das mit der Pille geht nicht so schnell. Lass mir Zeit, ja? Ich brauch schließlich ein Rezept dafür.«

»Das kriegst du doch auch. Der Arzt ist dazu verpflichtet.«

Leise sagte Nadine: »Und meine Eltern? Ich hab dir doch erzählt, wie sie sind. Wenn ich mir heimlich die Pille verschreiben lasse, und sie kriegen das raus, dann kann ich gleich meine Klammotten packen und gehen. Also muss ich mit ihnen reden. Auf jeden Fall mit meiner Mutter.«

Daniel stieß einen tiefen Seufzer aus. Doch obwohl er seine Ungeduld nicht unterdrücken konnte, akzeptierte er Nadines Erklärung.

rung. »Okay, kann ich irgendwie verstehen. Aber schieb's nicht zu lange raus. Auch deine Eltern müssen kapieren, dass du kein kleines Mädchen mehr bist.« Er stand auf und zog sich sein Sweatshirt über. »Komm, wir gehen in die Küche. Hast du schon mal grünen Tee mit Jasmingeschmack getrunken? Ich mach uns mal einen. Nach solchen Gesprächen werd ich immer durstig.«

»Und du bist mir nicht böse?« fragte Nadine vorsichtig, weil sie nicht wusste, wie tief bei Daniel die Enttäuschung über ihre Zurückweisung wirklich ging. Hätte er sie vor ein Ultimatum gestellt – »jetzt oder gar nicht mehr« – hätte sie sich sicherlich für ihn entschieden, denn verlieren wollte sie ihn nicht. Um die lang vermisste Sicherheit und Geborgenheit zu behalten, die sie in ihm fand, war ihr kein Preis zu hoch.

Er antwortete nicht gleich, schüttelte dann jedoch den Kopf. »Bei einem andern Mädchen wär ich wahrscheinlich ganz schön sauer geworden«, sagte er ehrlich, »aber dir glaub ich das. Ich weiß ja, wie deine Eltern sind. Mach dir keine Sorgen, die Zeit können wir jetzt auch noch abwarten.«

Nadine fragte sich, wie lange er warten würde, wenn es zu keiner Einigung mit ihren Eltern käme. Es ging ja nicht nur um die Pille, sondern um Sex überhaupt. Altmodisch und überbesorgt, wie sie waren, fanden sie ihre Tochter zu jung dafür.

Aber sie sprach ihre Bedenken nicht aus. Es gab Dinge, mit denen musste sie allein klarkommen.

Abend. Birte Steinhardt stand am Wohnzimmerfenster und starrte auf die dunkle Straße hinunter. Sina war fort, nun schon stundenlang. Nach einer furchtbaren Szene, in der sie geschrien und geweint hatte und mit den Fäusten auf ihre Mutter losgegangen war, hatte sie fluchtartig die Wohnung verlassen. Vergeblich war Birte Steinhardt hinter ihr hergestürzt, um sie aufzuhalten, vergeblich hatte sie gefleht: »Sina, bleib doch hier. Bitte, Sina, geh nicht fort. Ich versteh ja, wie dir zumute ist, aber bleib. Bitte, bleib ...«

Sie hatte Jan angebrüllt, der wissen wollte, was los war. »Nichts ist los. Kümmere dich nicht drum, verstanden? Geh in dein Zimmer und pack für morgen deinen Schulkram!«

Wenn sie schon das Gefühl hatte, dass innerhalb weniger Minuten alles eingestürzt war, was sie sich mühsam aufgebaut hatte, wie musste dann erst Sina zumute sein?

Es war schrecklich gewesen vorhin. Nach dem ersten Schock hatte Sina es nicht glauben wollen. »Es ist nicht wahr, was du erzählst. Du lügst, jawohl, das tust du! Du gönnst mir meinen Vater nicht, und nur darum behauptest du, er ist gar nicht mein Vater. Du bist einfach eine Lügnerin!«

Dann wieder machte sie ihr die heftigsten Vorwürfe. »Warum hast du mir das nicht schon längst gesagt? Wie konntest du mir das verschweigen? Du hast mich nicht geschützt, du hast mich getäuscht und betrogen!«

Sie hatte geschluchzt und gewimmert. »Alles kaputt! Du hast – alles kaputtgemacht!«

Bis sie erneut aufschrie:« Und Beate? Hat Beate es auch gewusst?«

Auf die bejahende Antwort hin hatte sie fast einen Tobsuchtsanfall bekommen. »Ihr seid sowas von gemein und niederträchtig, alle beide! Nie mehr werde ich euch glauben, kein einziges Wort! Warum bloß? Warum habt ihr mir das angetan?«

Birte Steinhardt versuchte, ihre Tochter zu beruhigen, dabei liefen ihr selbst die Tränen übers Gesicht. »Sina, ich wollte dich nicht verletzen, wirklich nicht. Ich hab dich doch lieb, Kind. Aber ich wollte warten, bis du alt genug wärst, um die Wahrheit zu verkraften – besser zu verkraften als jetzt. Ich hatte gehofft, du würdest dich allmählich von deinem Vater zurückziehen, so wie Jan das getan hat. Wie konnte ich voraussehen, dass du plötzlich zu ihm ziehen wolltest ...«

»Ach so, jetzt bin ich auch noch Schuld!« hatte Sina außer sich geschrien. »Wann hättest du es mir denn gesagt? Wenn ich alt und grau gewesen wär?«

»Es tut mir doch genauso weh wie dir. Sina, lass mich dir doch erklären ...«

»Du brauchst mir nichts zu erklären!« Sina war zur Tür gerannt. »Ich will nichts mehr hören! Mit deinen Erklärungen hast du alles zerstört! Lass mich bloß in Frieden! Hörst du? Du sollst mich in Frieden lassen!«

Sie war hinter Sina hergelaufen. »Wo willst du hin? Was tust du? Du kannst doch nicht ... Es wird bald dunkel. Sina!« Sie weinte und bettelte. »Sina, geh nicht! Bleib hier, bitte! Ich habe es aus Liebe verschwiegen, nicht weil ich dich belügen wollte. Wenn es ein Fehler war, dann können wir doch drüber reden. Ich werde dir alles erzählen, das verspreche ich dir ...«

»Ich glaub dir kein Wort mehr!« Sina hatte die Hand ihrer Mutter abgeschüttelt wie ein lästiges Insekt und war davongestürmt. Müde und kraftlos, als wäre sie eine alte Frau, hatte Birte Steinhardt sich ins Zimmer zurückgeschleppt ...

Stundenlang nun schon kauerte sie auf dem Sofa, während ihre Gedanken mit Gewalt auf sie einstürmten. Jan, blass und stumm geworden, war irgendwann ins Bett gegangen; dass es eigentlich noch viel zu früh dafür war, hatte sie gar nicht registriert. Falsch, sie hatte alles falsch gemacht. Ja, viel eher hätte sie mit Sina reden müssen. Anstatt ihr zu helfen, hatte sie Sina nur in ein riesiges, schwarzes Loch gestoßen. Jetzt war es zu spät, und alles »Hätte ich doch« und »Wäre ich nur« nützte nichts mehr. Nie, nie ließ sich dies wieder rückgängig machen.

Wo mochte Sina jetzt sein? Irrte sie irgendwo herum? Was, wenn sie Menschen in die Hände fiel, die ihre Verstörtheit und Verzweiflung ausnutzten? »Bewahre sie, bring sie mir gesund zurück, bitte ...« Zu wem dies sagen? Mit wem sprechen? Zu spät? Nein, nein, es durfte nicht zu spät sein. Nicht zu spät, um wieder gutzumachen, um mit Sina ins Reine zu kommen und neu anzufangen. Was sollte sie tun? Sina suchen gehen? Aber wo? Sie konnte Nadine anrufen, Sinas beste Freundin – vielleicht, dass die irgendwas wusste. Sie konnte die Klassenliste durchgehen und nach bekannten Namen von anderen Klassenkameraden suchen, bei denen sie auch noch Erkundigungen einziehen konnte. Sie konnte ... Sie würde ...

Birte Steinhardt trat ans Fenster und startete auf die dunkle Straße hinunter. Sie fühlte sich wie gelähmt. Die Uhr tickte die Zeit fort, es wurde allmählich ruhig im Haus, draußen setzte Regen ein, und ein feuchter Westwind kam auf. Anrufen, sie wollte anrufen. Aber sie schaffte es nicht, zum Telefon zu greifen. Sie stand nur da, schaute hinaus und wartete.

Fort, nur fort! Weg von allem, was sich zu Hause ereignet hatte! Wohin? Das war egal! Ein heißer, atemberaubender Zorn jagte sie vorwärts. Einfach nur laufen. Durch irgendwelche Straßen. In gleichgültige Gesichter sehen, von Menschen, die nichts wussten. Die nicht wussten, dass sie heute ihren Vater verloren hatte ...

Er war nicht ihr Vater! Ihr Vater war ein fremder Mann, den sie nie kennen gelernt hatte. Der, der ihre Liebe und ihr Vertrauen besaß, hatte sie gehasst und verachtet! Hatte sie nur benutzt als Mittel zum Zweck! Nur dazu, um ihre Mutter zu quälen. Als ob es ihm nicht ausreichte, wie sehr er sie während der Ehe terrorisiert und schikaniert hatte! Also musste sie glauben, was ihre Mutter erzählt hatte? Oder war es Übertreibung? Eine einseitige Sichtweise? Lüge? Würden Vater und Beate vielleicht genau das Gegenteil behaupten? Wie sollte sie das rausfinden? Wer würde ihr die Wahrheit sagen? Das, was wirklich geschehen war?

Das Ki-Ju-Hei. Plötzlich stand Sina davor, doch sie war so in ihre schwarzen Gedanken versunken, dass sie einen Moment brauchte, um zu erkennen, wo sie war. Sollte sie reingehen und mit Ulrike sprechen? Aber sie wollte nicht Ulrike. Sie wollte Robin! Ja, sie wollte Robin, trotzdem er sie zurückgewiesen und zutiefst verletzt hatte. Sie wollte von ihm in den Arm genommen und getröstet werden. Und obwohl sie wusste, dass ihr Wunsch nicht in Erfüllung gehen würde, und ihr Verstand ihr riet, es nicht zu versuchen, setzte sie sich in Bewegung, als ob eine geheime Kraft sie vorantrieb. Sie achtete darauf, nicht in Ulrikes Nähe zu kommen, hielt gleichzeitig Ausschau nach Robin, entdeckte ihn nirgends und fragte schließlich ein paar Kids, die sich in den Sesseln lümmelten. Die schüttelten den Kopf. »Robin? Der war den ganzen Nachmittag nicht da, und ob er noch mal kommt? Null Ahnung, oder meinst du, der meldet sich bei uns ab?«

Sina gab keine Antwort, bedankte sich auch nicht. Die Hoffnung, jäh und kurz aufgewallt, erstarb wieder. Doch Ulrike? Sie schien mit einem Jungen in ein wichtiges Gespräch vertieft, Sina mochte sie nicht stören. Ihre Wut hatte sich gelegt, aber sie fühlte sich so mutlos und deprimiert, dass sie sich am liebsten auf den nächsten Sessel geworfen und geheult hätte. Sie tat es nicht. Statt-

dessen trat sie wieder auf die Straße und schlug wahllos eine Richtung ein. Nadine war bei Daniel und würde noch nicht zu Hause sein. Gab es wirklich keinen Menschen, zu dem sie gehen konnte?

Doch, es gab einen. Lars. Lars hatte sie angerufen. Er würde sie nicht zurückweisen. Sie verlangte so sehr nach ein bisschen Wärme und Zuneigung. Wie sie einmal gedacht und entschieden hatte, zählte nicht mehr. Und vielleicht hatte er es doch gut gemeint damals? An wen sollte sie sich auch wenden? Es war sonst niemand da.

Die Telefonnummer hatte sie bei sich. Sina suchte die nächste Telefonzelle, kramte hastig nach Kleingeld, als sie merkte, dass sie einen Münzapparat vor sich hatte, drückte dann die Tasten. Lars meldete sich nach dem dritten Läuten. Wenn er erstaunt war, Sinas Stimme zu hören, ließ er es sich nicht anmerken.

»Hi, Kleine, na endlich! Ich hatte schon Angst, dass du meine Nachricht nicht bekommen hast. Weißte, ich hab echt geglaubt, du würdest gleich am selben Tag zurückrufen. Denkst du denn noch manchmal an mich?«

Sina unterbrach ihn. »Lars, ich möchte zu dir kommen. Ist das in Ordnung?«

Er antwortete nicht sofort, und Sina hätte am liebsten wieder aufgelegt. Aber dann lachte er amüsiert. »Hey, hey, du gehst ja ganz schön ran. Vanessa hat dich also nicht vor mir gewarnt. Klar, komm nur. Ich hab auch Lust auf dich. Jetzt gleich? Okay. Dann schreib dir auf, wo ich wohne. Und keine Angst, ich bin echt gut.«

Nicht nachdenken jetzt. Sich keine Rechenschaft drüber abgeben, was sie tat. Es war eine umständliche Fahrt. Sina musste in die Stadtmitte und dort umsteigen in die Straßenbahn. Rausgucken. Neben ihr hörte ein Junge Walkman, schräg gegenüber unterhielten sich zwei alte Damen. Nein, es war nicht möglich, den Gedanken zu wehren, sie kamen wie von selbst.

»Du bist nicht die leibliche Tochter von deinem Vater ...« »Dich hat er von Anfang an gehasst«. »Du bist ihm doch bloß Mittel zum Zweck ...«

Wie sollte sie das ertragen? Wie jemals damit leben können? Ein qualvolles Schluchzen stieg in Sina auf. Als die Straßenbahn endlich hielt, war sie fast blind vor Tränen. Aber erst draußen, wo nie-

mand mehr zusah, wischte sie sich über die Augen und putzte sich die Nase. Dann zog sie den Zettel mit der Adresse aus ihrer Jackentasche und suchte die Straße, in der Lars wohnte.

Es war ein verwahrlostes Haus, vor dem Sina schließlich stand, in einer engen, kleinen Gasse, ganz in der Nähe musste sich der Fluss befinden. Im zweiten Stockwerk brannte Licht, ein Schatten huschte am Fenster hin und her. Konnte das Lars sein, der auf sie wartete?

»Vanessa hat dich also nicht gewarnt ... Ich hab auch Lust auf dich ... Keine Angst, ich bin echt gut ...«

War sie denn so naiv? Oh nein! Sina wusste, was Lars von ihr wollte. Hatte sie sich nicht immer dagegen gewehrt, mit einem Jungen zu schlafen, mit dem sie doch nicht zusammenbleiben würde? Nie hatte sie Sex ausprobiert so wie Nadine. Wollte sie wirklich alles über Bord werfen, nur weil andere ihr Leben kaputtgemacht hatten? Ja, sie sehnte sich nach Trost und menschlicher Wärme, aber Lars interessierte sich nur für ihren Körper. Trost würde er ihr keinen geben. Würde sie sich danach besser fühlen? Sie liebte ihn nicht. Und Robin – würde sie ihm noch in die Augen sehen können?

Lange stand sie so und starrte hinauf. Der Schatten am Fenster verschwand irgendwann. Zweifel und Unsicherheit wurden allmählich zur Gewissheit. Schließlich drehte sie sich um und ging langsam zur Straßenbahnhaltestelle zurück.

Kurz vor 20 Uhr. Robin parkte sein Auto am Straßenrand und stieg aus. Natürlich hätte er gleich nach Hause fahren können, aber er wollte sich doch wenigstens noch bei Ulrike bedanken, dass sie ihm für heute freigegeben hatte. Auch wenn er im Moment überhaupt nicht wusste, ob es sinnvoll gewesen war, dem Drängen seiner Mutter nachzugeben und zu ihr zu fahren. Er hatte nicht den Eindruck, dass seine stundenlangen Gespräche mit ihr irgendwas genutzt hatten.

Müde und nachdenklich ging er hinein. Die wenigen Kids, die noch da waren, wollten ihn sofort in Beschlag nehmen, aber er wies sie ab, um Ulrike dabei zu helfen, Ordnung zu schaffen. »Doch,

doch, Ulrike, du hattest heute schon genug Stress«, sagte er, als Ulrike ihm wehren wollte. »Da kann ich wenigstens noch mit aufräumen. Übrigens – danke nochmal für den freien Tag.«

»Und wie geht's deiner Mutter?«

Robin zuckte die Schultern. »Sie macht kaum Fortschritte. Manchmal denke ich, es wäre besser, wenn ich mich nicht so intensiv um sie kümmern würde, sie klammert sich geradezu an mich. Meine Schwester glaubt sogar, dass ich sie daran hindere, sich auf die Therapie einzulassen. Aber soll ich einfach nach Hause fahren und sie ihrem Schicksal überlassen? Das kommt mir so kalt und lieblos vor. Ich werde mit dem Therapeuten sprechen müssen, vielleicht weiß er einen Rat.«

»Du hast nie erzählt, warum sie diese Depressionen hat.«

»Nein. Das ist – eine traurige Geschichte, Ulrike. Und ich stecke zu tief mit drin. Deshalb kann ich nicht einfach so tun, als ginge mich das alles nichts mehr an.«

»Ihr glaubt doch an Gott«, sagte Ulrike, »und in der Bibel steht schließlich, dass er den Menschen helfen will. Warum tut er das denn nicht?«

Robin sah sie überrascht an und zögerte für einen Moment. Er wollte eine ehrliche Antwort geben, aber er fand es schwierig, sich so auszudrücken, dass Ulrike ihn auch verstand. »Er tut das schon«, sagte er langsam. »Aber er hilft oft anders, als wir gerne hätten. Manchmal müssen wir sehr lange auf seine Hilfe warten. Und es kommt auch vor, dass er uns scheinbar gar nicht hilft.«

Ulrike schüttelte den Kopf. »Und trotzdem hältst du an deinem Glauben fest? Was für einen Sinn hat das?«

Robin legte das Tuch beiseite, mit dem er die Tische abgewischt hatte, richtete sich auf und lehnte sich an die Wand. Sein grübelnder Blick ging in die abendliche Dunkelheit hinaus. »Weißt du, Ulrike, ich denke, dass Gott mir ja nicht versprochen hat, dass es mir immer gut geht. Er hat mir versprochen, dass er immer bei mir ist. Und dieses Versprechen – das hält er. Es ist eine Zusage, die – die viel weiter geht, die für mein Leben gilt und für mein Sterben. Verstehst du«, fuhr er fort, und nun musste er nicht mehr nach Worten suchen, sie sprudelten nur so aus ihm heraus, »wenn ich

sterbe, ist für mich nicht alles aus und vorbei. Gott ist auch dann noch da und nimmt mich auf. Und das gibt mir Mut. Selbst wenn mir hier alles unter den Händen zerbricht – Gott hat für mich eine Perspektive über den Tod hinaus. Für ein Leben, das ich mir mit meinen menschlichen Möglichkeiten gar nicht vorstellen kann.«

»Das ist doch bloß eine Flucht aus der Wirklichkeit«, sagte Ulrike fast ärgerlich. »Ich halte absolut nichts davon. Ich will mein Leben lieber selbst in die Hand nehmen und nach meinen Vorstellungen gestalten.«

»Meinst du denn, dass du es kannst?« fragte Robin vorsichtig. »Wie schnell kommst du an deine Grenzen? Wenn du deinen Job verlierst, kannst du dir vielleicht einen neuen suchen. Aber was, wenn du mit deinem Auto gegen den nächsten Baum fährst und plötzlich im Rollstuhl sitzt? Oder wenn du Krebs bekommst und viel zu früh sterben musst? Es ist nicht viel, was man selbst in die Hand nehmen kann.«

Für eine Sekunde sah Ulrike betroffen aus, dann fasste sie sich wieder. »Das ist Schwarzmalerei. Negatives Denken. Jeder Psychologe wird dir sagen, was für eine grundfalsche Lebenseinstellung das ist. Dadurch kriegst du dein Leben nie in den Griff.«

»Mit schwarz malen hat das nichts zu tun, finde ich. Eher damit, dass ich meine Grenzen akzeptieren kann, weil ich weiß, dass dieses Dasein nicht das letzte ist. Und im Hinblick auf all die vielen Wünsche und Vorstellungen, die ich für mein Leben habe, macht mich das doch viel ruhiger und gelassener.« Er nahm das Tuch wieder auf und lächelte Ulrike entschuldigend an. »Vielleicht klang das jetzt sehr belehrend. Aber für mich ist das einfach ein sehr wichtiges Thema, weißt du.«

»Jaja, natürlich. Wahrscheinlich muss da jeder selbst wissen, wie er am besten klarkommt. Lass uns jetzt zu Ende aufräumen, sonst kriegen wir nie Feierabend. Ach, und schmeiß die Kids endlich raus, ja? Die sollen nach Hause gehen, es ist schon zehn nach acht.«

Die drei weigerten sich erst, zogen sich dann aber doch ihre Jacken an. Schon halb draußen, fiel Laura noch etwas ein. »Du, Robin, vorhin war jemand da und hat nach dir gefragt. Ein Mädchen.«

Robin sah sie stirnrunzelnd an. »Und? Was wollte sie?«

»Das hat sie nicht gesagt. Aber sie war ziemlich daneben. Und ganz nass, als ob sie stundenlang im Regen rumgelaufen ist.«

»Die war doch früher mit den Jungs zusammen. Mit Max und Tommi. Und mit der Nadine aus der Zehnten. Die kenn ich, meine Schwester geht in die Parallelklasse.«

Sina! Es konnte nur Sina gewesen sein. Eine plötzliche Angst ergriff Robin. Was mochte sie von ihm gewollt haben? Noch nie hatte sie ›nach ihm gefragt‹, und nach dem letzten unglückseligen Zusammentreffen war sie gar nicht mehr ins KiJuHei gekommen.. Wie hatte sich Laura ausgedrückt? ›Sie war ziemlich daneben‹. Warum hatte sie gerade nach ihm gefragt? Warum nicht nach Ulrike, die als Sozialpädagogin doch viel besser helfen konnte?

»Und sie hat wirklich nichts gesagt? Nichts ausrichten lassen? Hat sie noch mit Ulrike gesprochen?«

»Nee. Also ich jedenfalls hab gesehen, dass sie gleich wieder abgehauen ist.«

»Ja, wir auch«, bekräftigten die andern.

»Dann kann man wohl nichts machen«, sagte Robin achzelzuckend. »Aber danke, dass du es mir erzählt hast, Laura.« Er schloss die Tür hinter ihnen ab, stellte die Stühle auf die Tische. Die Gedanken in seinem Kopf überstürzten sich.

Was war los? Warum wünschte er plötzlich mit allen Fasern seines Herzens, er wäre dagewesen vorhin? Und dass jene Szene zwischen ihm und Sina nie geschehen wäre? Sie war geschehen, und damit musste er sich abfinden. Aber er musste sich nicht mit den Folgen abfinden. Es gab Worte, mit denen er Sina nicht verletzen würde. Und nun, endlich, wusste er, was er zu tun hatte.

Alles schon dunkel. Natürlich, die Zeit, da das KiJuHei schloss, war lange vorbei. Trotzdem hatte es sie hierhin zurückgezogen, an diesen Ort, der ihr einmal so viel Geborgenheit bedeutet hatte ...

Nach dem Sturm, der über sie gekommen war, fühlte Sina sich wie ausgehöhlt. Jetzt hätte sie zu Nadine gehen und sich bei ihr ausweinen können, so spät war es mittlerweile, aber sie hatte keine Kraft mehr. Die Erinnerung an die Auseinandersetzung zwischen

ihr und ihrer Mutter lastete auf ihr, schwer und erdrückend. Wie nur – wie sollte sie jemals wieder nach Hause gehen können? Sie setzte sich auf die Treppenstufen vors KiJuHei, stützte den Kopf in die Hände und schloss die Augen. Wie lange sie so saß, wusste sie nicht. Sekunden wurden zu Minuten, Minuten zu Ewigkeiten ...

Erst viel, viel später, als sie aufstand, sah Sina den weißen Briefumschlag an der Tür hängen. Er war mit Tesa-Film befestigt und an »Sina Steinhardt« adressiert. Plötzlich kam wieder Leben in sie. Mit zitternden Fingern nahm sie den Umschlag, lief zur nächsten Straßenlaterne, riss das Papier auf. Ein beschriebenes Blatt fiel ihr entgegen, und sie brauchte keinen Augenblick, um zu erkennen, dass dies Robins Schriftzüge waren – Sina hätte sie unter Tausenden herausgefunden. Hastig überflog sie die Zeilen, fing dann noch einmal von vorne an.

»Sina, ich habe erfahren, dass Du vorhin hier warst, um mich zu sprechen. Ich versuche jetzt einfach auf diese Weise, mit Dir in Kontakt zu kommen – wenn Du meinen Brief heute Abend nicht mehr findest, wirst Du ihn auf irgendeine andere Art erhalten. Es tut mir leid, was zwischen uns gewesen ist. Wenn ich ehrlich bin, habe ich Angst vor etwas, was ich im Moment einfach noch nicht überblicke. Mehr kann ich Dir leider nicht sagen, aber vielleicht kannst Du Dich damit erstmal zufrieden geben. Ich vermisse unsre Gespräche, und ich wäre vorhin so gerne dagewesen und hätte mit Dir geredet. Laura erzählte mir, dass es Dir offenbar nicht gut ging. Nun denke ich die ganze Zeit darüber nach, was Du von mir gewollt haben könntest. Was immer es ist, Sina – ich bitte und vertraue Gott, dass er Dich behütet. Ich grüße Dich herzlich. Robin.«

Sina ließ den Brief sinken. Sie lehnte sich gegen den Laternenpfahl und weinte so sehr, dass sie am ganzen Körper zitterte. Es waren nicht die Tränen des wilden Schmerzes von eben, sondern Tränen einer tiefen Erschütterung, und sie schwemmten vieles heraus. Irgendwann wurde sie ruhiger. Zum letzten Mal las sie Robins Brief durch. Seine Worte gaben ihr Trost und eine zaghafte Hoffnung.

Nun, endlich, konnte sie nach Hause gehen.

Gewissensbisse. Seit dem letzten Wochenende ließen sie sich nicht mehr zum Schweigen bringen. Sina war so entschlossen gewesen. Und ihre Mutter würde ihr die Wahrheit sagen. Sie musste es tun, wenn sie nicht ernsthaft die Beziehung zwischen sich und ihrer Tochter gefährden wollte.

Unruhig lief Beate Wilms-Steinhardt hin und her. Ihr Mann war wie gewöhnlich noch nicht zu Hause, aber mit ihm hätte sie über dieses Problem ohnehin nicht reden können.

»Du hast alles gewusst«, wäre das einzige, was er antworten würde, und es stimmte. Ja, sie hatte alles gewusst. Alles über seine erste Ehe, alles über die Gefühle seiner ersten Frau gegenüber, alles über sein Verhältnis zu Sina und seine Pläne mit ihr. Und doch hatte sie ihn geheiratet. Hatte eingewilligt in seine Bedingung, sich nicht einzumischen. Wie hatte sie nur so blind sein können?

Wäre nicht die Freundschaft mit Sina gewesen, hätte sich Beate vielleicht auch weiterhin aus allem raushalten können, aber das ging nicht mehr. Sie hatte sich zu weit vorgewagt. Nicht nur Sina würde sie anklagen – und das zu Recht –, auch sie selbst machte sich die heftigsten Vorwürfe. Sie hatte die Situation gekannt und doch geschwiegen. Was sollte jetzt werden?

Sie wollte Sina nicht verlieren. Aber nie würde Sina verstehen, wie sie einen Mann hatte heiraten können, der im Leben anderer so viel Zerstörung angerichtet hatte und es nicht mal bereute. Verstand sie sich selbst denn noch? Beate begriff plötzlich: es ging gar nicht nur um ihn. Es ging auch um sie. Was für ein Mensch war sie bloß? Sie hatte Sinas Vertrauen missbraucht und ihre Freundschaft verraten. Sie hatte dieses zynische Spiel mitgespielt. Es nützte nichts, dass sie inzwischen bitter bereute. Worte würde ihr Sina nicht mehr glauben. Doch was sollte sie tun? Sich scheiden lassen? Das käme zu spät.

Lange vorher hätte sie ihn vor die Entscheidung stellen müssen: Entweder du sprichst dich mit Sina aus, oder ich gehe. Vielleicht hätte ihn das zur Besinnung gebracht. Nun würde sie durch einen solchen Schritt ihre Glaubwürdigkeit nicht zurückgewinnen. Und würde sie das überhaupt schaffen, sich von Roman zu trennen? Sie liebte ihn. Immer noch. Nein, sie würde es nicht tun können.

Beate ging zum Fenster und starrte auf die dunkle Vorstadtstraße. Ihr fiel plötzlich ein, wie sie irgendwann versucht hatte, mit Sinas Mutter ein Gespräch herbeizuführen. Nie danach hatte sie diesen Gedanken noch mal aufgegriffen. Hätte sie es doch getan!

Nun blieb ihr nichts anderes übrig als abzuwarten, wann die Katastrophe über sie hereinbrechen würde. Denn dass sie kommen würde – das war gewiss.

Jan lag im Bett, aber er schlief nicht. Es lag nicht nur daran, dass es viel zu früh war. Er hatte Angst! Schreckliche, verzweifelte Angst! Jeden Tag konnten sie kommen! Er musste handeln! Durfte nicht mehr länger warten und hoffen, dass vielleicht nicht eintrat, was er befürchtete. Der Boss würde reden. Er war keiner, der seinen Kopf hinhielt für andere. Doch wie sollte er es anfangen?

Jan stöhnte auf. Dass er so allein war! Dass es niemanden gab, an den er sich jetzt wenden konnte! Aber er hatte sie ja alle abgewiesen. Sina, von der er verlangt hatte, dass sie erst den Kontakt zum Vater abbrach, bevor er sie ins Vertrauen zog. Die Mutter, die er schon lange an seinem Leben nicht mehr teilnehmen ließ. Auch Beate, obwohl er sie wirklich gemocht hatte. Aber als er merkte, dass sie sich bewusst raushielt aus dem Konflikt mit seinem Vater, hatte er sie abgehakt. Ja, er war allein. Er vergrub seinen Kopf in den Kissen, um sein Schluchzen zu ersticken ...

In der Wohnung war alles still. Mutter hatte ihm nicht gesagt, was es vorhin gegeben hatte, und weshalb Sina fortgelaufen war. Hatte ihn nur angeschrien und in sein Zimmer gejagt. Trotz mischte sich in seine Verzweiflung. Sie ließ ihn ja auch nicht in ihr Leben hinein. Könnte er denn jetzt rübergehen und sie um Rat fragen? Nein, sie würde ihm nicht mal zuhören. Sie würde nur an Sina denken und ihn wegschicken, damit sie weiter ungestört wäre.

Das waren die Tatsachen. Er musste sich selbst helfen. Und da ihm nichts anderes einfiel, blieb ihm nur diese eine Möglichkeit, auch wenn er nicht wusste, wie er sie bewerkstelligen sollte. Tage-, vielleicht wochenlang untertauchen, jetzt, Anfang März, bei Regen und Kälte. Es musste eben irgendwie gehen. Und nun, da er sich endgültig dazu entschloss, war es das Beste, auch zu handeln. Sofort. Solange er noch Mut hatte.

Jan sprang aus dem Bett und machte Licht. Dann begann er mit zusammengebissenen Zähnen, seinen Rucksack zu packen für die Flucht.

Sina träumte den immer gleichen schweren Traum.

Sie stand vor dem Haus ihres Vaters und läutete, doch niemand öffnete. Sie klingelte nochmals, aber nichts geschah. Sie rief und drängte: »Mach auf, Papa, ich bin's, Sina, deine Tochter. Mach bitte auf!« Dann endlich, als sie wieder und wieder gerufen hatte, knarrte irgendwo ein Fensterflügel, und eine Stimme sagte, seine Stimme: »Was willst du? Du bist nicht meine Tochter! Mach, dass du wegkommst und lass mich in Ruhe!« Danach wurde das Fenster zugeworfen, und so sehr Sina auch bettelte und weinte, es blieb geschlossen ...

Schweißgebadet erwachte Sina, aber jedes Mal drang die bittere Wirklichkeit mit so viel Macht auf sie ein, dass sie sich die Decke über den Kopf zog, um erneut im Schlaf Vergessenheit zu finden. Dann kam der Traum wieder auf sie zu.

Erst gegen Morgen wich die dunkle Benommenheit von Sina, und nun zwang sie sich, der Realität ins Auge zu sehen. Sie hatte ihren Vater verloren. Aber was sie gestern im ersten Schock als unabänderlich hingenommen hatte, dagegen begann sie sich jetzt mehr und mehr zu wehren. Musste sie nicht irgendwas tun? Und wenn es zehnmals stimmte, was ihre Mutter gesagt hatte, gab es nicht trotzdem noch einen Ausweg? Sie würde nicht resignieren wie ihre Mutter. Sie würde kämpfen um diesen Mann, von dem sie jahrelang geglaubt hatte, er sei ihr leiblicher Vater. So schnell würde sie ihn nicht aufgeben.

Der Traum fiel ihr ein, wie sie vor dem Haus stand und

vergebens um Einlass bat, und zornig schüttelte sie den Kopf. Nein, das konnte sie sich nicht vorstellen, dass sie mit ihm reden wollte und er ihr ein Gespräch verweigerte. »Und genau das muss ich!« flüsterte sie vor sich hin. »Ich muss mit ihm reden. Das ist er mir schuldig. Er kann sich nicht einfach davonmachen, er soll mir Rede und Antwort stehen! Aber vielleicht lenkt er ja auch ein. Vielleicht können wir uns aussprechen. Vielleicht wird alles wieder so wie vorher.«

Birte Steinhardt lag die ganze Nacht wach. Sie lauschte auf jedes Geräusch, das aus Sinas Zimmer drang, immer in beständiger Angst, Sina würde sich etwas antun. Sie hatten gestern Abend kein Wort mehr miteinander gewechselt. Die Brote, die sie für die Tochter gemacht hatte, waren unberührt stehengeblieben. Als das lähmende Schweigen nicht mehr auszuhalten gewesen war, hatten sich beide schlafen gelegt, aber die Sorge um Sina hatte sie kein Auge zutun lassen.

Noch dazu erlebte Birte Steinhardt ihre eigene Hölle. Alles, was sie damals durchgemacht hatte, stand wieder vor ihr, als sei es gestern gewesen. Jede Einzelheit kam unbarmherzig wieder, tausend Erinnerungen an Situationen, die sie heute noch peinigten und quälten. Die erfahrenen Demütigungen brannten in ihr. Jetzt wusste sie: Nie würde sie wirklich vergessen können. All die Jahre hatte sie verdrängt und gehofft, die Zeit würde Wunden heilen. Nun erkannte sie: Es war noch genauso schlimm wie damals. Die Wunden schmerzten, als wären sie erst gestern geschlagen worden ...

Mit dem ersten Morgengrauen erhob sich Birte Steinhardt, froh, dass die Nacht vorbei war. Ein schweigsames Frühstück. Jan stand schon nach fünf Minuten wieder auf und verließ die Küche.

Weder Mutter noch Sina merkten, wie dick sein Rucksack war, als er gleich darauf fortging.

Wie gut tat die gewohnte Atmosphäre der Schule. Hier hatte sich nichts geändert ...

Die ersten beiden Stunden saß Sina nur da und ließ sich einlullen von der Geborgenheit des Alltags. Der Unterrichtsstoff glitt an

ihr vorüber, ohne dass sie ihn aufnahm. In der Pause kam Vanessa auf sie zu.

»Ich hab gestern Abend mit Lars telefoniert. Er war stinksauer. Das war wirklich krass von dir.«

»Was denn?« wollte Nadine neugierig wissen.

Vanessa antwortete, bevor Sina überhaupt ansetzen konnte zu sprechen. »Sie hat sich mit ihm verabredet und ihn dann hängen lassen. Sowas ist ihm noch nie passiert. Der lässt umgekehrt die Mädchen sitzen, und zwar reihenweise. Nein, ehrlich, hast du total gut hingekriegt.«

Steffi gesellte sich zu ihnen und war ebenfalls beeindruckt. »Was, den tollen Knaben? Na, ob ich das gekonnt hätte, weiß ich nicht. Der sah doch einfach cool aus.« Sie wechselte das Thema. »Ich hab gehört, dass wir eine Gruppe Austauschschüler kriegen sollen. Aus Frankreich. Wenn die Gastfamilien suchen, meld ich mich. Ich brauch mal 'ne Abwechslung.«

»Du denkst wohl an so einen schwarzhäarigen Franzosen mit feurigem Blick«, spottete Nadine. »Reicht denn dein Französisch dafür? Aber Liebe braucht ja keine Sprache.«

Steffi ließ sich nicht beirren. »Wer weiß, was vielleicht draus wird? Zumindest lädt er mich dann auch mal nach Frankreich ein. Hier ist doch manchmal total tote Hose.«

»Aber nicht Freitag. Da woll'n wir ja in die Disco«, sagte Vanessa. »Wir müssen die andern gleich nochmal dran erinnern. Sonst vergisst es nachher die Hälfte der Klasse. Ich hab meine Eltern übrigens weichgekriegt. Unbegrenzter Ausgang.«

»Soweit bin ich noch nicht«, seufzte Steffi. »Immer tönen sie: ›Wenn du achtzehn bist, kannst du tun, was du willst, bis dahin tust du, was wir wollen‹. Dabei dauert das bloß noch ein Jahr. Glaubt ihr im Ernst, dann plötzlich können sie mich loslassen, wenn sie es vorher nie geübt haben? Also, wenn ich mal Kinder hab, die sollen früh selbständig werden. Das ist voll ätzend, so eine Gängelei.«

»Lass einfach nicht locker. Wenn du sagst, dass alle dürfen, und ordentlich Krach schlägst, werden sie schon nachgeben. Auch Eltern haben Nerven. Ach, kann ich mal eben bei dir Mathe abschreiben? Ich hab gestern mal wieder nichts geschnallt ...«

Steffi und Vanessa zogen ab, und nun erst kam Sina dazu, Nadine zu erzählen, was wirklich gestern gelaufen war. »Ich hab nicht vorgehabt, ihn hängen lassen. Aber ich wusste ja, was er wollte, und – das konnte ich plötzlich nicht mehr. Ich hätte ihn gar nicht erst anrufen sollen.«

»Und warum hast du's getan?«

»Weil ich total durcheinander war. Du weißt ja noch nicht.«

Sina erzählte, und als sie fertig war, konnte Nadine nur den Kopf schütteln. »Die Story ist ja filmreif. Mein lieber Schwan, und sowas sagen sie dir nach sechzehn Jahren. Und deine Beate hat auch mitgespielt? Das ist hammerhart. Was machst du jetzt?«

»Ich dachte, mit ihm reden. Er wird mir doch ehrlich sagen, was er für mich übrig hat, oder?« Sinas Stimme klang verzagt und unsicher, aber Nadine nickte bekräftigend. »Klar, das ist ja wohl das Mindeste, was du von ihm verlangen kannst. Ins Gesicht rein soll er dir sagen, was Sache ist. Und vielleicht hat deine Mutter ja doch übertrieben, und er mag dich, auch wenn er nicht dein richtiger Vater ist«, fügte sie tröstend hinzu. »Aber das ist so mit den Alten. Verlassen kannst du dich auf keinen.«

Satzfetzen stoben plötzlich durch Sinas Gedanken. Wie war das noch?

»Auf mich könnt ihr euch immer verlassen ... Vertraut mir ... Kommt zu mir, denn ich werde euch Frieden geben ...«

Worte, die kamen und gingen, sie aber nie ganz losließen. War es nicht an der Zeit, ernsthaft zu überlegen, ob sie diesen Worten Glauben schenken wollte?

›So geht es nicht mehr‹, dachte Birte Steinhardt um die Mittagszeit, erschöpft, aber auch mit wachsendem Zorn. Sie hatte sich in den Waschraum geflüchtet, um wenigstens mal einen Moment auszuruhen, denn nebenan war die Hölle los. Düster starrte sie in den Spiegel, der ihr ein blasses, verhärmtes Gesicht zeigte. Nein, so ging es wirklich nicht mehr.

Sie war immer eine billige Arbeitskraft gewesen, die nie aufgemuckt, sich nie gewehrt, sich ständig hatte ausnutzen lassen. Aber solch ein Tag wie heute zeigte ihr, dass es Grenzen gab. Nicht nur,

was sie aushalten konnte, sondern auch, was sie aushalten wollte. Weil eine Kollegin erkrankt war, musste sie die ganze Vorarbeit für ein Mittagessen allein bewältigen. Die Köchin dachte gar nicht daran, sich zu beteiligen, und die Chefin überließ die Arbeitsaufteilung ihren Angestellten, ohne sich einzumischen. Es gab auch keine Hilfe beim Servieren und Aufräumen – bis sie damit fertig war, würde es später Nachmittag sein.

Birte Steinhardt erkannte jetzt, dass es falsch gewesen war, so lange einen solchen Job zu machen. Sie hätte ihn lediglich als Übergangslösung nutzen sollen, um erstmal Geld zu sparen, damit sie sich weiter qualifizieren oder umschulen konnte. Falsch auch, dass sie den Unterhalt für sich verweigert hatte. Wohin hatte sie ihr Stolz denn gebracht? In dieses drittklassige Loch, in dem sie trotzdem nicht genug verdiente, um die Forderungen der Kinder nach einem besseren Lebensstandard erfüllen zu können. Ihm, dem Ex-Mann, hatte sie damit sogar einen Gefallen getan. Nicht nur, dass er irgendwann aufhörte, für sie zu zahlen, weil sie das Geld nicht annahm. All die teuren Geschenke, die er Sina gemacht hatte, sollten der Tochter ja nur zeigen, dass das, was er tat, eigentlich Aufgabe der Mutter gewesen wäre.

In diesem Moment sah Birte Steinhardt ihr Leben in einem selten klaren Licht. Es war bitter, sich einzugestehen, dass sie vieles hätte anders machen müssen. Angefangen von der Ehe bis hin zu ihrer verhängnisvollen Entscheidung, Sina die Wahrheit vorzuenthalten. Aber diese Erkenntnis brachte ihr auch Befreiung, denn sie musste sich nichts mehr vormachen. Sie konnte jederzeit neu anfangen. Sie würde zum Arbeitsamt gehen und sich beraten lassen. Wenn sie dazulernen müsste, würde sie das tun. Und diesen Job hier würde sie einfach kündigen.

Tief atmete sie durch. Sie hatte das Gefühl, eine schwere Aufgabe geschafft zu haben. Sie wusch sich ihr Gesicht, kämmte sich und ging dann an die Arbeit zurück. Ruhiger als vorher und mit neuer Kraft.

Als Sina die Wohnung aufschloss, schlug ihr Stille entgegen. War Jan nicht da? Sonst konnte sie seine laute Musik schon im Treppenhaus hören, wenn sie von der Schule nach Hause kam.

Sina hängte die Jacke auf, öffnete im Wohnraum das Fenster, schaute dann in Jans Zimmer, guckte ins Bad. Wo war er nur wieder? Wenn er eine Zusatzstunde oder eine AG hätte, wüsste sie doch Bescheid.

Achselzuckend brachte Sina ihren Rucksack in ihr Zimmer, lüftete auch hier, schüttelte ihr Bett auf. Dann ging sie in die Küche, um Brote zu machen. Als sie Margarine und Käse auf den Tisch stellte, sah sie es sofort. Ein beschriebenes Blatt Papier, offenbar aus einem College-Block gerissen und mit Jans steiler Kinderschrift bedeckt. Nicht einer von diesen kleinen Telefonzetteln, auf denen er sonst seine kurzen Botschaften vermerkte. Ein Brief! Sina wurde eiskalt zumute. Sie hatte das Gefühl, ihr Herz setze einen Moment aus.

»Nein!« dachte sie fahrig, während sie nach dem Blatt griff. »Nicht auch noch sowas. Nicht noch Jan ...«

Dann las sie, und während ihre Augen die Zeilen überflogen, tastete sie nach einem Stuhl und ließ sich fallen. Es war, wie sie befürchtet hatte.

»Liebe Mutter, liebe Sina! Wenn ihr das lest bin ich schon untergetaucht. Ich kann nicht mer länger hierbleiben weil die Polizei, mich sucht. Ich bin erprest worden und habe deshalb bei Ferbrechen mitgemacht. Den Anführer, haben sie geschnappt und der wird mich auch ferraten. Es tuht mir leid, ich wollte nicht das es so kommt. Viele Grüße Jan.«

Das Blatt glitt Sina aus der Hand. Mit leeren Augen starrte sie vor sich hin. Jan! Armer, unglücklicher Jan! In was war er da hingegeraten. Und sie hatte es geahnt! Die ganze Zeit. Sie hatte doch die vielen Video-Spiele gesehen, die er immer angeschleppt hatte, und ihr war völlig klar gewesen, dass er sie von seinem Taschengeld nicht finanzieren konnte. Sie hatte die Ausreden geschluckt, die er ihr geliefert hatte, weil sie trotzig an ihrer Meinung festgehalten hatte, es sei Mutters Aufgabe, sich um Jan zu kümmern. Aber dann hätte sie Mutter von ihren Befürchtungen erzählen müssen. Auch das hatte sie nicht getan. Die eigenen Probleme waren ihr wichtiger gewesen.

Jetzt hatte sich Jan nicht mehr zu helfen gewusst und war ausgerissen! Ihre Schuld!

»Nein, nein!« flüsterte Sina, während Tränen ihr übers Gesicht liefen. »Nein, ich hab das doch nicht gewollt! Das doch nicht!«

Was sollte sie jetzt nur tun? Die Polizei benachrichtigen? Aber wie machte man das? Außerdem war Jan vor der Polizei davongelaufen, dann durfte sie doch jetzt nicht hingehen und ihn anschwärzen. Ulrike! Sie musste zu Ulrike. Ulrike kannte sich aus. Sie würde raten und helfen können.

Damit kam wieder Leben in Sina. Sie ließ die Lebensmittel achtlos auf dem Tisch stehen, nahm Jans Brief, zog sich ihre Jacke an, griff nach den Schlüsseln und stürzte davon.

»Sie verschweigen uns noch eine Menge, glaube ich«, sagte der zuständige Polizeibeamte und rückte seine Unterlagen zurecht. »Die Autodiebstähle haben Sie gestanden, und Ihre Komplizen konnten wir inzwischen auch aufgreifen. So weit so gut. Aber was die Überfälle auf Jugendliche angeht – da fehlt uns noch einiges. Vor allem Namen. Zeugen haben mehrmals von einer ganzen Bande gesprochen. Sie aber reden immer nur von zwei oder drei Kumpel. Wer sind die anderen? Also los, machen Sie schon, ich hab noch mehr zu tun, als mich mit Ihnen rumzuärgern.«

Sven Harkort schwieg. Es war nicht mehr viel, was von dem mächtigen gefürchteten Boss übrig geblieben war, wie ihn die Mitglieder seiner Gruppe gekannt hatten. Die zwei Tage Untersuchungshaft hatten ihn schon sichtlich mitgenommen, er sah blass und zerraut aus, und in seiner Nervosität rauchte er eine Zigarette nach der andern. Die Verhaftung war für ihn völlig überraschend gekommen. Aber er versuchte, seine letzten Kräfte zu mobilisieren und sich den Anschein von unbeeindruckter Lässigkeit zu geben.

»Ich muss ja wohl nichts sagen, oder? Noch nie was vom Aussageverweigerungsrecht gehört?«

»Oh doch. Keine Angst, auch ich kenne Ihre Rechte. Aber Sie scheinen sich Ihrer Situation nicht bewusst zu sein. Sie sind vorbestraft und nur auf Bewährung entlassen, und die haben Sie mit der Geschichte hier gründlich in den Sand gesetzt. Was das heißt, brauch ich Ihnen nicht zu erklären. Jetzt wandern Sie in den Knast. Wenn Sie kooperativ wären, könnten Sie Ihre Lage verbessern.«

Sven Harkort kämpfte mit sich. »Die Sache ist ganz ungefährlich. Ich halte dicht, wenn sie mich schnappen« – hatte er das nicht versprochen? Besonders dem kleinen Steinhardt gegenüber? Wo war nun sein Stolz geblieben? Seine Härte und Männlichkeit? Die andern verließen sich auf ihn.

»Herr Harkort. Was ist? Wollen Sie reden? Der Richter wird ein Geständnis als strafmildernd werten.«

Für irgendwen seinen Kopf hinhalten? Dafür länger in den Knast? Nein, nicht mit ihm. Sollten sie selbst sehen, wie sie aus der Sache rauskamen. Der kleine Steinhardt war ja noch nicht mal vierzehn, dem konnte sowieso keiner was.

»Okay. Ich red ja schon. Aber nur für weniger Knast, klar? Wenn das nicht so funktioniert, wie Sie jetzt hier rumtönen, seh'n Sie alt aus, klar?«

Der Beamte verzog keine Miene. »Machen Sie mir nichts vor. Sie haben die Hosen voll. Nennen Sie mir die Namen, und ich lass Sie in Ruhe.«

Sven Harkort atmete tief durch, aber dann war sein Widerstand endgültig besiegt. Er gab die letzten seiner Freunde preis.

Darunter war auch Jan Steinhardt.

»Hab Zeit heute, Ulrike! Bitte, hab Zeit!« Unaufhörlich hämmerte es in Sinas Kopf, während sie durch die Straßen hetzte, als ginge es um Leben oder Tod. Aber genauso empfand sie es. Wusste sie denn, wo Jan in diesem Augenblick war, und was er machte? Nun stand sie die gleichen Ängste aus wie gestern ihre Mutter ...

Als sie eine Telefonzelle sah, machte sie spontan Halt und rief Nadine an. Schluchzend berichtete sie der Freundin die neue Hiobsbotschaft. Nadine versuchte, sie zu beruhigen.

»So schnell passiert dem Jan nichts. Der wird bis abends durch alle möglichen Kaufhäuser laufen, damit er's warm hat, und sich nachts irgendwo verkriechen. Die Polizei wird ihn schon finden. Mach dir jetzt bloß keinen Stress, klar? Und von wegen, du und Schuld – der Bengel ist zwölf, glaubst du etwa, der weiß nicht, was richtig und falsch ist? Wenn du im KiJuHei auf mich wartest, komm ich auch noch. Dann können wir zusammen nach Hause gehen. Also, Kopf hoch, Sina. Es wird schon wieder.«

Etwas getröstet lief Sina weiter. Sie war sehr erleichtert, als sie am KiJuHei ankam, dass nur wenige Jugendliche da waren, die sich in der Couchecke lümmelten, Musik hörten und Cola tranken. Ulrike hockte vor dem großen Schrank und sortierte Spiele um. Sie sprang sofort auf, als sie Sina bemerkte.

»Na endlich! Ich hab schon die ganze Zeit mit mir gewettet: Kommt sie, oder kommt sie nicht! Früher hast du dich nicht so rare gemacht, wenn es Probleme gab.« Forschend sah sie Sina ins Gesicht. »Wie ist das Gespräch mit deiner Mutter ausgegangen?«

»Das Gespräch mit ... Ach so. Nein, Ulrike, darum bin ich nicht hier. Darum!« Sina gab ihr Jans Brief. Ulrike las ihn durch, lächelte einmal flüchtig über die typischen Fehler eines Zwölfjährigen, wurde dann wieder ernst und schob Sina in die Küche. Mit einem kurzen Blick auf die Jugendlichen schloss sie die Tür. »Die brauchen keine Aufsicht. Außerdem ist Robin irgendwo. – Wie viel weißt du von der Geschichte?« fragte sie sachlich.

Sina schüttelte den Kopf. »Gewusst hab ich gar nichts. Immer nur geahnt, dass was nicht stimmt. Er hatte so viel Geld und war so oft weg. Geredet hat er nie drüber. Nur jetzt irgendwann, da hat er gesagt, dass ihm keiner mehr helfen kann, weil er zu tief drin steckt. Was – was soll ich jetzt machen, Ulrike? Muss ich die Polizei rufen? Aber dann liefer ich Jan denen doch erst recht aus. Vor der Polizei ist er schließlich weggelaufen ...«

»Stopp mal«, unterbrach Ulrike freundlich, aber bestimmt. »Dein Engagement in allen Ehren, aber das ist Aufgabe deiner Mutter. Ich vermute mal, sie ist arbeiten und du hast ihr noch nicht Bescheid gesagt, oder? Dann tu das jetzt. Sie muss so schnell wie möglich nach Hause kommen, damit sie die nötigen Schritte einleiten kann.«

»Wie soll ich ihr das bloß erklären? Sie ist total ahnungslos, sie wird durchdrehen.«

»Sag ihr einfach die Wahrheit. Deine Mutter dreht schon nicht durch. Weißt du, wenn wirklich was Schlimmes mit ihren Kindern passiert, ist eine Mutter meistens viel stärker, als man vorher denkt.«

Ulrike hatte recht. Birte Steinhardt nahm die Hiobsbotschaft erstaunlich ruhig auf. Sie stellt nur ein paar kurze Fragen und trös-

tete Sina sogar. »Ich komme sofort. Es wird bestimmt alles gut werden, Sina.«

»Woher weiß sie das?« dachte Sina, als sie auflegte. »Im Gegenteil. Es wird doch immer chaotischer bei uns ...«

»Alles wird gut werden, sagt sie, Ulrike«, wiederholte sie, immer noch verwirrt. »Und sie kommt nach Hause. Dann brauch ich also gar nichts machen?«

Ulrike hatte inzwischen Tee aufgegossen, drückte Sina auf einen Stuhl und schob ihr einen Becher zu. »Nein, außer Tee trinken und tief durchatmen brauchst du nichts zu tun. Aber über eins kann ich dich jetzt schon beruhigen, Sina. Dein Bruder ist erst zwölf, das heißt, noch gar nicht strafmündig. Er ist zu jung, um verurteilt und bestraft zu werden.«

»Du meinst, er muss nicht ins Gefängnis?« fragte Sina erleichtert.

»Aber nein. Sie nehmen ein Protokoll auf und schicken ihn nach Hause. Hätte er sich rechtzeitig irgendjemandem anvertraut, hätte er sich und euch jede Menge Ärger erspart. Du hast wirklich nichts von seinen Aktivitäten mitgekriegt? Dass deine Mutter ahnungslos ist, kann ich mir ja vorstellen bei ihren Arbeitszeiten.«

Sina stieß einen tiefen Seufzer aus. »Doch, ich hab was mitgekriegt, das ist es ja. Aber ich hab nicht nachgehakt. Weißt du, wenn ich mal gefragt hab, dann hat er mich mit irgendeiner Ausrede abgespeist, und ich hab ihm geglaubt. Oder wenigstens so getan. Lange Zeit war mir das auch ziemlich egal, erst jetzt hab ich Angst bekommen. Er hat ja immer gemauert. Ich hätte ihn richtig in die Mangel nehmen müssen, verstehst du? Dazu hatte ich keine Lust. Und dann war er noch sauer, weil ich mich so gut mit – mit meinem Vater verstand und er nicht ... Ich hab alles falsch gemacht, Ulrike. Hab mich noch nicht mal getraut, meiner Mutter was zu stecken, obwohl die's wirklich hätte wissen müssen.«

»Na, na, na, nun steiger dich mal nicht in Schuldgefühle rein, hörst du? Ich kann verstehen, dass du jetzt so empfindest, aber wenn Jan nicht reden wollte, konntest du nichts machen. Du hast ja versucht, ihm zu helfen. Gut, dass die Sache aufgefliegen ist und ein Ende hat.«

»Aber Jan ist doch weg!«

»Sie werden ihn finden«, beruhigte Ulrike. »Komm, trink deinen Tee und mach dir nicht so viele Sorgen. Am besten gehst du nach Hause und wartest auf deine Mutter. Von eurem Gespräch gestern kannst du mir das nächste Mal erzählen.«

Gestern. Wie weit lag alles zurück, was gestern geschehen war. Es kam wirklich eins zum andern. Doch die Unterhaltung mit Ulrike hatte gut getan, obwohl sie Sinas Selbstvorwürfe nicht gelten lassen wollte. Und auch, dass ihre Mutter nun informiert war, erleichterte Sina. Der schwere Druck, mit einer schlimmen Ahnung allein zu sein, war verschwunden.

Sina hätte noch lange so sitzen können bei ihrem Becher Tee in der stillen Küche ...

Als sie den Raum verließ, gab es ihr einen Ruck. Robin stand vor ihr. Er schien auf sie gewartet zu haben. Aber bevor Sina irgendwas sagen konnte, nahm er sie beim Arm und ging mit ihr nach draußen. Sie sahen sich schweigend an. Was sie in seinen Augen las, für einige wenige Sekunden, machte sie geradezu schwindelig vor Freude. Dann fragte Robin fast schüchtern:« Du hast meinen Brief bekommen?«

»Ja«, sagte Sina leise.

»Und du – du bist mir nicht mehr böse?«

»Nein.«

»Kannst du ... Ich meine, verstehst du, was ich schreiben wollte?«

»Ja«, flüsterte Sina.

Robins Worte überstürzten sich fast. »Oh Sina, es tut mir so Leid. Ich wollte dich wirklich nicht verletzen. Und nun bist du wiedergekommen, trotz allem, und ich war noch nicht mal da. Geht es dir – geht es dir denn jetzt besser?«

Sina stand mit ihm in der feuchten Kälte dieses ungemütlichen Märztags, aber sie spürte nichts. Sie hatte plötzlich den einen übermächtigen Wunsch, ihn teilhaben zu lassen an dem, was in ihr vorging. Nicht, weil sie von ihm Hilfe wollte wie von Ulrike. Sie wollte nur, dass er alles von ihr wusste. Als sie zu reden anfang, hörte Robin still zu, ohne sie zu unterbrechen. Dann erst sprach er, und er reagierte anders als Ulrike. Er redete ihr die Schuldgefühle nicht aus – er verstand sie.

»Ich habe Ähnliches erlebt wie du, ich weiß, wie das ist. Das Letzte, was man hören möchte, ist, von irgendeinem Menschen freigesprochen zu werden, weil man angeblich für nichts kann. Das Gewissen kommt dadurch nicht zur Ruhe.«

Er merkte, dass Sina ihn verwundert ansah, und zuckte mit den Schultern. »Ich sagte dir ja schon, dass bei uns auch vieles schief gegangen ist. Nur wie schlimm es war – das weißt du nicht. Mein Leben war zeitweise das reinste Chaos. Mein Vater war Alkoholiker und hat es nie ganz geschafft, davon frei zu werden. Meine Mutter macht jetzt eine Psychotherapie. Wahrscheinlich hätte ich dir das nur nie erzählt, hätte auch nie erzählt, welche Rolle ich bei all dem gespielt habe ... Ja, ich habe mich auch schuldig gefühlt. Es kann einen bis an den Rand des Wahnsinns treiben, wenn man damit nicht fertig wird.«

Sein Ausbruch traf Sina völlig überraschend. Sein dunkler, schmerz erfüllter Blick tat ihr weh. Vorsichtig griff sie nach seiner Hand. »Und – bist du damit fertig geworden?« Sie traute sich kaum, diese Frage zu stellen.

Robin entzog ihr die Hand nicht. Er nickte langsam. »Es hat lange gedauert. Aber irgendwann ist mir klar geworden, dass ich meine Schuld nicht länger mit mir herumtragen muss, sondern sie mir von Gott vergeben lassen kann.« Er brach ab, schien mit sich zu kämpfen, setzte dann neu an, stockend und nach Worten suchend. »Ich möchte gern mit dir darüber reden, Sina. Aber nicht hier im KiJuHei, wo nie richtig Zeit ist. Glaubst du, dass – dass wir uns mal abends treffen können? In einer Pizzeria, wo wir wirklich Ruhe haben? Ich meine – möchtest du das auch?«

Er sah sie an, fragend, unsicher, als wüsste er nicht, ob es richtig gewesen war, diesen Vorschlag zu machen.

Und Sina, die so oft von dieser Situation geträumt hatte, die sich in ihrer Phantasie alles Mögliche ausgemalt und bis zu Ende gedacht hatte – Sina brachte in diesem Augenblick keinen Ton hervor. Doch ihre Augen hatten die Antwort schon längst gegeben, als ihr die Stimme endlich wieder gehorchte.

»Ja, Robin. Ich möchte es auch.«

Jan hatte schon nach kurzer Zeit genug. Den ganzen Morgen über war er im Wald herumgelaufen, weil er sich nicht in die Innenstadt wagte. Er glaubte, jeder müsste ihm ansehen, dass er von zu Hause ausgerissen war und die Schule schwänzte.

Erst gegen Mittag traute er sich in belebtere Straßen, erschöpft und völlig durchgefroren. Erst kaufte er sich Pommes mit Mayo und zog dann von einem Geschäft ins nächste, um der Kälte zu entgehen. Aber da er sich nur für Videospiele und CD's interessierte (warum hatten sie eigentlich keinen Computer? Dann hätte er wenigstens noch Computerspiele angucken können), wurde ihm bald langweilig.

Er war kein Typ für solche Abenteuer. Er fror schnell und bekam Heimweh. Wenn er doch bloß eine andere Lösung gefunden hätte und zu Hause geblieben wäre! Sogar sein dunkles kleines Zimmer erschien ihm plötzlich wohnlich und gemütlich. Aber das Schlimmste stand ihm ja noch bevor: die Nacht. Bis jetzt hatte er keine Ahnung, wie und wo er die verbringen sollte! Im Wald? Da würde er sich zu Tode fürchten! Aber in den menschenleeren Straßen der Stadt hatte er auch Angst.

Sollte er sich eine Bank suchen, um zu schlafen? Eine Decke hatte er nicht mitnehmen können, weil der Rucksack dafür zu klein war, nur einen zusätzlichen Pullover. Der würde ihn kaum wärmen. Auf einer Bank würde er erfrieren.

Wenn es wenigstens warme U-Bahnhöfe gäbe, in denen er sich verkriechen könnte. Aber die Stadt hatte keine U-Bahn. Vielleicht Bus- oder Straßenbahnhaltestellen mit Wartehäuschen? Die schützten wenigstens vor Regen und Wind. Sicherheit boten sie allerdings auch nicht.

Jan saß in der Cafeteria eines Kaufhauses, trank warmen Kakao und grübelte vor sich hin. Er fühlte sich müde, einsam und verloren. Was würde er jetzt geben für einen Menschen, der ihm helfen könnte, und für einen Ort, an dem er geborgen wäre.

Was würde er darum geben, wieder nach Hause zu dürfen!

Das Auto ihrer Mutter stand noch nicht da, als Sina in die Straße einbog. Im Hausflur fiel ihr ein, dass sie heute noch keine Post ge-

holt hatte. Sie schloss den Briefkasten auf, zwei Briefe kamen ihr entgegen. Der eine von beiden war an sie gerichtet. Sie warf einen schnellen Blick auf den Absender. Frau Dr. Brinkhoff. Endlich eine Antwort auf ihre Bewerbung. Aber der Brief fühlte sich sehr dick an. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Inzwischen hatte sie genug Erfahrung, um sowas beurteilen zu können.

Sina nahm die Post mit nach oben, legte das Schreiben für ihre Mutter auf den Küchentisch, riss dann mit einem Finger den Umschlag der Ärztin auf. Als erstes sah sie die Kopien von Zeugnis und Lebenslauf, die sie damals mit der Bewerbung mitgeschickt hatte. Dann hielt sie das Antwortschreiben von Frau Dr. Brinkhoff in den Händen.

»Sehr geehrte Frau Steinhardt, für Ihre Bewerbung zur Ausbildung als Arzthelferin möchten wir uns bedanken.

Leider ist es uns nicht möglich, einen Ausbildungsplatz zur Verfügung zu stellen.

Wir wünschen Ihnen für Ihre weitere Zukunft alles Gute und verbleiben mit freundlichen Grüßen ...«

Wut stieg in Sina hoch. Sie riss den Brief mitten durch und kippte die Schnipsel in den Mülleimer.

Ab dem späten Nachmittag begann Nadine, auf ihren Vater zu warten.

Nachdem sie Sina im KiJuHei nicht mehr angetroffen hatte, war sie nach Hause gegangen, um noch ein wenig Ordnung zu schaffen. Sie musste oft an Sina denken und daran, wo Jan jetzt wohl sein mochte, aber nach und nach traten ihre eigenen Schwierigkeiten in den Vordergrund. Gestern Abend hatte ihr die Mutter am Telefon gesagt, dass ihr Vater gleich nach dem Frühstück zurückfahren wollte, und ihr nochmals unzählige Ratschläge mitgegeben.

»Morgens kann er für sich selbst sorgen, und mittags isst er in der Kantine, aber das Abendbrot müsstest du machen. Abends will er seine Ruhe haben. Sorg dafür, dass es aufgeräumt ist, wenn er nach Hause kommt, und lass ihn erst seine Zeitung lesen, hörst du? Vorher ist er nicht ansprechbar. Mit dem Geld solltest du eigentlich auskommen, aber heb die Bons auf, irgendwann will er die immer sehen. Und fang bloß keinen Streit an, Nadine. Ich weiß

ja, dass dir seine Meinung gegen den Strich geht, aber für die paar Tage musst du dich eben mal zusammenreißen. Wenn es nach mir gegangen wäre ...«

Nadine wusste, dann wäre dieses Arrangement nie zustande gekommen, weil sie Mann und Tochter einfach nicht zutraute, eine Weile miteinander allein zu bleiben. Sie verstand ihre Befürchtungen durchaus. Was sie dagegen gar nicht verstand, war, wie ihre Mutter mit einem solchen Leben zurechtkam. Wie konnte sie es ertragen, von ihrem Mann so abhängig zu sein? Auch wenn sie sich den Tag nach ihren eigenen Vorstellungen einrichtete – sobald ihr Mann zu Hause war, zählte nur noch, was er wollte. Und kontrollierte er wirklich, wofür sie das Geld ausgab? Warum wehrte sie sich nicht dagegen? Sie hatte eine fast erwachsene Tochter, und dann war sie derart unselbständig! Wenn sie wenigstens irgendwas tun würde, was ihr mehr Freiheit und Eigenständigkeit gab. Aber wenn sie nicht einkaufte, shopping ging oder in Wartezimmern von Ärzten saß, hing sie nur in der Wohnung rum.

›Nein‹, dachte Nadine, ›das wär nichts für mich. Lieber bei Aldi an der Kasse sitzen als so abhängig sein.‹ Erstaunt registrierte sie, dass ihre Wut sich viel mehr gegen die Mutter richtete, die sich mit einem solchen Leben zufrieden gab, als gegen ihren Vater, von dem die Bevormundung schließlich ausging. Sowas konnte doch nichts mit Liebe zu tun haben, oder? Hieß denn Liebe, dass der eine sich völlig aufgab für den andern? Wenn man überhaupt noch von Liebe zwischen ihren Eltern reden konnte.

Natürlich graute Nadine vor den Tagen, wo sie mit ihrem Vater allein war. Sie hatten so wenig gemeinsam. Sie konnten sich zwar überwiegend aus dem Weg gehen. Das Abendbrot brauchte keine halbe Stunde zu dauern, und die abendliche Freizeitgestaltung würde das Fernsehen besorgen. Aber sie wünschte trotzdem, dass diese Zeit bereits vorbei und die Mutter wieder da wäre.

Tief seufzte Nadine auf, als sie auf der Straße den Wagen ihres Vaters vorfahren sah.

Birte Steinhardt hatte sich schon die zweite Kanne Kaffee gekocht und auch Sina gestattet, eine Tasse mitzutrinken. Bei aller Bestür-

zung darüber, was passiert war, empfand sie eine unendliche Erleichterung darüber, dass sie und Sina wieder miteinander reden konnten – auch wenn sie beide den gestrigen Tag vollständig ausklammerten.

Sina hatte ihr erzählt, was sie über Jan wusste, und wie schlecht sie sich fühlte, weil sie das Gefühl hatte, sich nicht genügend um Jan gekümmert zu haben. Die Mutter seufzte. »Sina, dann hab ich mindestens so viel Schuld wie du. Wenn ich an gestern denke – da war ich doch für Jan überhaupt nicht ansprechbar. Im Gegenteil, ich hab ihn angeschrien, ihn in sein Zimmer geschickt ... Vielleicht hätte er sich mir ja noch anvertraut, grade weil er so verzweifelt war. Aber ich fürchte, dass ich ihn eher abgeschreckt habe. Er hat doch gemerkt, dass ich mit meinen Gedanken nur bei dir war.« Sie schüttelte den Kopf. »Glaub mir, ich hab genauso versagt wie du. Aber bei mir wiegt es schwerer. Schließlich bin ich seine Mutter.«

Dann stellte Birte Steinhardt die Kaffeetasse ab und stand auf. »Und jetzt genug geredet. Es hilft alles nichts, ich muss die Polizei verständigen.«

Sie ging in die Diele und griff nach dem Telefon, als es an der Wohnungstür klingelte. Sina, die ihr gefolgt war, sah sie erschrocken an.

»Wer kann das sein? Meinst du, dass Jan ...? Aber Jan ...«

»Nein, Sina, nicht Jan.« Birte Steinhardt ahnte, wer hinter der Tür stand, und wurde mit einem Mal ganz ruhig. »Die Polizei. Wenn Jan wirklich in was verwickelt ist, und sie schon welche verhaftet haben, kommen sie auch zu uns. Er hat ja geschrieben, dass sie ihn suchen.«

Sie öffnete die Wohnungstür und stand gleich darauf zwei Polizeibeamten gegenüber.

»Frau Steinhardt?«

»Ja.«

Aber als die Polizisten sich ausweisen und erklären wollten, warum sie hier waren, unterbrach Birte Steinhardt sie. »Ich weiß inzwischen Bescheid. Bitte, kommen Sie herein.«

Sie ließ die Männer ins Wohnzimmer treten und winkte Sina, die in der Diele stehen geblieben war. »Holst du mal eben Jans

Brief?« Dann setzte sie sich den Polizeibeamten gegenüber. Der eine zog Notizblock und Kugelschreiber heraus.

»Sie sagten eben, Sie wüssten inzwischen Bescheid, Frau Steinhardt. Sie haben also Kenntnis erhalten von den Straftaten, an denen Ihr Sohn beteiligt war? Durch wen denn? Durch Ihren Sohn selbst?«

»Nicht direkt.« Sina war mit dem Brief in der Hand zurückgekehrt, und ihre Mutter nahm ihn ihr ab und reichte sie dem Beamten weiter. »Eher dadurch.«

Er griff nach dem Blatt, las es, gab es dem Kollegen. Dann sah er auf, und etwas wie Mitleid spiegelte sich in seinen Augen wider. »Das tut mir Leid. Wären wir doch eher gekommen! Sie haben nicht gemerkt, was Ihr Sohn vorhatte?«

»Nein. Nein, natürlich nicht. Ich hätte ihn doch sonst nie gehen lassen!«

»Wie war das denn heute morgen? Hat er sich so verhalten wie immer? Ist er ganz normal zur Schule gegangen? Vielleicht irgendwas an zusätzlichem Gepäck, was er bei sich hatte?«

Birte Steinhardt schwieg. Was sollte sie auch antworten? Sollte sie gestehen, dass sich zur gleichen Zeit eine Familientragödie abgespielt hatte, die alles andere in den Hintergrund gerückt hatte? Was für einen Eindruck würden die Polizisten bekommen? Wenn sie schließlich noch erfuhren, dass sie geschieden und allein erziehend war – mit welchen Maßstäben würden sie dann messen?

Da, unerwartet, kam Sina ihr zu Hilfe. Dankbar registrierte die Mutter, dass das, was Sina sagte, einleuchtend klang und auch der Wahrheit entsprach. »Mein Bruder ist heute morgen vielleicht ein bisschen früher gegangen als sonst. Sein Rucksack steht immer im Flur, in einer dunklen Ecke, wo man kaum hinguckt. Wenn er da noch Gepäck rumstehen hatte, haben wir das gar nicht richtig sehen können. Und als ich in den Flur rauskam, war er schon längst weg.«

Einer der beiden Polizisten wandte sich ihr zu. »Sie sind seine Schwester?« fragte er freundlich. »Also eher ist er gegangen als normal, das ist Ihnen aufgefallen. Hat er Ihnen vielleicht irgendwann mal eine Andeutung gemacht, dass was nicht in Ordnung ist?«

Manchmal redet man in dem Alter lieber mit Schwestern als mit der Mutter. Erinnern Sie sich da an was?»

Sina warf ihrer Mutter einen hilflosen Blick zu. »Was soll ich sagen? Rate mir doch«, baten ihre Augen, und Birte Steinhardt fing diesen Blick auf. Nein, gar nicht erst anfangen mit Ausreden oder Lügen, damit wurde alles nur noch schlimmer. Sie nickte ihrer Tochter zu.

»Erzähl ihnen, was du mir vorhin erzählt hast«, sagte sie, und so hörte sie zum zweiten Mal an diesem Tag die Geschichte über ihren verlorenen Sohn, die sich aus Sinas Mund wie eine Beichte ausnahm. Dabei spürte sie, wie sich die Last der Schuld immer schwerer auf ihre Schultern legte. Würden die Polizisten ihr glauben, dass sie nichts gewusst hatte? Ihre anfängliche Ruhe hatte sie längst verloren, und als Sina geendet hatte, fing sie an, mit leiser Stimme zu sprechen.

»Ich bin geschieden«, sagte sie, »und deshalb berufstätig, weil das Geld sonst nicht gereicht hätte. Abwechselnd Früh- und Spätdienst. Dadurch habe ich meinen Sohn eben nur unregelmäßig gesehen. Aber finden Sie mal einen Job nur im Vormittagsbereich. Und dann ist da auch noch die Vorgeschichte. Jan war gradezu süchtig nach Videospiele. Ich musste ihm das Taschengeld kürzen, damit er mir nicht ständig neue Spiele anschleppte.« Mit kurzen Sätzen umriss sie, wie die Situation damals gewesen war.

Stille im Zimmer, nachdenklich, resigniert, hilflos. Überganglos begannen die Beamten dann, die Straftaten aufzuzählen, die der jugendlichen Bande zur Last gelegt wurde. Autodiebstähle. Unzählige Einbrüche in Autos, um an Radios oder andere Wertgegenstände zu kommen. Schließlich die brutalen Überfälle auf Jugendliche oder Kinder, die weit über das übliche »Abziehen« hinausgingen. Entsetzt hörte Birte Steinhardt zu.

»Und Jan – Jan hat das alles mitgemacht?« stieß sie schließlich hervor. »Das – das kann ich kaum glauben. Er ist doch selbst noch ein Kind.«

»Nein, nein, er hat nicht alles mitgemacht«, beruhigte sie einer der beiden Männer. »An den Autodiebstählen war er gar nicht beteiligt, und beim Autoknacken hat er wohl nur Schmiere gestan-

den. Was die Überfälle angeht, haben mehrere Zeugen ausgesagt, dass er den Opfern die Sachen abnehmen musste. Er war ja mit Abstand der Jüngste in der Bande und ist deshalb von einigen Opfern identifiziert worden. Alle bestätigen, dass Ihr Sohn der Einzige war, der nicht gewalttätig wurde. Wie Sie schon sagten, er ist ja selbst noch ein Kind. Zwölf, nicht wahr? Und dass er erpresst wurde von diesem ›Boss‹, wie sie ihn nennen, ist durchaus vorstellbar. Sven Harkort hat schon mehrere Vorstrafen, darunter auch für Erpressung. Wenn der Ihren Sohn in der Mangel hatte, dann dürfte er kaum Chancen gehabt haben, sich rauszuhalten. Weshalb Ihr Sohn erpresst worden ist, können Sie sich das vorstellen? Oder Sie vielleicht?« wandte er sich an Sina.

Beide, Birte Steinhardt und Sina, schüttelten den Kopf. »Ich kenne Sven Harkort überhaupt nicht«, sagte Sina.

»Na, macht nichts, das wird er uns bestimmt noch erzählen. Jetzt müssen wir ihn erstmal finden. Wo könnte er sich denn verkrochen haben? Hat er irgendwelche Lieblingsplätze, wo er sich gerne aufhält? Gibt es Menschen, an die er sich hätte wenden können? Oder Klassenkameraden, für die es ein Abenteuer ist, Ihren Sohn eine Weile zu verstecken?«

»Von Lieblingsplätzen weiß ich nichts«, antwortete die Mutter. »Verwandte oder gute Bekannte haben wir hier in der Stadt nicht. Und Klassenkameraden? Jan war eigentlich immer ein Einzelgänger. Ich glaube nicht, dass er sich einem Klassenkameraden anvertrauen würde.«

»Vielleicht können Sie uns trotzdem ein paar Namen von Schulkameraden nennen«, bat der Beamte.

Sina holte die Klassenliste, suchte die Namen raus, die ihr ein Begriff waren, und unterstrich sie, gab das Blatt dann weiter und fragte stockend: »Was machen Sie mit ihm, wenn Sie ihn gefunden haben? Ins Gefängnis muss er nicht, oder?«

»Natürlich nicht«, der Beamte lächelte ihr tröstend zu. »Er ist ja noch schuldunfähig. Theoretisch wäre möglich, dass eins der Opfer Strafanzeige stellt gegen ihn persönlich. Doch da ja die Hauptschuldigen strafrechtlich verfolgt werden können, glaube ich nicht, dass es dazu kommt.«

»Und dass man ihn in ein Heim bringt?« unterbrach Birte Steinhardt, der plötzlich alle möglichen Schauergeschichten einfielen, in denen kriminell gewordene Kinder oder Jugendliche in ein Heim eingeliefert worden waren. Dieser Gedanke schien ihr unerträglich. »Ist sowas möglich?«

»Auch nicht. Wer einmal Mist baut, kommt nicht gleich ins Heim. In Zukunft wird Ihr Sohn von solchen Sachen selbst die Finger lassen. Und Sie werden Mittel und Wege finden, um ihn vielleicht noch mehr an die Kandare zu nehmen. Da braucht der Staat sich nicht einzumischen.«

Seine Worte waren sicherlich gut gemeint und bewiesen Verständnis, trotzdem musste Birte Steinhardt schlucken. In diesem Moment hätte sie den Beamten gern gefragt, ob er Kinder hatte, und wenn ja, wie er sie denn vor einem schiefen Weg zu bewahren gedachte, doch sie beherrschte sich. Er hatte ja Recht, sie hätte besser auf Jan aufpassen müssen. Diesen Vorwurf musste sie sich gefallen lassen ...

Die Polizisten steckten ihre Unterlagen ein und verabschiedeten sich. Sina hatte plötzlich Tränen in den Augen.

»Bitte, finden Sie Jan schnell. Bittel!« bat sie mit erstickter Stimme, und einer der beiden wandte sich ihr noch mal zu.

»Natürlich, kleines Fräulein. Wir tun, was wir können. Sie werden ihn bald wiederhaben.«

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, blieb Birte Steinhardt noch im dunklen Flur stehen. Angst und Verzweiflung überwältigten sie. Wo war Jan jetzt? Wie sollte es weitergehen? Warum hatte sie nicht gespürt, in welcher Not er sich befand? Stattdessen hatte sie ihn angeschrien, ihn weggeschickt ...

Nie – nie würde sie sich das verzeihen können!

»Mama?« Sina kam aus dem Wohnzimmer, machte Licht. »Mama, wo bist du? Ach, Mama!«

Sie stürzte ihrer Mutter in die Arme, und Birte Steinhardt hielt sie ganz fest.

Nach dem Abendessen hatte Sina es nicht mehr ausgehalten und war noch für eine Stunde zu Nadine gegangen.

Nadines Vater hatte sie freundlich begrüßt, und Nadine zog sie sofort in ihr Zimmer.

»Mann, das wird total anstrengend mit ihm«, stöhnte sie. »Ich dachte, wir reden kaum ein Wort, und was macht er? Fragt mich aus, als wenn er mich vorher nie gesehen hätte. Nach der Schule, nach meiner Lehrstelle, selbst nach Daniel ... Hat er mich grade entdeckt, oder was? Ach ja, ich hab ja auch noch ´ne Tochter – so ungefähr?«

Sina sah sie fragend an. »Und wie ist das noch, außer anstrengend? Ich meine, wie findest du es, dass er sich plötzlich für dich interessiert? Früher hast du doch immer gemotzt, dass du ihm total egal bist und so.«

»Naja«, sagte Nadine und zuckte verlegen mit den Schultern. »Es ist merkwürdig, aber eigentlich ganz okay. Ich meine, plötzlich hab ich das Gefühl, dass ich noch ´n Vater hab, verstehst du? Er denkt natürlich immer noch voll antikiert und so, aber er lässt mich ausreden und hört mir zu.«

»Das ist doch wenigstens ein Anfang«, fand Sina. »Ich wünschte, ich hätte auch einen Vater, der mir zuhört. Aber er hat sich ja noch nicht mal richtig unterhalten mit mir. Beate, ja – die wollte immer wissen, wie´s mir geht und so. Er nie.«

»Nun warte erstmal ab, vielleicht klärt sich ja noch alles auf. Wann redest du mit ihm?«

»Wenn Jan wieder da ist. Vorher krieg ich sowieso nichts auf die Reihe. Die Polizei war bei uns, Nadine. Kannst du dir vorstellen, dass er bei Autoeinbrüchen und Überfällen auf Jugendliche beteiligt war? Ich nicht, ehrlich. Ich kann´s nicht fassen! Doch nicht Jan! Nicht mein Bruder!«

»Willst du drüber reden?« fragte Nadine vorsichtig.

Sina zögerte. Sie dachte an die Bilder, die sie ständig vor sich sah, Bilder, in denen immer Jan vorkam. Jan inmitten einer Clique jugendlicher Straßenräuber. Jan, wie er stand und aufpasste, während die anderen Autos knackten. Jan, mit ängstlichem Gesicht einem Mann gegenüber, der sich Sven Harkort nannte. Jan, um den die Schlinge sich von Tag zu Tag enger zog. Jan, der irgendwo herumirrte, weil er glaubte, er müsste ins Gefängnis. Und sie dach-

te an die immer gleichen Fragen in ihrem Kopf. Warum hatte sie sich nicht mehr um ihn gekümmert? Warum hatte sie ihn laufen lassen, obwohl sie doch ahnte, dass es kein guter Weg war, den er ging? Warum hatte sie nur an sich gedacht? Warum bloß? Warum?

»Nein«, sagte sie laut, »nein, ich will nicht drüber reden. Ich mag von all dem nichts mehr hören.«

»Okay.« Nadine sprang entschlossen auf. »Wechseln wir das Thema. Hier, die CD hat mir Daniel geschenkt. Krass, oder? Und guck dir doch mal diese Frisur an. Meinst du, mir steht sowas? Wenn wir in die Disco geh'n, will ich mal anders aussehen. Ich hab meine Haare so satt. Das hier ist genau das, was ich immer schon probieren wollte.«

Sina griff nach der Zeitschrift, die Nadine ihr vor die Nase hielt, aber ihre Gedanken schweiften plötzlich ab. Sie wusste nicht, was sie dran erinnert hatte, doch nun stand es vor ihr und erfüllte ihr ganzes Bewusstsein: Morgen! Morgen würde sie sich mit Robin treffen! Einen ganzen Abend würde sie mit ihm zusammensein! Jubelnde Freude stieg in ihr auf, die sie fast zu sprengen drohte. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, sie müsste es gradezu herausschreien, dass Robin sich mit ihr verabredet hatte. Alle Kraft musste sie zusammennehmen, um es nicht zu tun. Dieses Geheimnis wollte sie noch für sich behalten.

Energisch riss sie sich los und konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart.

»Ja, aber die Frisur dadrunter ist auch nicht schlecht. Du musst die Haare nach außen föhnen und dann Gel oder so was nehmen ...«

Sie blätterten in Zeitschriften, hörten Musik, Nadine schleppte Modejournale von ihrer Mutter an, aus der sie jede Menge Klammotten für sich raussuchten. Zwischendurch erzählte Nadine von Daniel. »Er ist wirklich süß. Und ich glaub, er mag mich auch. Weißt du noch, als er in unsre Klasse kam, wie ihn da alle umschwärmt haben, weil er viel älter war als wir? Er hat sich um keinen gekümmert. Bis er ...«

»Bis er entdeckt hat, dass Nadine Reichmann eigentlich ganz okay ist. Und wann fing das bei dir an? Auf Steffis Fete oder schon früher?«

»Eher früher«, überlegte Nadine ernsthaft, als wäre dies das wichtigste Thema im Moment. »Naja, du weißt ja, die große Liebe ist es nicht grade bei mir. Aber ich hab ihn gern. Nein, warte, eigentlich hab ich ihn sehr gern.«

»Dann kommt sie vielleicht noch, die große Liebe. Auf jeden Fall halt ihn dir warm. Er ist nämlich voll in Ordnung, finde ich. – Du, ich glaube, ich muss jetzt gehen. Sonst kriegt meine Mutter Panik.«

Nadines Vater fragte Sina, ob er sie nach Hause fahren solle, aber so spät war es noch nicht. Außerdem wollte sie lieber laufen, um Zeit zu gewinnen. Zu Hause, mit der Mutter, würde sie doch bloß wieder über Jan reden, und nachts, in ihrem Bett, würde sie an Jan denken. Würde auf jedes Geräusch lauschen, das sie von draußen hörte, auf das Herumdrehen eines Schlüssels im Schloss, das Knacken einer Tür, auf leise, furchtsame Schritte. Sie würde warten, obwohl sie wusste, dass Jan nicht kam. Und sie würde auch erneut ihren Fragen ausgeliefert sein.

Einerseits würde diese Nacht noch schlimmer werden als die letzte, und Sina fürchtete sich davor. Andererseits war etwas Neues, etwas Wunderbares dazugekommen. Und deshalb brauchte sie nicht nur an Jan zu denken oder an ihren Vater.

Nein, sie konnte auch an Robin denken.

Als Sina am nächsten Morgen aufwachte, fühlte sie sich benommen und unausgeschlafen. Sie war heilfroh, dass die Nacht vorbei war. In der Küche hörte sie Geschirrkloppern. Hatte Mutter nicht Frühdienst? Sie müsste doch längst fort sein. Sollte etwa ...

Wie der Wind war sie aus dem Bett, aber ihre Hoffnung wurde enttäuscht. Kein Jan. Stattdessen traf sie ihre Mutter an. Sie hatte den Frühstückstisch gedeckt und für Sina Kakao gemacht, und sie versuchte zu lächeln, als sie Sina sah.

»Mama, du? Brauchst du heute nicht arbeiten?«

»Ich geh später. Ich wollte mit dir zusammen frühstücken, damit du Gesellschaft hast.«

Sina schluckte. »Danke, Mama. Glaubst du, dass Jan – dass Jan bald wiederkommt?«

»Ich weiß es nicht, Sina«, sagte ihre Mutter leise. »Wir können es nur hoffen ...«

Sie sprachen nicht viel beim Frühstück, aber Sina empfand die Gegenwart ihrer Mutter als tröstlich und beruhigend. Wie gut, hier nicht allein sitzen und Jans leeren Platz anstarren zu müssen.

Nur einmal fragte sie: »Kriegst du keinen Ärger, wenn du nicht pünktlich bist?«

»Ich hab angerufen. Ich war immer da und bin oft genug für andere eingesprungen. Jetzt muss es auch mal eine Stunde ohne mich gehen.«

Es klang ungewohnt bestimmt und entschlossener als je zuvor, auch wenn ein leichtes Zittern in der Stimme mitschwang. Jäh fiel Sina auf, dass ihre Mutter sich irgendwie verändert hatte, dass sie statt der üblichen Resignation fast so etwas wie Kraft ausstrahlte.

Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu überlegen, woher diese Veränderung kam, oder um ihre Mutter danach zu fragen. Aber es erleichterte Sina den Umgang mit ihr.

Ja, es war seltsam. Noch vor zwei Tagen hatte sie geglaubt, die Beziehung zu ihrer Mutter wäre endgültig zerstört. Und nun hatte die Geschichte mit Jan sie geradewegs dazu gezwungen, diese Beziehung wieder aufzunehmen. Auch wenn alles, was verletzend und unbegreiflich war, blieb.

Sie brachte ihre Mutter noch zum Auto und winkte ihr nach. Nein, sicherlich war nichts einfach so heilgeworden, was vorher kaputtgegangen war.

Aber Sina, die sich all die Jahre immer stärker mit ihrem Vater verbunden gefühlt hatte als mit ihrer Mutter – Sina empfand plötzlich ein nie gekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie tröstete.

»Du, Ulrike, ich habe gestern Abend noch mit dem Therapeuten meiner Mutter telefoniert ...«

»Ja? Guck dir mal die Sauerei hier an. Irgendjemand hat seine ganze Cola auf dem Sessel verschüttet und es nicht nötig gehabt, die Flecken rauszureiben. Bei sowas krieg ich immer so ´n Hals.«

»Er meint, meine Mutter wäre durchaus therapierbar. Aber sie scheint so auf mich fixiert zu sein, dass sie ihre ganze Kraft für mich aufwendet, statt für die Therapie. Er rät mir, den Kontakt erstmal abzubrechen.«

»Wenn er das so sagt, wird er wohl Recht haben.«

»Wird er wohl. Aber weißt du auch, was das für mich bedeutet?«

»Nein. Was denn?«

Zum ersten Mal blickte Ulrike hoch. Robin lehnte an der Küchentür und sah sie an, und sie konnte den Ausdruck in seinen Augen nicht deuten. War es Staunen, Freude oder gar Traurigkeit? Oder von allem etwas?

»Dass ich nicht mehr länger hierbleiben muss. Dass ich nach Hause fahren kann. Dass ich im KiJuHei aufhöre. Nicht heute und nicht morgen, aber ...«

»Aber vielleicht übermorgen«, vollendete Ulrike tonlos. Sie war derart erschrocken, dass sie sich auf den Sessel fallen ließ, über den sie sich grade so geärgert hatte. »Robin, das ist unmöglich. Du kannst noch nicht gehen. Wir brauchen dich hier.«

»Ich weiß, du hast mit länger gerechnet. Ich ja auch.« Robin schluckte. »Glaub mir, für mich kommt das genauso plötzlich wie für dich.«

»Und dass du noch bleibst? Wenigstens so lange, bis wir unsern Zivi kriegen?«

»Bis wann wäre das?«

»Bis ... bis ... Ich weiß es nicht genau«, musste Ulrike zugeben. »Der Antrag liegt auf irgendeinem Schreibtisch, aber der Sachbearbeiter ist im Urlaub. Einige Zeit wird's noch dauern, fürchte ich.«

Robin setzte sich nun ebenfalls. In seinem Gesicht las sie das Nein, zwar begleitet von Wehmut und dem Schmerz darüber, ablehnen zu müssen, aber doch entschlossen und unwiderruflich.

»Du willst nach Hause. Zurück zu deinem Studium und deiner Musik.«

»Ja.«

Es war ja auch so geplant und verabredet gewesen. Nur hatte Ulrike gehofft, Robin würde bleiben, bis der Zivi seinen Dienst antreten konnte. Sie war einfach davon ausgegangen, dass seine familiären Angelegenheiten so viel Zeit in Anspruch nehmen würden. Dass er schon nach einem Monat wieder gehen würde – das hatte sie nicht bedacht. Aber sie verstand ihn, er hatte seine Musik ja immer vermisst.

»Dann will ich dich auch zu nichts überreden«, sagte sie aus ihren Gedanken heraus. »Auf jeden Fall hast du gute Arbeit geleistet, Robin. Die Kids werden dich bestimmt vermissen. Sie haben dich ja von Anfang an gemocht, auch Tommi, obwohl du ihn damals so vor den Kopf gestoßen hattest. Erinnerst du dich noch? Jetzt frisst er dir aus der Hand. Du kannst sogar von Religion reden, und er hört dir zu.«

Robin musste lächeln. Dann sah er Ulrike wie um Entschuldigung bittend an. »Ulrike, es tut mir Leid. Ich war gern hier, und wenn du sagst, ich habe gute Arbeit gemacht, dann freu ich mich drüber. Aber du weißt, dass ich auch Schwierigkeiten hatte. Und glaub mir, wenn ich nicht – hier nicht eine Aufgabe gesehen hätte, nämlich, dem einen oder andern von Gott erzählen zu können, dann wär ich noch nicht mal diesen einen Monat geblieben.« Er

schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Sozialpädagoge, Ulrike. Wenn ich eins weiß, dann das. Ich bewundere, was du hier leistest. Ich würd das auf Dauer nicht durchstehen.«

»Das ist mein Job«, wehrte Ulrike ab, »und er macht mir Spaß. Er ist hart, da hast du allerdings Recht. Glaub mir, ab und zu würd ich auch am liebsten alles hinschmeißen. Aber dann merk ich wieder, dass ich hier richtig bin, und dass ich es auch kann. Darüber, über's eigene Können, muss man sich schon sicher sein, sonst schafft man solche Arbeit nicht. – Nein, lass, ich versteh dich schon. Wir werden drüber wegkommen. Und heute und morgen gehst du ja noch nicht«, wiederholte sie seine Worte. Sie schlug mit Absicht einen leichteren Ton an, um ihn nicht merken zu lassen, wie betroffen sie immer noch war. Dann stand sie auf und wandte sich wieder dem verschmutzten Sessel zu. Für einen Augenblick wollte sie mit ihren Gedanken allein sein, bevor die ersten Kids kamen.

Robin und sie hatten eine gute Beziehung gehabt. In der Arbeit hatten sie sich ergänzt, und in der freien Zeit hatten sie viele Gespräche miteinander geführt. Nicht in allem waren sie sich einig gewesen. Seine religiösen Ansichten konnte sie nach wie vor nicht teilen. Aber manche ihrer Gespräche hatten sie zum Nachdenken gebracht über Gott und den Glauben. Und sie wusste: An der einen oder anderen Frage würde sie dranbleiben, auch wenn Robin längst nicht mehr da sein würde.

Mittagszeit. Es war voll im Schankraum, ein Trupp Bauarbeiter hatte sich Frikadelle mit Kartoffelsalat bestellt, Birte Steinhardt rannte hin und her. Fast tat ihr diese Hektik gut, in der sie für eine Stunde alles vergessen und sich ganz auf die Arbeit konzentrieren musste. Vorher hatte sie ständig über Jan nachgegrübelt. Dieses Angstgefühl, das sie immer wieder neu überfiel, die Panik, wenn sie sich vorstellte, was Jan alles geschehen konnte. Die Ungewissheit, weil sie einfach nicht wusste, wo er war ...

»Frau Steinhardt, Telefon für Sie.« Die Chefin erschien neben ihr, in ihrer Stimme schwang deutliche Missbilligung. »Das geht aber wirklich nicht, dass Sie sich mitten in der Stoßzeit anrufen lassen. Wer soll Sie denn jetzt hier vertreten? Gestern sind Sie frü-

her gegangen, heute später gekommen, und jetzt laufen Sie im schlimmsten Andrang zum Telefon, um Privatgespräche zu führen.«

Birte Steinhardt presste ihre Lippen zusammen, ging schweigend ins Büro, wo das Telefon stand. Kündigen hatte sie gewollt, am liebsten sofort, hatte vorgehabt, so schnell wie möglich mit ihrer Chefin zu sprechen. Und nun? Nicht mal dran gedacht hatte sie. Würde sie dieses Problem wieder nach hinten schieben, weil andere Fragen drängender waren und zuerst geklärt werden mussten? Würde sie jemals von hier fortkommen?

Sie hob den Hörer ans Ohr. »Birte Steinhardt.« Wer wollte was von ihr? Sina? Oder Jan? Oder Sina wegen Jan? Oder die Polizei wegen Jan? Sie spürte, dass sie vor Anspannung zitterte.

»Birte Steinhardt«, wiederholte sie, als am anderen Ende der Leitung alles still blieb. »Bitte, melden Sie sich doch.« Ein Erpresser? Vielleicht war Jan in verkehrte Hände geraten, und nun versuchte dieser Unbekannte ... »Melden Sie sich!« Sie schrie nun fast.

Da, endlich, kam Antwort. Eine Frauenstimme, leise, zaghaft, voller Nervosität wie sie selbst, und Birte Steinhardt hatte das Gefühl, für einen Moment setze ihr Herz aus.

»Hier ist – Beate Wilms-Steinhardt. Bitte, Frau Steinhardt, legen Sie nicht auf ... Ich hab's nicht mehr ausgehalten. Ich musste Sie sprechen.«

»Woher – woher haben Sie meine Telefonnummer?« Birte flüsterte fast. Ihr schwindelte. Nie – nie hatte sie mit dieser Frau ein Wort gewechselt. Sie kannte sie nur über ihre Kinder. Und was sie über sie wusste, war lediglich das, was Roman ihr in einem Brief mitgeteilt hatte, als er Beate Wilms geheiratet hatte. Nun rief diese Person bei ihr an und wollte mir ihr reden!

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Beate Wilms-Steinhardt noch einmal, hastig und aufgeregt, »Sina hat mir mal gesagt, wo Sie arbeiten. Es ist, weil ich Sie unbedingt allein sprechen muss, und ich wusste nicht, ob das bei Ihnen zu Hause möglich ist ... Frau Steinhardt, seit dem Wochenende sitze ich hier und warte, dass sich Sina bei mir meldet, wie sie es sonst immer getan hat, dass sie anruft oder bei mir vorbeikommt, aber ich habe nichts von ihr ge-

hört. Das passt gar nicht zu ihr. Ich bin so in Angst ... Sina wollte sich ja endgültig Ihr Einverständnis holen, dass sie zu uns ziehen darf. Ist vielleicht irgendwas vorgefallen zwischen Ihnen?»

»Allerdings. Wir hatten eine ziemliche Auseinandersetzung.«

»Was ist passiert? Was haben Sie gesagt?«

»Ich habe ihr alles erzählt«, erwiderte Birte Steinhardt beinahe feindselig. »Ich konnte ihr nichts mehr vormachen. Sie musste einfach erfahren, aus welchem Grund ich ihr den Umzug verweigere.«

»Alles? Sie haben alles erzählt? Auch, dass ich wusste ...«

»Ja.« Ihr Ton war hart und schneidend.

»Oh Gott!« Birte Steinhardt meinte fast vor sich zu sehen, wie die Frau am anderen Ende in sich zusammensank. Die Stimme wurde brüchig, die Worte kamen mit äußerster Anstrengung. »Ich – habe – es – geahnt. Es musste irgendwann so kommen. Sie war schockiert, nicht wahr? Sie hat es nicht verstanden.«

»Nein, das hat sie nicht.«

»Wie könnte sie auch? Oh Gott!« Wieder dieses Stöhnen, zutiefst verzweifelt und hoffnungslos. »Warum habe ich geschwiegen die ganze Zeit? Warum habe ich nicht rechtzeitig mit ihr geredet? Mussten Sie denn ...? War es notwendig, dass Sie ihr ...? Ich meine, weshalb haben Sie es ihr erzählt? Wollten Sie sich rächen?«

Die Chefin hatte schon mehrmals ihren Kopf durch die Tür gesteckt, es war höchste Zeit, Schluss zu machen. Birte Steinhardt fiel der anderen rücksichtslos ins Wort.

»Hören Sie, ich muss weiterarbeiten. Nur so viel noch: Ich wollte mich nicht rächen. Sina hat mich gefragt. Sie hat mich gefragt, und ich habe ihr geantwortet, oder sollte ich sie immer noch anfragen? Ja, es musste wohl so kommen. Wir haben alles falsch gemacht. Nicht nur Sie – auch ich. Sina vertraut keinem von uns mehr. Vielleicht beruhigt Sie das. Auf Wiederhören, Frau ...«

»Nein, nein, legen Sie noch nicht auf! Bitte! Ich weiß, was Sie mir gegenüber empfinden, aber können wir nicht trotzdem – in Kontakt miteinander bleiben? Lassen Sie uns beide versuchen, auf Sina einzuwirken ...«

»Sie wollen doch nur meine Tochter wiederhaben. Aber das gelingt Ihnen nicht. Sina wird nie mehr zu Ihnen zurückkehren.«

Birte Steinhardt drückte mit dem Finger auf die Gabel. Das Gespräch war beendet. Langsam legte sie den Hörer auf. blieb dann noch einen Moment sitzen, um ihre ganze Kraft anzuspannen, bevor sie schwerfällig aufstand und erneut an die Arbeit ging.

Stille in der Wohnung. Immer noch kein Jan. Hatte sie nicht irgendwo gehofft, er würde ihr entgegenkommen, sobald sie die Tür aufschloss?

Sina ging ins aufgeräumte Wohnzimmer und starrte auf Jans Video-Spiele, die sich neben dem Fernseher stapelten. Wie sehr hatte sie sonst die ständige Geräuschkulisse genervt, wenn Jan spielte, und nun wünschte sie mit allen Fasern ihres Herzens, er würde hier wie gewohnt sitzen, wild am Controller hantieren und schimpfen über das, was ihm nicht gelang. Alles hätte sie ihm gestattet, wäre er nur wieder da. Selbst die Ordnung störte Sina, denn sie zeugte am deutlichsten von Jans Abwesenheit. Der ganze Raum wirkte eigenartig leblos und ungemütlich. Nein, nie hätte sie gedacht, dass der kleine Bruder ihr so fehlen würde.

In der Küche strich Sina sich lustlos ein Brot, biss ein paarmal ab, goss sich Saft ein, den sie ebenfalls nicht austrank. Nadine rief an, wie sie es verabredet hatten, um sich nach Jan zu erkundigen und gleichzeitig Sina ein bisschen abzulenken. Mitten im Gespräch läutete es an der Wohnungstür, sie hörten es beide. Nadine wurde ganz aufgeregt.

»Du, es klingelt bei dir. Das ist er, bestimmt. Das ist Jan.«

»Hoffentlich, Nadine, hoffentlich. Ich ruf dich gleich an, wenn er's wirklich ist, okay? Bis später.«

Sina warf den Hörer zurück, rannte zur Tür, riss sie auf, war selbst felsenfest überzeugt davon, dass Jan wiedergekommen war ...

Im Hausflur stand Lars. Sina starrte ihn an wie einen Geist. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie begriff, wen sie da vor sich hatte, und dann wich sie unwillkürlich zurück.

»Lars!« Sie sagte es heiser, stockend. »Du! Was – was willst du hier? Woher weißt du, wo ich wohne?«

»Na, das rauszukriegen war ja nicht allzu schwer«, antwortete Lars grimmig. »Vielleicht lässt du mich mal rein? Oder soll hier jeder im Haus erfahren, wie du mir mitgespielt hast?«

Sina schluckte nervös. Was hatte Lars vor? Nein, natürlich war es nicht in Ordnung gewesen, dass sie ihn einfach sitzen gelassen hatte, aber musste er extra herkommen und Zoff machen? Konnte er sie nicht in Ruhe lassen?

»Geh wieder, bitte. Bitte geh, Lars.«

Er drängte sich an ihr vorbei, schloss die Tür von innen, machte Licht. Als er ihr erschrockenes Gesicht sah, schüttelte er den Kopf. »Keine Angst. Ich bin kein Freier, der gleich zuschlägt, wenn man ihm dummkommt. Aber wenn du meinst, du kannst mir erst 'n tollen Abend versprechen und dann ohne ein Wort wegbleiben, dann hast du dich geschnitten. Bei andern zieht die Methode vielleicht, bei mir nicht. Ich lass mich nicht einfach so kalt abservieren.«

»Ich hab dich nicht kalt abserviert ... Ich ... Wenigstens wollte ich das nicht, Lars. Bitte, glaub mir. Ich wollte kommen ...«

Er unterbrach sie mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Dir ging's irgendwie mies an dem Abend, oder? Du hast total durchgehungen. Vielleicht war sonst keiner da, vielleicht hat dein Freund grad 'ne andre im Bett gehabt – was weiß ich. Da kam ich dir grade recht. Das kleine Unschuldslamm, um das sich meine Cousine solche Sorgen gemacht hat, das ich bloß ja nicht verführen sollte, hat mich ausgetrickst. Lieber mit mir ins Bett gehen, als irgendwo sitzen und heulen. So war's doch, oder? Benutzen wolltest du mich. Und – was hat dich abgehalten? Wen hast du stattdessen getroffen?«

Lars sprach voller Zorn und Bitterkeit. In seinen eisblauen Augen, die sie so fasziniert hatten, las Sina, wie verletzt er sich fühlte. Seine Worte trafen sie wie ein Bumerang.

Nicht, weil sie wirklich der Meinung war, ihm so übel mitgespielt zu haben. Schließlich hatte auch er sie warten lassen, ehe er sich gemeldet hatte. Und das, was er jetzt empfand, war wohl hauptsächlich gekränkte Eitelkeit, weil bisher kein Mädchen vor ihr gewagt hatte, so mit ihm umzuspringen, wie sie es getan hatte.

Aber dass er sich von ihr benutzt vorkam – das gab ihr einen Stich. Denn ging es ihr nicht genauso? Hatte sie nicht den gleichen Vorwurf ihrer Mutter und ihrem Vater gemacht? Hatte getobt und

große Worte darüber gefunden? Nun musste sie sich den Vorwurf selbst gefallen lassen.

In diesem Augenblick wurde Sina zum ersten Mal bewusst, wie selbstgerecht sie war. Wie viel Schuld Mutter, Vater und Beate auch haben mochten an der schlimmen Situation – sie, Sina, war nicht besser. Auch sie hatte andere benutzt und im Regen stehen lassen. Oder was sonst hatte sie mit Max getan?

Ihre Angst war verschwunden. Doch sie wusste, sie konnte Lars nicht mit ein paar Floskeln abspeisen. Sie musste ihm erklären, was an jenem Abend in ihr vorgegangen war. Wenigstens das sollte er wissen, dass sie keine war, die sich einfach so über Gefühle hinwegsetzte. Sie wollte ihm antworten, weil sie ihn trotz allem verstand.

Tief holte Sina Luft. »Ich hab keinen getroffen, Lars«, sagte sie leise. »Mich hat was andres abgehalten. Nur eins – eins muss ich dir gleich sagen: Ich will nichts mehr von dir. Es war nie was Richtiges bei mir. Und darum hast du Recht. Ich hab dich benutzt. Ich ...«

Weiter kam sie nicht. Wieder klingelte es an der Wohnungstür. Gleich darauf durchdrang Sinas Stimme jede Ecke, jeden letzten Winkel, jubelnd und schluchzend, ein einziger Schrei unendlicher Erleichterung.

»Jan! Jan ist wieder da! Jan! Jan! Jan!«

Und der vollkommen erstaunte Lars sah zu, wie Sina dem Jungen an der Tür um den Hals fiel und weinte.

Später Nachmittag. Nach den ersten chaotischen Minuten, denen eine aufgeregte Szene nach der andern folgte, war bei Steinhardts endlich Ruhe eingekehrt. Nadine war vorbeigekommen mit einem großen Kuchenpaket, hatte auch noch Kaffee gemacht und Geschirr hingestellt und war erst gegangen, als Birte Steinhardt mit ihren Kindern am Tisch saß. Sie fand, diese stille Stunde war jetzt bitter notwendig für die Familie.

Sie hatte Recht. Wenn Sina an diese Momente zurückdachte, hatte sie ein einziges Durcheinander vor Augen. Sie musste tausend Dinge gleichzeitig tun. Für Jan sorgen, mit Lars reden, ihre Mutter benachrichtigen, der Polizei Bescheid geben. Nachher noch Nadine anrufen.

Mit Lars hatte sie sich einigen können. Als er erfuhr, in welchen Ängsten und Gewissensnöten Sina die letzten Tage gelebt hatte, überwog sein Mitgefühl für sie. Er war bereit, einen endgültigen Schlusstrich zu ziehen, und Sina war ihm dankbar dafür, auch wenn sie wusste, dass sie seine Worte nicht so schnell vergessen würde. Zu sehr hatte sie sich getroffen gefühlt.

Lars verabschiedete sich gerade, da kam schon die Mutter nach Hause und umarmte Jan, als wollte sie ihn nie wieder loslassen. Obwohl er sich normalerweise gegen jede Zärtlichkeit wehrte, ließ Jan sich dies auch schweigend gefallen. Mitten in die Begrüßung waren dann zwei Polizisten geplatzt, die sich sehr nett mit Jan unterhalten und ein Protokoll aufgenommen hatten. Es war eine einzige Unruhe gewesen. Erst am Kaffeetisch konnte Jan berichten, wie es ihm wirklich ergangen war. Er erzählte von den Tagesstunden, die er in Grünanlagen, McDonald's Restaurants und Kaufhäusern verbracht hatte – ständig auf der Flucht vor dem Entdecktwerden. Von der furchtbaren Nacht, in der er durch unzählige Straßen gelaufen und allen möglichen oder auch unmöglichen Gefahren ausgewichen war. Von den quälenden Ängsten, die ihn peinigten, bis sie irgendwann unerträglich wurden. Hatte er zuerst die Flucht als einzigen Ausweg gesehen, so war ihm allmählich klar geworden, dass er zurück und sich der Mutter anvertrauen musste, wenn er wollte, dass ihm geholfen wurde. Denn was für einen Sinn hätte es gehabt, immer weiter wegzulaufen?

»Gar keinen, Jan«, sagte Birte Steinhardt leise. »Im Gegenteil. Du wärst immer mehr in Bedrängnis geraten. Eins noch: Warum konnte dieser Sven Harkort dich erpressen? Was ist da vorgefallen zwischen euch?«

Jan wurde glühend rot und senkte den Kopf. Ihm war anzumerken, wie er mit sich kämpfte, ob er die Wahrheit sagen sollte oder nicht, aber dann entschloss er sich doch dazu. Er wollte, dass seine Mutter jetzt alles wusste.

»Er hat mich beim Klauen beobachtet. Ein Videospiele.« Er sah die Mutter flehend an. »Ich hab's nie angerührt, Mama, ehrlich nicht, und am liebsten hätt ich's wieder zurückgebracht, aber – da war's schon zu spät. Er hat mir gedroht, dass er mich anzeigt, wenn

ich in seiner Gruppe nicht mitmache. Ich – ich hatte solche Angst vor der Polizei. Ich weiß ja selbst nicht, warum ich das getan hab. Aber er – er hätte mich zum Ladendieb gemacht.«

Schweigen. Keiner sprach es aus, doch jeder dachte es: Nun war er viel mehr geworden als nur ein Ladendieb. Jans Blick war immer noch auf die Mutter gerichtet, eine stumme Bitte in den Augen, und sie verstand. Sie legte ihm den Arm um die Schultern.

»Jetzt muss alles anders werden, Jan«, sagte sie, und es schien, als spräch sie nicht nur zu ihrem Sohn, sondern auch zu sich selbst. »So kann es nicht weitergehen. Ich werde zum Arbeitsamt gehen und mich beraten lassen, damit ich wieder eine vernünftige Arbeit bekomme und andere Arbeitszeiten. Und du, Jan, du musst mir versprechen, dass du nie wieder krumme Sachen machst, hörst du? Ich kann und will nicht hinter dir herspionieren, ich möchte mich auf dich verlassen können. In jeder Beziehung. Erst die Hausaufgaben, dann das Fernsehen. Ein neues Spiel nur dann, wenn du das Geld dafür beisammen hast. Und was auch passiert – sag es mir. Lass mich nicht nochmal erleben, dass ich von anderer Seite was über dich erfahre, was du mir selbst nicht erzählt hast. Kann ich dir auch weiterhin vertrauen? Versprichst du mir das?«

Sina verließ leise das Zimmer. Was jetzt kam, ging sie nichts mehr an, und sie wollte Jans Verlegenheit nicht noch vergrößern. Mutter und Sohn waren allein. Jan schluckte schwer. Wie gern wäre er dieser unangenehmen und peinlichen Unterhaltung ausgewichen. Aber er wusste, dass er das, was er schon tausendmal gedacht hatte, endlich auch aussprechen musste, wenn man ihm wieder Glauben schenken wollte.

»Ich verspreche es, Mama«, sagte er stockend, »du kannst mir vertrauen.« Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Ich mach sowas nicht nochmal. Nie – nie wieder!«

Als er so dasaß, traurig und in sich gekehrt, hätte Birte Steinhartd ihn am liebsten wie vorhin in die Arme genommen, doch er sah nicht so aus, als würde er das zum zweiten Mal ertragen können. So lächelte sie ihm nur zu und antwortete: »Das ist gut so, Jan, das ist wirklich gut. Dann wollen wir einfach neu anfangen, einverstanden?«

Sie erwartete keine Antwort. Aber sie sah, wie Jans Augen jäh aufleuchteten, und da wusste sie: Er wollte es auch.

Sina war sehr nervös, als sie sich abends auf den Weg zur Pizzeria machte. Sie hatte lange gegrübelt, was sie anziehen sollte, hatte schließlich ihre schwarzen Jeans, den roten Kaschmirpullover ihrer Mutter und dazu passenden Lippenstift ausgewählt. Wieweit Robin auf Äußerlichkeiten achtete, wusste sie zwar nicht, aber er würde bestimmt auch nicht in seinen letzten Klamotten kommen. Eigentlich kleidete er sich immer gepflegt und sorgfältig, dachte sie, nie wirkte er schlampig oder betont nachlässig. Sina seufzte schwer. Er war anders in jeder Beziehung. Warum machte sie es sich so kompliziert und verliebte sich ausgerechnet in ihn?

Gut, dass die nachmittäglichen Geschehnisse sie abgelenkt hatten. Nun, in der letzten Stunde vor ihrer Verabredung, war sie das reinste Nervenbündel. Ihrer Mutter erzählte sie nur, dass sie mit ihrem Freund essen gehen wollte, und die dachte offensichtlich dabei an Max oder sonst jemand, den sie zu kennen meinte, denn sie fragte nicht weiter. Selbstverständlich glaubte sie, dass der Freund sie nachher nach Hause bringen würde. Sina war sich da nicht so sicher. In einer belebten Pizzeria konnte sie sich mit Robin noch vorstellen, aber nicht auf einer einsamen Straße oder in der intimen Zweisamkeit eines Autos. Sie hütete sich, der Mutter ihre Bedenken mitzuteilen. Irgendwie würde sie sehen müssen, wie sie nachher zurechtkam.

Viel zu früh ging Sina los. Die Pizzeria, die sie ausgewählt hatten, lag in der Innenstadt, sodass Sina sie zu Fuß erreichen konnte, und der Weg war lang genug, um sich in alle möglichen Ängste hineinzusteigern. Was, wenn er nicht kam? Wenn er den Termin vergessen hatte? Oder gar nicht mehr wollte? Selbst wenn ihn irgendwas daran hinderte, die Verabredung einzuhalten, wäre dies schlimm, denn wie sollten sie sich verständigen? Als Sina endlich am Restaurant anlangte, war sie felsenfest davon überzeugt, umsonst gekommen zu sein.

Aber da stand er, in der Nähe des Eingangs. Sina fiel ein Stein vom Herzen. Ihre Erleichterung half ihr dabei, ihn einigermaßen

unbefangen zu begrüßen, und danach hatten sie erstmal genug damit zu tun, einen Tisch zu finden und ihre Jacken aufzuhängen. Als sie beide saßen, kam die Verlegenheit wieder. In seiner grauen Hose und einem schwarzen Pullover wirkte Robin irgendwie fremd, und ihm schien es umgekehrt mit Sina genauso zu gehen. Keiner wusste, was er sagen sollte, bis Robin schließlich den Anfang machte.

»Was ist mit Jan? Habt ihr ihn gefunden?«

Das war die richtige Frage für Sina. Während sie erzählte, was sich am Nachmittag alles ereignet hatte, vergaß sie ihre Unsicherheit, und dann waren sie auch schon mitten im Gespräch. Sina berichtete von dem Chaos der letzten Tage, von dem, was sie über ihren Vater erfahren hatte, von ihrer inneren Zerrissenheit und der Erkenntnis, dass sie selbst nicht besser war, sondern sich genauso an anderen Menschen schuldig gemacht hatte. »Auch mit Jan wär das so nicht passiert, wenn ich mich mehr um ihn gekümmert hätte.«

»Du hast mal gesagt, wenn es zwischen dir und deinem Vater kaputtgeht, würdest du es nicht aushalten. Und jetzt, wo das gekommen ist, wovor du Angst gehabt hast, was ist jetzt? Wie fühlst du dich?«

»Am Ende. Einfach total am Ende.«

Für einen Moment herrschte Schweigen. Sina kam sich leer vor, wie ausgehöhlt. Dieser letzten treffenden Antwort wusste sie nichts mehr hinzuzufügen. Da aber begann Robin zu sprechen. Seine ganze Kindheit breitete er vor ihr aus, und Sina hörte bald atemlos zu. Zwischendurch kam die Bedienung, um die Bestellung aufzunehmen, dann erzählte Robin weiter. Da war seine Mutter, labil und nervenkrank, die keinerlei Unruhe ertragen konnte. Sein Vater flüchtete sich in die Arbeit, und hin und wieder trank er auch. Dann stand am nächsten Morgen die leere Flasche in der Küche. Die Kinder mieden ihr Zuhause ebenfalls, meist gingen sie zu Schulkameraden oder zu Freunden aus der Kirchengemeinde. Die lebten auch den Glauben ganz anders als die eigenen Eltern. Irgendwann kam der schlimme Tag, der alles veränderte. Es lief ein spannender Film im Kino. Alle aus der Klasse durften hin, nur der 15-jährige Robin nicht, denn der Film dauerte bis 21 Uhr. Die Mutter wollte nicht, dass ihr Sohn zu dieser Zeit noch unterwegs war. Da ging

Robin ohne Erlaubnis. Als er wiederkam, lag seine Mutter im Krankenhaus, weil sie sich das Leben nehmen wollte. Sie hatte die Angst um ihn nicht mehr ausgehalten. Der Vater, der sie gefunden hatte, machte seinem Sohn eine schreckliche Szene. »Du bist Schuld, wenn sie stirbt!« schrie er immer wieder. Die Mutter überstand zwar den Selbstmordversuch, aber sein Vater fing an diesem Abend das Trinken an. Und obwohl Robin sich später sagte, dass sein Vater vielleicht sowieso irgendwann zum Alkoholiker geworden wäre, kam er an der Tatsache nicht vorbei, dass durch ihn das ganze Elend begonnen hatte. Das war die Schuld, mit der er von nun an leben musste.

»Und?« flüsterte Sina, als Robin erschöpft schwieg. »Wie ging es weiter? Was – was hast du gemacht?«

»Ich konnte nicht viel machen«, sagte er endlich. »Solange meine Mutter noch in Lebensgefahr schwebte, hat mein Vater kaum mit mir gesprochen. Ich merkte natürlich, dass er trank, und ich hatte furchtbare Angst. Zum Glück war da Bernt, mein Freund aus der Kirche. Seine Eltern haben mir sehr geholfen, mit ihnen konnte ich über alles reden. Ich habe ja nur getan an diesem Abend, was alle aus der Klasse getan haben, und ich empfand es einfach als ungerecht, dass daraus so viel Unheil entstanden ist. Nur – meine Schuld konnte ich damit nicht wegdiskutieren.«

»Aber deine Eltern hatten doch auch Schuld«, wandte Sina erregt ein. »Wenn deine Mutter dir alles verboten hat, musstest du doch so handeln. Und dein Vater hätte trotzdem nicht mit dem Alkohol anfangen müssen. Ich meine, es war doch seine Entscheidung.« Ihr wurde gar nicht bewusst, dass sie genauso reagierte wie gestern Ulrike. Sie hatte nur den Wunsch, Robin zu entlasten.

Merkte er es? Ein flüchtiges Lächeln zog über sein Gesicht, dann wurde er wieder ernst. »Es ist wie bei einem Geldstück mit zwei Seiten, Sina. Die eine Seite ist die Schuld meiner Eltern, die andere Seite meine, aber man kann von keiner Seite sagen, es gäbe sie nicht.«

Sina musste zugeben, dass das stimmte. Sie schaute in Robins Gesicht, das immer noch erschöpft, ein bisschen traurig aussah und trotzdem entspannt. »Wie bist du denn nun damit fertig geworden?« fragte sie.

Robin machte eine Pause.»Ich weiß nicht, ob du das verstehst, Sina«, sagte er schließlich, »aber siehst du, ich habe irgendwann begriffen, dass ich damit zu Gott kommen kann, und dass Gott mir vergeben will. Geglaubt an Gott habe ich immer schon, und in meiner Kindheit war er mir wie ein guter Freund. Aber da ist mir bewusst geworden, dass ich ihn wirklich brauche als jemanden, der frei ist von jeder Schuld und jeder Unzulänglichkeit und deshalb auch mich freisprechen kann. Vielleicht kennst du noch die biblische Passions- und Ostergeschichte. Jesus, Gottes Sohn, ist gestorben, um die Schuld der Welt wegzunehmen, heißt es darin. Ich kannte die Geschichte natürlich auch. Aber plötzlich wusste ich: das gilt für mich ganz persönlich. Und so habe ich Vergebung gesucht und gefunden.«

»Und das hat dir geholfen?« Sinas Ton klang skeptisch.

»Ja, das hat mir geholfen. Ich bin ruhig geworden. Vergebung macht immer Hoffnung, und diese Hoffnung habe ich auch ganz neu für mein Leben bekommen.«

Das Essen kam, und für einen Moment stockte das Gespräch. Aber Sina sah ihre Pizza kaum an. Robins Worte hatten sie zutiefst aufgewühlt. Kaum waren sie wieder allein, fing sie erneut an.

»Wie kann sowas helfen? Was passiert ist, ist passiert, das lässt sich nicht mehr ungeschehen machen. Es ändert sich doch nichts.«

Er schüttelte den Kopf. »Ungeschehen machen lässt sich nie etwas. Aber ändern? Siehst du, wenn ich mir von Gott vergeben lasse, dann vertraue ich mich ihm doch an. Ich vertraue mich einem Gott an, von dem ich weiß, dass er mich liebt und deshalb Gutes mit mir will. Dadurch ändert sich in mir selbst etwas. Die Bibel drückt es so aus, dass der Glaube einen neuen Menschen aus uns macht, und das ist das Entscheidende. Die Folgen meines Handelns musste ich tragen, und sie waren zerstörerisch genug. Aber ich selbst – ich bin heil geworden.«

Nachdenklich saß Sina vor ihrem Teller. Damit die Pizza nicht kalt wurde, schob sie sich ein paar Bissen in den Mund, und auch Robin hatte angefangen zu essen. Merkwürdig, wie ruhig sie plötzlich war in seiner Gegenwart, dass sie klar und konzentriert denken konnte, wo sie sonst immer wie ein Spielball von ihren Gefühlen

hin und her geworfen wurde. Was ihr bisher ungeheuerlich vor-
kam, schien mit einmal in den Bereich des Möglichen zu rücken.

»Und das steht wirklich in der Bibel? Dass Gott die Menschen
liebt? Und dass er einem verzeiht?«

»Ja, das steht da. Warte mal ...«, Robin kramte in seiner Jacke
und holte ein kleines Taschenbuch vor. »Meine Bibel hast ja noch
immer du«, er lächelte fast schüchtern und fing dann an zu blät-
tern, »das hier ist ein Neues Testament. Im Evangelium des Johan-
nes heißt es: Denn Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er
seinen einzigen Sohn für sie hergab. Und in einem Brief, den Jo-
hannes an andere Christen geschrieben hat: Wenn wir unsere Sün-
den bereuen und sie bekennen, dann dürfen wir darauf vertrauen,
dass Gott seine Zusage treu und gerecht erfüllt: Er wird unsere
Sünden vergeben ...«

Seine Stimme war leise geworden, und Sina spürte ihm ab, wie
viel diese Worte ihm bedeuteten. Für ihn waren sie Wirklichkeit.
Als er ihr das Buch zuschob, las sie selbst. Dabei merkte sie, dass sie
den letzten Text schon kannte. Aber was hieß das nun für Robin?
Dass er alles vergessen konnte, was damals passiert war?

»Hast du dir hinterher nie mehr Vorwürfe gemacht?« fragte sie.

»Doch, noch oft«, erwiderte er ehrlich. »Als mein Vater starb, weil
der Alkohol ihn völlig zerstört hat, und meine Mutter zusammenbrach.
Und auch jetzt kommt wieder alles hoch, wo wir meine Mutter müh-
sam zu einer Therapie überredet haben, damit sie vielleicht doch noch
mal lernt, allein zu leben und selbst Verantwortung zu übernehmen.
Dann klammere ich mich daran, dass Gott mir ja vergeben hat und
mich liebt. So, wie ich bin und mit allem, was ich Falsches getan
habe. Und das macht mich aufs Neue ganz ruhig.«

Er schwieg. Auch Sina war still. Hoffnung und Frieden statt
Schuldgefühle, die sie belasteten, an Gottes Liebe glauben können
und Geborgenheit erfahren – das erschien ihr wie ein Traum. Doch
dann fiel ihr alles andre wieder ein. Die Wahrheit über ihren Vater,
der Vertrauensbruch ihrer Mutter – lediglich in den Hintergrund
gerückt, nicht vergessen und schon gar nicht vergeben – Beate, von
der sie sich verraten fühlte. Ihr Leben war kaputtgegangen, wie
sollte es je wieder heil werden?

»Es hört sich schön an, Robin«, sagte sie zögernd. »Aber du weißt doch, da ist noch viel mehr. Mein Leben war eine einzige Lüge, und jetzt ist alles eingestürzt. Wie dieses Haus in deiner Geschichte. Einfach weggespült, und nichts bleibt zurück. Was nützt es mir, dass Gott mich liebt und mir verzeihen will? Wie soll ich denn jetzt leben?«

Tränen stiegen ihr in die Augen. Mühsam zwang Sina sie herunter, aber Robin hatte sie trotzdem gesehen. Er nahm ihre Hand, hielt sie ganz fest, sah sie an mit einem Blick voll Mitleid und Zärtlichkeit.

»Ich wünschte so sehr, ich könnte dir zurückgeben, was du verloren hast. Ich glaube zwar daran, dass Gott alle Macht hat, um in unser Leben einzugreifen, wenn wir ihn darum bitten, aber eine gute Fee, die unsere Wünsche erfüllt, ist er nicht. Dennoch kannst du leben. Gott vertrauen heißt, in seiner Kraft zu leben. Deshalb hat er Jesus in die Welt gesandt, damit wir Menschen ihm ganz nah kommen und seine Kraft kennen lernen können. Ein Text in der Bibel sagt: Gehört jemand zu Jesus, dann ist er ein neuer Mensch. Was vorher war, ist vergangen, etwas Neues hat begonnen. Und siehst du, Sina, so kannst du leben. Was vorher war an Wut und Trauer und Bitterkeit und Verzweiflung, ist vergangen. Statt dessen will Jesus dich füllen mit seinem Frieden, seiner Kraft und Hoffnung, die ja auch über den Tod hinaus Bestand hat. Du kannst es dir jetzt nicht vorstellen, ich weiß. Vielleicht kannst du es immer noch nicht glauben. Dann bitte doch einfach darum ...«

Etwas Neues ... Etwas Neues ... Je öfter sie sich diese Worte wiederholte, desto einladender wurden sie für Sina. Neu anfangen mit einem Jesus, der jedem, der das wollte, Leben, Frieden, Vergebung und Kraft versprach und damit Hoffnung. Das Wagnis eingehen und einfach glauben. Gehört jemand zu Jesus, dann ist er ein neuer Mensch ...

»Ja«, sagte sie nachdenklich, mehr zu sich als zu Robin, »ja, so könnte es sein.«

In dieser Nacht war Sina hellwach. Sie war erst spät zu Hause gewesen, hatte aber Mutter, die sich um sie gesorgt hatte, beruhigt,

dass sie mit dem Auto gebracht worden war. Robin hatte sie bis vor die Tür gefahren, doch war er schweigsam und in sich gekehrt gewesen, und auch Sina hatte ihren Gedanken nachgehangen. Eine romantische Stimmung war kaum aufgekommen. Still hatten sie sich verabschiedet. Aber Sina wusste: Durch diesen Abend war ihre Beziehung anders geworden.

Obwohl morgen ein gewöhnlicher Schultag war und abends der Diskobesuch anstand, wo sie auch bis nachts wegbleiben wollte, ging sie nicht ins Bett. Dafür war sie zu erregt und aufgewühlt. Sie stellte leise Musik an, setzte sich an den Schreibtisch, holte nach ein paar Minuten Robins Bibel hervor und begann zu blättern. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte: die Passionsgeschichte. Immer noch unruhig fing sie an zu lesen, aber bald wurde sie mehr und mehr gefesselt von dem Geschehen, das da vor ihrem geistigen Auge abrollte.

Der Verrat von Judas wegen einiger weniger Silbermünzen. Jesus in Gethsemane, von Todesangst gepeinigt, während seine besten Freunde schliefen. Die Verhaftung durch die Soldaten. Die panische Flucht der Freunde, deren Furcht größer war als jede Verbundenheit mit ihrem Lehrer, den sie so verehrten. Das Verhör. Petrus, wie er behauptete, er kenne Jesus nicht, und dann daran verzweifelte, dass er Jesus in seiner größten Not im Stich gelassen hatte. Das aufgehetzte Volk, das lieber einen Mörder wollte als diesen Jesus. Spott, Misshandlung – und schließlich die Kreuzigung. Er, der so viel Gutes getan hatte, starb allein, einsam, verlassen sogar von Gott, denn in diesem Moment trug er die Schuld der Welt ...

Dann die Vorgänge, die sich danach abspielten und sich wie ein Weltuntergang anhörten. Die Finsternis am helllichten Tag, das Erdbeben, die Öffnung der Gräber bis hin zu dem Bekenntnis der entsetzten Soldaten: «Dieser Mann ist wirklich Gottes Sohn gewesen!»

Sekundenlang blieben Sinas Augen an diesem Satz hängen. Das Geständnis dieser hart gesottenen Männer, erbitterte Gegner des Jesus von Nazareth, beeindruckte sie sehr.

Aber Jesus war nicht tot geblieben. Als Sina sich schließlich von

der aufwühlenden Szene löste, las sie von den Frauen, die das Grab besuchen wollten und es leer fanden. Ein Engel trat zu ihnen: »Ihr sucht Jesus? Er ist nicht mehr hier. Er ist auferstanden.« Und die Frauen gingen zurück in die Stadt, um die gute Nachricht weiterzusagen.

Sina atmete tief durch. Ein Blick auf die Uhr ließ sie erkennen, dass es schon lange nach Mitternacht war. Aber sie konnte jetzt nicht einfach aufhören und schlafen gehen. Die Passionsgeschichte hatte ihr einen ganz anderen Jesus gezeigt. Einen, der Angst hatte, der verlassen war und schwach, einen, der litt und schließlich sterben musste. Er war wie ein Mensch unter Menschen. Wohl nur deshalb konnte er andere Menschen in ihrem Elend so gut verstehen.

Aber weil er gleichzeitig Gott war, der den Tod besiegte und auferstand, konnte er auch Hoffnung geben. Gehört jemand zu Jesus, dann ist er ein neuer Mensch. Ja, jetzt verstand Sina. Alles, was sie tun musste, war zu glauben.

»Bitte doch einfach darum«, hatte Robin ihr vorhin gesagt, aber wie sollte sie das tun? Sollte sie das Vaterunser beten? Da kam vieles nicht vor, was sie auf dem Herzen hatte. Doch sie konnte schließlich nicht einfach drauflos reden, oder? Plötzlich fiel ihr der Brief ein, den sie damals an Robin geschrieben hatte. Sie hatte ihn nie abgeschickt, doch er war voll von Dingen gewesen, die sie ihm gern gesagt hätte. Gab es nicht auch vieles, was sie diesem Jesus sagen würde, wenn sie nur den Mut dazu hätte? Als Sina soweit mit ihren Gedanken war, überlegte sie nicht länger.

Sie nahm sich Block und Kuli, suchte eine leere Seite und begann zu schreiben.

»Lieber Jesus. Ich möchte gerne mit dir reden, aber ich weiß nicht genau, wie. Darum tu ich es auf diese Weise. Hilf mir doch, dass ich an dich glauben kann. Wie hast du es geschafft damals, diese schreckliche Zeit durchzustehen, die mit deinem Tod geendet hat? Wirklich, weil du Gott bist und eine Kraft hast, die wir Menschen nicht kennen? Wenn das so ist, Jesus, dann brauche ich diese Kraft auch. Ich brauche deine Kraft und deine Hoffnung und deine Vergebung und deine Liebe. Mach doch bitte etwas Neues

aus mir und meinem kaputten Leben. Wenn du Gott bist, dann weißt du das auch von meinem Vater und meiner Mutter und Beate und Jan und Robin und von meinem Wunsch, Arzthelferin zu werden. Kann ich mich wirklich auf dich verlassen, wie Robin es gesagt hat? Ich möchte es so gern glauben. Ja, und danke für einfach alles, was du getan hast. Wir hätten sonst keine Hoffnung gehabt ...«

Vorbei. Aus und vorbei. Sie hatte eine Freundin gehabt, aus der eine Tochter hätte werden können, eine Tochter, die sie sich immer gewünscht und nach der sie sich lange Zeit gesehnt hatte. Aber sie hatte sie verloren. Durch eigene Schuld. Erst Jan, den Sohn, dann Sina ... Verloren, vorbei. Ihre eigene Schuld. Sie hatte alles verkehrt gemacht.

Eine schlaflose Nacht. Nicht die erste, die Beate Wilms-Steinhardt in ihrem Leben verbracht hatte, doch vielleicht die längste. Seit dem Telefongespräch gestern mit Sinas Mutter, das ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt hatte, wusste sie endgültig, dass sie all ihre Hoffnungen auf eine gemeinsame Zukunft mit Sina begraben musste. Das jahrelange Schweigen ihrer Mutter musste Sina schon hart genug treffen, aber dass auch sie, Beate, mitgemacht hatte, zu der sie doch eine viel vertrautere Beziehung hatte, das würde sie nicht vergessen können. Sina war jung, verletzlich, ihr würde Beates Verhalten wie Verrat erscheinen ...

Neben ihr schlief Roman. Merkwürdig, dass sie ihn immer noch liebte, obwohl sie längst nicht mehr übersah, wie kalt und berechnend er mit seiner Familie umgesprungen war. Aber so leicht ließ Liebe sich nicht töten. Und sie war ja auf dem besten Weg gewesen, mit Sinas Mutter genauso umzuspringen. Genauso? Ja. Hatte sie nicht versucht, ihr ihre Tochter fortzunehmen? Hätte sie nicht lieber besänftigend auf Sina einwirken sollen, anstatt den Prozess der Entfremdung zwischen den beiden noch zu beschleunigen? War sie nicht auch kalt und berechnend gewesen, lieblos und egoistisch?

Beate stöhnte. Leise, um Roman nicht zu wecken, stand sie auf, verließ das Schlafzimmer und ging in die Küche hinunter. Sie schaltete nur die Herdbeleuchtung an, machte sich Milch warm und setzte sich dann auf einen der bunt gepolsterten Küchenstühle.

Tausend Gedanken, Vorwürfe und Selbstanklagen stürmten auf sie ein, und sie wehrte ihnen nicht. Sie, die bisher immer optimistisch und zuversichtlich gewesen war, hatte in dieser Nacht das Gefühl, vor dem Scherbenhaufen ihres Lebens zu stehen. Würde sie ihn je wieder kitten können?

Ein Gedanke aber kristallisierte sich schließlich aus allen anderen heraus. Sie musste mit Sina sprechen. Sie musste ihr gegenüber eingestehen, wie falsch sie gehandelt hatte, und wie Leid ihr das tat. Sie wollte nicht versuchen, ihr Verhalten zu erklären oder gar zu entschuldigen. Sie wollte auch keine Antwort von Sina. Aber sie konnte sich nicht feige davonstellen. So schwer ihr das Gespräch fallen würde, das war sie Sina schuldig. Sina sollte von ihr selbst hören, dass sie ihr Handeln bitter bereute. Ja, so war es. Was gäbe sie darum, könnte sie Geschehenes ungeschehen machen!

Und dann? Der Schlusstrich! Zu Ende, vorbei! Durch eigene Schuld! Nie hatte sie mehr Mühe gehabt, eine Tatsache zu akzeptieren, als die, dass sie Sina – vielleicht – unwiederbringlich verloren hatte.

Auch Jan verbrachte eine unruhige Nacht. Immer, wenn er einschief, versank er in angsterregende Träume über Flucht und Verfolgung, und jedesmal wachte er schweißgebadet auf. Dann kam ihm zwar erleichtert zu Bewusstsein, dass er zu Hause in seinem eigenen Bett lag, und dass diese Ängste ausgestanden waren. Dass er sich auch nicht mehr zu fürchten brauchte vor dem mächtigen Chef und seiner Bande. Dass er der Polizei alles gestanden hatte und darauf hoffen konnte, von keinem der Geschädigten angezeigt zu werden. Dass er hundertprozentig wusste, dass seine Mutter ihm nichts nachtrug, ja, ihm immer noch vertraute. Aber da war so vieles andere. Szenen und Bilder der letzten Wochen, die ihn beschäftigten und ihn nicht in Ruhe ließen. Wenn er nur an jenen Jungen dachte, vielleicht ein wenig jünger als er selbst, wie er da stand, zitternd und zu Tode erschrocken, umzingelt von allen Seiten, während jemand mit einer Gaspistole auf ihn zielte ...

Konnte er diese Bilder je loswerden? Und wenn er selbst auch nie hatte Gewalt anwenden müssen bei wehrlosen Kindern oder

Jugendlichen (hätte er das wirklich über sich gebracht?), wenn er bei anderen Überfällen auch nur »Schmiere« gestanden hatte, wenn er zehnmal im Sinne des Jugendstrafrechts als schuldunfähig galt – er fühlte sich schuldig. Er hätte Strafe verdient. Es ginge ihm vermutlich besser, wenn er mehrere Wochenenden irgendwo hart arbeiten müsste. Er könnte seine Vergehen sühnen und so vielleicht eher vergessen ...

Doch diese Möglichkeit gab es erstmal nicht. Er würde irgendwie so damit fertig werden müssen. Er würde mehr für die Schule tun und sein Nintendo-Gerät vorläufig nicht anrühren. Er würde im Haushalt helfen und versuchen, Mutter und Sina gegenüber nicht mehr so kratzbürstig zu sein. Er würde sich bessern. Er würde ...

Im tiefsten Innern seines Herzens hegte Jan Zweifel, ob das alles wirklich ausreichte. Aber eine andere Lösung fiel ihm nicht ein.

»Ja, bitte? Nun kommen Sie schon rein.«

Birte Steinhardt holte tief Luft. Die ungeduldige Stimme ihrer Chefin machte ihr wenig Mut, ihr Anliegen vorzutragen, doch es musste sein. Es war nur ein kleiner Schritt im Gegensatz zu dem, was sie ursprünglich gewollt hatte. Aber zum Monatsende zu kündigen, ohne zu wissen, was dann kam, war leichtsinnig und unverantwortlich. Bevor sie das tat, musste sie nach Alternativen suchen. Erkundigungen beim Arbeitsamt einziehen, mit ihrem Anwalt klären, ob sie immer noch für sich Unterhalt beanspruchen konnte, und sich Zwischenlösungen überlegen. Dazu brauchte sie Zeit und Kraft. Die hatte sie nicht, wenn sie jeden Tag arbeitete und zu Hause noch Haushalt und Kinder versorgte.

»Frau Steinhardt, Sie«. Die Chefin blickte sie erstaunt und missbilligend an. »Müssten Sie nicht längst in der Küche sein? Ich bin in letzter Zeit nicht sehr zufrieden mit Ihnen. Sie führen Telefongespräche während der Arbeitszeit – bei Hochbetrieb, Frau Steinhardt – Sie fahren vorzeitig nach Hause, Sie ...«

»Ich möchte Urlaub nehmen, Frau Milz«, unterbrach Birte Steinhardt sie rücksichtslos. Sie wusste, dass sie auf diese Art und Weise die Chefin kaum gnädiger stimmen würde, aber wenn sie sich noch weiter kritisieren ließ, würde sie sich gar nicht mehr trauen, mit

ihrer Bitte rauszurücken. Frau Milz starrte sie an, als wäre sie verrückt geworden.

»Urlaub nehmen? Jetzt? Von heute auf morgen? Wie kommen Sie denn auf die Idee?«

»Ich habe noch eine Woche Resturlaub. Vom vergangenen Jahr. Wenn ich den nicht nehme, verfällt er, das wissen Sie genauso gut wie ich. Mehr will ich nicht als diese Woche. Aber die steht mir zu.«

»Nichts steht Ihnen zu. Sie können jetzt nicht einfach Urlaub nehmen. Die Kollegin ist immer noch krank. Vielleicht, wenn sie wiederkommt ...«

»Entweder Sie geben mir den Urlaub, oder – ich kündige.« Birte Steinhardt zitterte innerlich vor Erregung. Da war er heraus, ihr letzter Triumph. Sie musste sich diesmal durchsetzen, zur Not unter Androhung ihrer Kündigung, obwohl sie die im Moment selbst gar nicht in Betracht zog. Aber Frau Milz würde sich dreimal überlegen, durch ihre eigene Unnachsichtigkeit eine zuverlässige, bewährte Kraft zu verlieren und sich innerhalb von zwei Wochen eine neue suchen zu müssen. Darauf hatte sie von Anfang an spekuliert. Dass die Chefin sie nicht ohne Schwierigkeiten gehen lassen würde, war ihr klar gewesen. Wie würde diese Frau vor ihr nun reagieren? Würde sie einmal nachgeben? Mit angehaltenem Atem wartete Birte Steinhardt auf Antwort, und als die endlich kam, war sie so erleichtert, dass ihr fast schwindelte.

»Na, hören Sie mal, was reden Sie denn da!« rief Frau Milz erschrocken. »Meinetwegen sollen Sie Ihren Urlaub kriegen, wenn der Ihnen so wichtig ist. Ich werd' s hier schon schaffen, auch ohne Sie. Nur kommen Sie mir nicht mit Kündigung. Wo ich doch heilfroh bin, dass die Küche in letzter Zeit so gut zusammenarbeitet. Also, bringen wir's hinter uns«. Sie kramte einen Urlaubsschein aus der Schublade, füllte ihn aus und unterschrieb ihn.

»Da, bitte schön«, sie reichte ihn Birte Steinhardt über den Schreibtisch. »Nehmen Sie ihn. Gilt ab Montag und für eine Woche. Probleme mit den Kindern, was? Na, wird schon wieder, besonders, wenn Sie jetzt genügend Zeit haben, sich um alles zu kümmern. Hauptsache, Sie vergessen das mit der Kündigung. Also, dann ...«

Das Gespräch war beendet. Den Urlaubsschein in der Hand, verließ Birte Steinhardt das Büro und ging ins Personalzimmer. Dort, auf dem einzigen Stuhl, der in einer Ecke stand, setzte sie sich für einen Moment hin und atmete tief durch. Immer noch zitterten ihre Hände und klopfte ihr Herz in harten, unregelmäßigen Schlägen. Erst allmählich wurde sie ruhiger.

Sie hatte es geschafft. Sie hatte sich zum ersten Mal seit langer Zeit nicht unterkriegen lassen, sondern sich einem Menschen gegenüber behauptet. Sie sogar ihrer Chefin gegenüber behauptet, der es von Anfang an gelungen war, sie einzuschüchtern und zu ducken. Sie konnte sich also noch wehren. Sie hatte es in ihrer Ehe mit Roman nicht endgültig verlernt. Es war schwer gewesen, und sie würde viel Kraft brauchen, um so weiterzumachen, aber den entscheidenden ersten Schritt hatte sie getan. Nun, mit jedem weiteren Erfolg, würde es leichter werden. Und, vielleicht, würde auch irgendwann ihr Selbstvertrauen zurückkehren ...

Schließlich stand sie auf, öffnete den Personalschrank und verstaute den Urlaubsschein in ihrer Ausweismappe. Sie wusste, es war nicht nur die Unzufriedenheit mit ihrer Arbeit gewesen, sondern auch diese schlimme Geschichte mit Jan, die sie dazu gedrängt hatte, ihre augenblickliche Situation zu ändern. Sie dachte an Sina, deren Träume von einer Sekunde zur andern zerplatzt waren, und die ihr die Schuld dafür gab. So vieles musste anders werden. Sicher, es ging nicht alles von heute auf morgen. Aber sie hatte einen Anfang gemacht.

Dann, endlich, schloss sie den Personalschrank ab und ging in die Küche zurück.

Beate stand mit ihrem Auto auf der anderen Straßenseite und wartete. Schon vor Minuten hatte es zum Stundenende gegongt, und vereinzelt Schüler waren bereits aus dem Schulgebäude gekommen, aber Sina war noch nicht unter ihnen.

Bis zum Schluss hatte Beate überlegt, ob es klug war, Sina direkt vor der Schule abzufangen. Doch hätte es eine andere Möglichkeit gegeben? Dass Sina sich nicht mehr bei ihr gemeldet hatte, schien ihr der beste Beweis dafür, dass sie kein Gespräch wollte. Jede Annäherung brieflicher oder telefonischer Art hätte sie vermutlich ein-

fach abgeblockt. So jedoch musste sie Beate ins Gesicht hinein sagen, dass sie mit ihr nichts zu tun haben wollte, und dazu gehörte eine gewisse Kaltblütigkeit, die Sina eigentlich nicht besaß. Ja, vielleicht war es nicht ganz fair, was sie, Beate, jetzt tat.. Aber was sonst blieb ihr übrig? Sie musste mit Sina reden, schon um ihrer selbst willen, und sie konnte nur hoffen, dass sich Sina irgendwie drauf einließ. Inzwischen strömten ganze Schülergruppen aus dem Schulgebäude, und da, endlich, kam Sina. Neben ihr ging ein anderes Mädchen, wahrscheinlich ihre Freundin Nadine, das lebhaft auf sie einredete, doch Beate hatte nur Augen für Sina. Kurzentzschlossen stieg sie aus dem Auto, überquerte mit wenigen Schritten die Straße und stellte sich ihr einfach in den Weg.

»Sina, kann ich einen Moment mit dir sprechen?«

Sina starrte sie an, als sähe sie einen Geist vor sich. »Beate«, flüsterte sie. »Was – was machst du denn hier? Was – was ...« Dann riss sie sich zusammen, und ihre Stimme wurde hart. »Geh bitte«, sagte sie, »bitte geh. Ich möchte nicht mit dir sprechen.«

»Sina, ich weiß ja. Ich will dir doch nur sagen, dass ich ...«

»Du brauchst mir nichts sagen. Jedenfalls nicht jetzt. Du – du hast mich genauso belogen und betrogen wie ...«

»Hey«, ihre Freundin stieß sie an, und als Sina nicht reagierte, wandte sie sich zu Beate. »Was ist denn los hier? Wer sind Sie? Was wollen Sie von ihr?«

»Bist du Nadine? Ich bin Beate. Verstehst du? Diejenige, die ...« Beate schluckte, redete dann aber zu Ende. »Die Frau ihres Vaters. Ich will mich nicht entschuldigen, und sie soll mir nichts verzeihen. Ich will ihr nur sagen, wie Leid mir alles tut.«

»Ja, ich bin Nadine. Sina hat mir von Ihnen erzählt. Sie war total fertig, verstehen Sie? Und eigentlich – naja ... War ja schon ganz schön haarig, wie Sie so mit ihr umgesprungen sind ...« Beate musste schlucken. Hatte sie es nötig, sich von einem wildfremden Mädchen abkanzeln zu lassen? Aber vielleicht gelang es ihr ja, diese Nadine zu überzeugen, dass das Gespräch wichtig war. Und vielleicht würde Sina auf Nadine mehr hören als auf sie, Beate ...

»Dann meinst du also auch, ich hätte keinerlei Recht mehr, mit ihr noch mal drüber zu reden?«

»Ja. Das heißt, nicht unbedingt ... Ach, ich weiß eigentlich nicht. Warum sollen Sie nicht reden dürfen ...« Nadine stieß Sina an, die immer noch mit versteinertem Gesicht neben ihr stand.«Du, sprich mit ihr. Noch einmal. Hör dir an, was sie dir sagen will. Sei nicht so stur, Sina. Mit deiner Mutter sprichst du doch auch.»

»Meine Mutter hat aber auch nicht so getan, als wenn sie eine besonders gute Freundin von mir wär.« Sinas Stimme klang gepresst, dann, mit einem Ruck, wandte sie sich zu Beate um und funkelte sie an. Trauer und Zorn lagen in ihrem Blick. »Dir hab ich doch mehr vertraut als jedem andern. Bei dir hab ich mich sicher und geborgen gefühlt, und immer hab ich mir gewünscht, dass du meine Mutter wärst. Wenn dann so was kommt, so ein – so ein Vertrauensbruch – ist das stur, wenn ich dann nicht mehr will? Weil du mich viel mehr verletzt hast, als meine Mutter?« Tränen schwammen in ihren Augen, und ihr offensichtlicher Schmerz machte Beate stumm. Was für eine Antwort hatte sie denn auch? Sie wusste, wie tief Sina sich getroffen fühlen musste, was hatte sie dem noch entgegenzusetzen? Nichts. Sie konnte Sina nur wortlos angucken, mit einem bittenden, ja gradezu flehenden Blick. So standen sie eine Sekunde schweigend, während rings um sie herum Autotüren knallten und laute Schülerstimmen die Luft erfüllten. Schließlich war es Nadine, die den Bann brach.

»Nein, das ist nicht stur, okay«, sagte sie beschwichtigend. »Trotzdem. Gib ihr eine Chance, ja? Oder mach's umgekehrt, stell sie zur Rede. So wie du das bei deinem Vater vorhast. Das ist schließlich dein gutes Recht. Sie muss dir sagen, warum und wieso. Vielleicht kommst du hinterher besser klar, wenn du weißt, was da abgelaufen ist.«

Stille. Immer noch sah Beate zu Sina hinüber, bis die sich schließlich abrupt wendete. »Also gut«, sie schluckte mit Gewalt die Tränen runter, »aber ich will mich nicht irgendwo reinsetzen. Fahr mich nach Hause, und wir können im Auto reden. Bloß versprich dir nichts davon, Beate. Im Moment hab ich den Hals zu. Von allen, aber am meisten von dir.«

Es tat weh, Sina so reden zu hören, und etwas in Beate wehrte sich dagegen, dies aushalten zu müssen. Auch die Art und Weise, wie Nadine über sie sprach. Aber sie hatte wohl keine andre Wahl.

Im Auto wusste sie dann nicht, wie sie beginnen sollte. Der Weg zu Steinhardts Wohnung war nicht weit, viel Zeit zum Erklären hatte sie nicht. Sinas starres Gesicht entmutigte sie zusätzlich. Doch sie wollte ja gar keine langen Erklärungen abgeben, und der Versuch, Sina umzustimmen, wäre sowieso zwecklos. Schließlich fing sie einfach an zu reden.

»Sina, ich habe den allergrößten Fehler meines Lebens gemacht. Ich hätte dir gleich, als ich merkte, wie vertraut unsre Beziehung wird, die Wahrheit sagen müssen, stattdessen habe ich mich dahinter versteckt, dass ich deinem Vater das Versprechen gab, mich nicht einzumischen. Ich – ich habe dich lieb, Sina. Nicht nur wie eine gute Freundin. Wohl eher wie eine Mutter ihre Tochter. Ich ...« sie atmete schwer, »ich werde mir nie verzeihen, dass ich unser Verhältnis so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt habe. Es tut mir sehr Leid, Sina. Ich gäbe alles drum, wenn ich noch mal von vorne anfangen könnte.«

Sie brach ab. Reichte das? Ihr selbst nie und nimmer, da war so viel, was sie noch hätte sagen wollen. Aber hatte es Sinn? Würde Sina nicht jede nähere Erläuterung nur als einen Versuch auffassen, sich zu rechtfertigen? Und das, davon war sie überzeugt, würde alles nur schlimmer machen. Schweigend fuhr sie die letzten hundert Meter. Als sie in die Straße einbogen, in der Steinhardts wohnten, fragte Sina leise: »Was genau hast du meinem Vater denn versprechen müssen?«

Beate antwortete nicht gleich, denn sie hatte die Frage nicht erwartet. Wie sollte sie sich ausdrücken, dass sie Sina nicht noch mehr verletzte? Sie fand eine Parklücke vorm Haus, rangierte ihr Auto halb rein, sodass es nicht den Verkehr behinderte, und stellte den Motor aus. Dann wandte sie sich Sina zu, obwohl die gar nicht in ihre Richtung guckte, sondern weiter mit unbewegtem Gesicht durch die Windschutzscheibe nach draußen sah.

»Dein Vater hat mir gesagt, dass mich das Ganze nichts angeht. Ihr beide, du und Jan, wärt seine Kinder, und ich hätte nicht das Geringste mit euch zu tun. Im Anfang war es ja auch so. Und als es dann anders wurde und ihr auch Kontakt mit mir aufnahm, da hab ich mir eingeredet, was vorher passiert ist, hätte allein Roman

zu verantworten. Ich wäre überhaupt nicht befugt, in irgendeiner Art einzugreifen. Die Meinung deines Vaters kannte ich. Eigentlich war es mehr als seine Meinung, es war sein ausdrücklicher Wunsch, schon fast wie ein Befehl. Ich wollte mich nicht gegen ihn stellen, Sina. Ich liebte ihn einfach zu sehr. Du hast mir mal von deinem Robin erzählt, was du für ihn empfindest, und vielleicht kannst du ein bisschen verstehen, wie ich mich fühlte ... Für mich war nur noch wichtig, zu lieben und geliebt zu werden. Damals hätte ich alles für deinen Vater getan. Und als ich dann zur Einsicht kam und wieder klar denken konnte, war es zu spät. Einmal, Sina, hab ich versucht, mit deinem Vater über dich zu reden. Er war nicht ansprechbar. Und ich – ich hatte nicht den Mut, Konsequenzen draus zu ziehen ...«

Erneut Stille. Beate wagte nicht mehr, Sina noch anzusehen. Ungeordnete Gedanken wirbelten in ihrem Kopf herum. Gedanken der Hoffnung, dass Sina vielleicht doch noch ... Und der Verzweiflung, dass nun endgültig ... Da aber stellte Sina eine letzte Frage, und nun, zum ersten Mal, schaute sie Beate direkt in die Augen. »Jetzt, wie ist es jetzt? Liebst du meinen Vater immer noch?«

Musste sie darauf antworten? Sie brauchte ja nicht ehrlich zu sein. Sie konnte Sina doch nicht sagen, dass sie ... Das würde ihr den Rest geben! Aber anlügen? Ganz bewusst? Nein. Nie wieder würde sie Sina gegenüber eine Unwahrheit gebrauchen. Sie erwiderte den Blick, klar und offen. »Ja. Ja, Sina, ich liebe deinen Vater immer noch. Ich glaube, es müsste schon sehr viel passieren, ehe ich aufhören würde, ihn zu lieben. Damit meine ich nicht, dass ich gutheiße, was er getan hat, oder wie er mit euch umgeht ... Aber ich habe ihn anders kennen gelernt. Auch wenn ich jetzt weiß, wie er sein kann, wie rücksichtslos, wie egoistisch oder grausam ... Zu mir ist er liebevoll, fürsorglich, mich achtet er. Ich weiß nicht, ob du mich begreifst, doch ich will zu ihm stehen. Wenn es ihm einmal Leid tut, soll er an mir eine Hilfe haben. Ich könnte ihn nicht verlassen, Sina, nicht mal euretwegen.«

Beate vermochte den Ausdruck in Sinas Augen nicht zu deuten, aber es war weder Hass noch Wut oder Verachtung. Sina erwiderte nichts darauf. Sie nickte nur, saß einen Moment ruhig und schwei-

gend, bevor sie dann die Autotür öffnete und ausstieg. »Du hast jetzt bekommen, was du wolltest, Beate. Wie es weitergeht, weiß ich nicht. Aber warte nicht auf mich. Nur Papa – mit dem muss ich sprechen. Von ihm will ich eine Erklärung.«

Ohne einen Abschiedsgruß ging sie davon. Gleich danach verschwand sie im Haus.

Beate sah ihr nach. Hatte diese Unterredung nun irgendeinen Sinn gehabt? Waren die Verletzungen, vielleicht auf beiden Seiten, nicht noch größer geworden? Aber sie hatte ja nichts erreichen wollen. Sie wollte Sina lediglich eingestehen, dass sie versagt hatte und wie Leid es ihr tat. Das hatte sie getan. Mehr blieb ihr nicht.

Roman aber, Sinas Vater, das war ihr von der ersten Sekunde an klar, würde jedes Gespräch mit seiner Tochter verweigern.

Kurz vor Mittag. Ulrike schloss die Tür des KiJuHei auf, ließ Robin vorgehen und riegelte dann noch mal ab. »Sonst haben wir gleich die ersten Kids auf dem Hals. Die denken ja immer, wir sind rund um die Uhr für sie da. Holst du schon mal den Videorecorder? Ich lüfte eben durch.«

Während sie überall die Fenster öffnete, um frische Luft reinzulassen, ging Robin in den Nebenraum, wo das Videoabspielgerät stand. Er wusste, dass Ulrike heute einen Film zeigen wollte und erinnerte sich noch genau an seine eigene erstaunte Reaktion.

»Die gucken doch zu Hause genug Fernsehen. Warum bietest du sowas auch noch hier im KiJuHei an?«

»Zuhause gucken sie den größten Schwachsinn. Sex, Gewalt, Horror. Aber hier lassen sie sich auch auf andre Filme ein, abenteuerliche Kindervideos oder sogar Tierfilme. Ich will sie damit auf den Geschmack bringen, verstehst du? Sie sollen kapieren, dass nicht gleich Blut in Strömen fließen muss, damit etwas spannend ist. Oder dass lustige Filme auch Spaß machen. Und was meinst du, wie viele grad dann kommen, wenn ein Video auf dem Programm steht. Da reichen oft die Stühle nicht.«

Robin fand, dass es ein guter Ansatz war, mit dem Ulrike arbeitete, und er war neugierig auf den Nachmittag. Im Moment konnte er sich noch gar nicht vorstellen, in wenigen Tagen wieder nach Hause zu

fahren und sein altes Leben auf der Universität fortzuführen. Natürlich musste er es nicht. Ulrike würde jubeln vor Freude, wenn er sich entschließen würde, noch zu bleiben, doch welchen Sinn hätte dies? Es ging ja gar nicht um die Arbeit im KiJuHei, es ging um etwas anderes, und dieser Abschied würde ihm immer schwer fallen ...

Grübelnd stand er da, bis Ulrike ihn aus seinen Gedanken riss.

»Was ist los? Komponierst du grade ein Lied über das Videogerät oder was? Bring das Ding rüber, ja? Ich mach jetzt auf, da stehen schon welche draußen.«

Ulrike hatte bereits die Stühle zu Reihen aufgestellt, und kaum war die Tür geöffnet, fing auch schon der Kampf um die besten Plätze an. Die Mädchen und Jungen lärmten durch den ganzen Raum.

»Hau ab, hier sitz ich. Petra, schnell, komm endlich, von hier kann man am besten seh'n.«

»Wer hält mir mal 'n Stuhl frei? Ich geh mir eben noch Pommes mit Majo holen.«

»Du, Silke, warum warst'n heut nicht in der Schule? Die Schmidt hat schon wieder nach dir gefragt.«

»Leon, du hast ja 'ne neue Jacke. Mensch, ist die stark!«

Leon Padberg machte ein stolzes Gesicht. Bereitwillig zog er seine Jacke aus und zeigte sie herum. »Marke ›Starter‹, cool, was? Eigentlich wollte meine Mutter keine mehr kaufen. Aber die war noch übrig vom Schlussverkauf und ganz billig, da hat'se sich dann überreden lassen. Robin, guck mal, ist die nicht super?«

Robin stellte gerade den Videorecorder vorsichtig auf dem Tisch ab. Er drehte sich um. »Ich verstehe nicht viel davon«, entschuldigte er sich. »Super ist die, das stimmt, aber billig sieht sie nicht aus. Hast du keine Angst, dass sie dir vielleicht wieder geklaut wird? Warum muss es denn unbedingt diese Marke sein? Ich meine, hättest es eine unbekannte Marke nicht auch getan?«

'Ne unbekannte? Na hör mal, wer bin ich denn«, sagte Leon fast beleidigt. »Es muss nicht unbedingt ›Starter‹ sein, nee, ›Nike‹ oder ›Adidas‹ geht auch. Da bin ich nicht festgelegt. Aber irgend'ne Marke muss es sein.«

»Warum?« fragte Robin noch einmal.

»Weil man dann dazugehört«, meinte ein Mädchen. »Wenn man ankommt mit 'ner Markenklamotte, dann sagen alle gleich, hey, geil, wo hast'n die her, in welcher Boutique warst'n du, wie viel hast'n du bezahlt oder so ... Das ist eben ein gutes Gefühl, man ist wichtig, man ist Mittelpunkt in dem Moment ...«

Robin sah sie nachdenklich an. »Und sonst gehört man nicht dazu? Erst wenn man so aussieht wie die andern, erst wenn man sich die gleiche Kleidung kauft und in teure Boutiquen geht, erst dann gehört man dazu? Aber wer bestimmt das denn? Das seid doch gar nicht ihr. Das sind doch diese Firmen, die das Zeug produzieren. Ich würde mir das, glaube ich, nicht gefallen lassen.«

»Das ist eben unser Stil. Jede Zeit hat ihren eigenen Stil«, sagte Max schließlich, als die meisten verstummt waren, weil sie so ein Argument noch nie gehört hatten.

»Meinst du wirklich? Auf jeden Fall braucht man viel Geld dazu. Wer keins hat, ist draußen.«

»Wieso? Meine Eltern kaufen mir, was ich will«, rief einer.

»Meine nicht«, warf ein Mädchen ein. »Die geben mir einen bestimmten Geldbetrag, und mit dem muss ich auskommen. Wenn ich mehr will, muss ich mein Taschengeld dazunehmen. Für die paar Kröten krieg ich nämlich nur zwei Sweatshirts oder so.«

Ein anderes Mädchen schüttelte energisch den Kopf. »Also, ich find's bescheuert, das Getue mit den Marken. Ich spar mein Geld lieber für CD's oder PC-Spiele. Aber unsre Klasse ist auch nicht so verrückt. Da fällt man kaum auf, wenn man nicht in Boutiquen kauft.«

»Und wenn du auffallen würdest«, fragte Robin, »würdest du dann auch in Boutiquen kaufen?«

Das Mädchen zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Also dass die mich nicht für voll nehmen, das möchte ich auch nicht. Wenn man in so'ner Clique drin ist, die auf Markenklamotten steht, muss man eben mitziehen, ob man will oder nicht.«

»Ja, du brauchtest wahrscheinlich Mut, nicht mitzuziehen. Aber, wenn du Mut hast, haben ihn andere vielleicht auch. Dann findet die Industrie für ihre teuren Sachen irgendwann keine Abnehmer mehr.«

»Ich find Markensachen voll in Ordnung. Darum trag ich sie auch.«

»So ein blödes Gelaber«, regte sich ein Junge auf. »Nervt total. Könn'n wir nicht endlich den Film sehen?«

Ulrike kam dazu, scheuchte alle auf ihre Plätze und schob die Videokassette ein. »Diese Diskussionen hab ich schon tausendmal gehabt«, sagte sie leise zu Robin. »Überzeugen kannst du sie nicht. Hier müssen einfach die Eltern ran. Und glücklicherweise ist die Phase irgendwann auch wieder vorbei. Aber, wie gesagt: nicht mein Bier.«

Dann lief der Film an, und es wurde still. Ulrike hatte nicht zu viel versprochen. Die Kids verfolgten die spannende Geschichte einer Kinderbande, die einen Verbrecher durch ganz Stockholm jagte, mit angehaltenem Atem. Robin war sehr nachdenklich. Er merkte, wie schwer es ihm fiel, diese Kinder wirklich zu verstehen. Aber vielleicht kam es darauf auch gar nicht so sehr an. Vielleicht, dachte er, war es am wichtigsten, überhaupt mit ihnen zu reden und sie ernst zu nehmen.

Plötzlich tippte ihn jemand von hinten an. Es war Sina.

»Robin. Kann ich dich kurz sprechen?«

»Sina? Was – was machst du denn um diese Zeit hier? Natürlich kannst du mich sprechen, warte ...«

Er saß zum Glück am Rand einer Stuhlreihe, sodass er sich nicht erst durchzwängen musste. In dem kleinen, kalten Nebenzimmer standen sie sich befangen gegenüber. Sina sah ihn an, und in ihrem Gesicht war ein Ausdruck, den er vorher noch nie bei ihr bemerkt hatte. Eine Entschlossenheit, eine neue Sicherheit, oder war es Erleichterung, so, als sei irgendwas Schweres von ihr abgefallen? Er konnte es nicht deuten. Da sprach sie.

»Robin. Ich hab mich dazu entschlossen, dass ich jetzt auch an Gott glauben möchte.«

Robin schluckte. Er brauchte einen Moment, bis er reden konnte. »Das ist eine gute Nachricht, Sina«, sagte er endlich. »Wie fühlst du dich?«

»Ehrlich gesagt, noch ziemlich chaotisch. Im Moment weiß ich eigentlich nur, dass ich mit Gott neu anfangen kann, weil er es in

der Bibel versprochen hat. Und das ist auch das Wichtigste für mich. Als ob eine Last weg ist. Wie das gehen soll, kann ich mir noch nicht vorstellen. Übrigens danke erstmal für gestern Abend. Auch, dass du so viel von dir erzählt hast. Das hat mir wirklich geholfen. Aber«, setzte sie gedankenvoll hinzu, »manches wird damit noch schwieriger, finde ich.«

»Da hast du Recht«, gab Robin zu. »Meinst du was Bestimmtes?«

»Ja. Beate hat auf mich gewartet. Eben, vor der Schule.«

Er wusste sofort, wen sie meinte, sie hatte ja gestern davon gesprochen. Und er konnte sich vorstellen, wie Sina zumute war. »Oh! Was wollte sie?«

»Mit mir reden. Mir erklären, warum sie mich belogen hat. Mich um Vergebung bitten. Aber ich hab das Gefühl, ich könnte ihr niemals vergeben oder irgendwas vergessen. Nur, das funktioniert doch jetzt nicht mehr, oder? Ich meine, das weiß ich ja sogar noch aus dem Religionsunterricht, was die Kirche über Vergeben denkt.«

Robin schwieg einige Sekunden. Es war schwierig, hier das richtige Wort zu finden, ohne Sina zu entmutigen oder zu verletzen. »Nein, so funktioniert das nicht mehr. Vielleicht kennst du noch die Bitte im Vaterunser: Und vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Gott hat uns vergeben, und er möchte, dass wir auch unsern Mitmenschen vergeben. Aber er gibt uns seine Kraft. Und mit Gottes Kraft wird möglich, was wir allein nicht schaffen. Erinnerung dich daran: Gehört jemand zu Gott, so ist er ein neuer Mensch. Der auch vergeben kann. Wir können Gott darum bitten, und er will es uns schenken.«

Sina sah sehr nachdenklich aus. »Ich kann Gott wirklich darum bitten? Weißt du, dann muss ich erstmal darum bitten, dass ich überhaupt will. Denn, mal ganz ehrlich, da fängt mein Problem an. Dass ich eigentlich gar nicht vergeben und vergessen will.«

»Oh, Sina, wer hat denn das Problem nicht?« sagte Robin leise. »Was meinst du, wie nachtragend ich bin. Ja, du hast Recht, oft müssen wir zuerst beten, dass Gott unsern Willen verändert. Und – von heute auf gleich geht das auch nicht. Du musst Geduld mit dir haben, Sina. Und Barmherzigkeit. So wie Gott sie mit uns hat.«

»Ja.« Sina atmete tief durch. Dann lächelte sie. »Aber es geht, nicht wahr? Gott kann wirklich alles neu machen. Auch mich. Weißt du, Robin, eigentlich ist das doch die Chance für mich. Wenn in mir selbst was anders wird, wird vielleicht auch mein Leben anders. Einfach, weil ich es mit andren Augen sehe.«

War das noch die Sina, die er kannte? Sie schien plötzlich erwachsen geworden zu sein. Und Robin spürte, zu all dem, was er vorher schon für sie empfunden hatte an Mitgefühl und Zuneigung, kam nun Achtung hinzu.

Abends traf Sina sich mit ihrer Klasse zum Discobesuch. Eigentlich hatte sie dazu nicht die geringste Lust, denn sie hatte gehofft, Robin würde sich mit ihr verabreden. Aber das hatte er nicht getan. Außer dieser einen Andeutung in dem Brief an sie hatte er bis jetzt nie merken lassen, dass auch er an einer Beziehung interessiert war. Sina wusste ja, dass er nicht hierblieb. Würde er einfach wieder gehen, so wie er gekommen war? Ohne sich an sie zu binden? Das würde sie nicht ertragen können, dachte sie.

Nein, vielleicht war es ganz gut, sich mal abzulenken. Auch Nadine würde das ganze Unternehmen mehr Spaß machen, wenn sie dabei war, und das war sie ihrer Freundin schuldig. Nadine hatte sich die letzten Tage sehr um sie gekümmert.

Es wurde eine lange Nacht. Einige Väter hatten sich bereit erklärt, die Jugendlichen hinterher nach Hause zu fahren, sodass niemand früher weg musste. Sina tanzte, trank Bier, das ihr nicht schmeckte und unterhielt sich lautstark, um die brüllende Musik zu übertönen. Irgendeiner mit Glatze versuchte, sich an sie ranzumachen, aber Sina lachte nur und schmetterte ihn ab. Auf der Rückfahrt wurde sie sehr müde. Plötzlich war auch Robin wieder in ihren Gedanken, und die Sehnsucht nach ihm, die sie schon den Tag über so gequält hatte, war jetzt stärker als je zuvor. Sie fühlte sich erschöpft und zutiefst deprimiert. Zu Hause war niemand mehr wach. Sina schlich sich in ihr Zimmer, zog sich schnell aus und wollte ins Bett kriechen, da sah sie die Bibel auf ihrem Schreibtisch liegen. Sie dachte an den Entschluss, den sie gestern Abend gefasst hatte. Hatte sie sich nicht Gott anvertraut mit ihrem ganzen Le-

ben? Und gehörte zu diesem Leben nicht auch Robin? Was immer geschah, Gott war da. Er wollte Gutes für sie. Er hatte ihr seine göttliche Kraft versprochen.

Darüber wurde Sina endlich ein wenig ruhiger.

Jan war schon in seinem Zimmer verschwunden, durfte aber noch Musik hören. Sina und ihre Mutter saßen im Wohnzimmer bei einer Tasse Schokolade zusammen, die Birte Steinhardt gekocht hatte, und sahen sich die letzten Minuten einer Familienserie an. Als der Film zu Ende war, schaltete die Mutter ab.

»Sina«, sagte sie, wobei sie sich einen spürbaren Ruck gab, »ich wünschte, wir würden endlich miteinander reden. Wir haben über Jan gesprochen und diese ganze Geschichte zusammen durchgestanden, aber über alles andere schweigen wir uns aus. Ich weiß, wie sehr ich dich verletzt habe, und ich weiß auch, wie tief dich das Verhalten deines Vaters getroffen hat. Aber meinst du nicht, dass es besser ist, wenn wir uns aussprechen? Vielleicht kannst du so leben, Sina, in dieser ständigen Spannung, doch ich – ich kann das nicht.«

Sina merkte, wie ihre Hände kalt wurden. Sie hatte schon den ganzen Nachmittag gespürt, dass dieses Gespräch in der Luft lag. Außerdem fand sie selbst, dass diese ungeklärte Beziehung zwischen ihnen kein Zustand mehr war, schon gar nicht jetzt, wo sich ihr Leben so einschneidend geändert hatte. Aber es schien fast unmöglich. Allein das Nachdenken über ihren Vater ging ja schon an die Grenzen ihrer seelischen Kraft, und nun sollte sie noch drüber reden? Und musste sie Mutter nicht auch berichten, dass sie nun an Gott glaubte? Wie sollte sie das bloß ausdrücken? Mutter ahnte doch nichts, sie würde aus allen Wolken fallen. Vielleicht würde sie sogar sauer werden. Doch es musste wohl sein. Ihre Mutter hatte ein Recht darauf, dies zu erfahren.

»Mama, da ist was, was ich dir zuallererst sagen muss. Ich – ich ...« Warum war es nur so schwer? Sina stieß einen tiefen, zitternden Seufzer aus.

»Ja?« Ihre Mutter sah sie aufmerksam an.

»Ich – ich habe gelernt, an Gott zu glauben, Mama. Ich – bitte

halt mich nicht für verrückt, ich werde dir alles erklären...« Ihre Worte überstürzten sich fast. Und dann sprudelten die Erlebnisse der vergangenen Wochen nur so aus ihr heraus. Sie wusste später nicht mehr, wie viel sie erzählt hatte und in welcher Reihenfolge. Auch nicht, wann der Name Robin gefallen war und was sie über ihn gesagt hatte. Aber offenbar hatte ihre Mutter das meiste verstanden. Sie stellte noch zwei, drei Fragen hierzu und dazu und schwieg ein paar Augenblicke, bevor sie sich schließlich äußerte.

»Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich antworten soll, Sina. Wenn du plötzlich religiös werden willst und du dich wohl dabei fühlst, ist das deine Sache. Natürlich nur, solange du nicht in irgendeine dubiose Sekte gerätst. Ich mach mir höchstens Sorgen, dass du dich in irgendwas verrennst und dann unglücklich wirst. Oder von einer Religion zur nächsten springst. Wenn du an Gott glaubst – na schön. Aber es muss nicht Allah daraus werden oder Buddha oder wie sie sonst noch alle heißen. Und du meinst, dass dir das weiterhilft? Ich dachte immer, eure Generation ist schon lange fertig mit Gott.«

»Ich dachte es auch. Und vieles versteh ich noch gar nicht. Doch die Bibel handelt davon, dass Gott uns lieb hat und uns verändern will, wenn wir an ihn glauben. Und dass er uns ganz nah gekommen ist durch Jesus. Das sind nicht meine Worte«, setzte sie verlegen hinzu. »Aber sie drücken genau das aus, was ich fühle und wie es ist.«

Ihre Mutter seufzte ein wenig. »Also gut, Sina, dann lassen wir es dabei bewenden. Ich bin zwar nicht sehr glücklich drüber, aber ich werde dir nicht reinreden. Nur versprich mir, dass du aufpasst und dich nicht zu irgendwas verleiten lässt, was du nicht willst, ja? Möchtest du jetzt über Robin reden? Er hat dich beeinflusst, nicht wahr? Und du magst ihn.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung. Sina konnte nur nicken.

»Ja«, sagte sie leise. »Ich mag ihn.«

»Aber du weißt nicht, ob er dich auch so mag, wie du ihn.«

»Nein, das weiß ich nicht.« Ihre Stimme zitterte, plötzlich stiegen Tränen in ihre Augen, obwohl Sina versuchte, sie zu verdrängen. Ihre Mutter schwieg einen Moment.

»Sowas tut weh, das hab ich auch erlebt. Raten kann ich dir da nicht. Und auch mit knapp siebzehn kann man schon für ein ganzes Leben lieben – so ging's mir ja mit meinem Jugendfreund ...«

Mamas Freund. Ihr richtiger Vater. Von ihm hatte Sina bisher nichts hören wollen. Nun plötzlich verlangte es sie, mehr über ihn zu erfahren. War ihre Mutter in einem ähnlichen Alter gewesen wie sie jetzt? Und wie konnte es passieren, dass sie sich von heute auf morgen in einen andern verliebte? Ja, sie, Sina, hatte auch Robin vergessen wollen, als sie Lars kennen gelernt hatte. Aber es war nicht gegangen. Und inzwischen wusste sie, dass es niemandem gelingen würde, Robin zu vertreiben.

»Dein Jugendfreund, Mama«, wiederholte sie leise, »war der dir auf einmal egal? Ich meine – wie hast du es über dich gebracht, ihn im Regen stehen zu lassen, als – als der andre auftauchte?«

»Das hab ich mich später selbst so oft gefragt. Weißt du, Roman war charmant, attraktiv, weltmännisch, er hat mich regelrecht betört. Ich konnte gar nicht mehr klar denken. Stephans Qualitäten wogen da nicht mehr. Später, natürlich, schon bei unserm nächsten Wiedersehen, da war mir klar, was ich aufgegeben hatte. Doch da war es nicht mehr rückgängig zu machen. Stephans Liebe, seine Wärme, seine Achtung vor mir – all das hatte ich verscherzt. Weshalb? Um eines Traumbildes willen, das nicht standhielt.«

Hatte Beate sich nicht genauso ausgedrückt? »Für mich war nur noch wichtig geliebt zu werden. Damals hätte ich alles für ihn getan ...« Und wie war es ihr selbst denn ergangen? Bis zum Schluss hatte sie sich Sand in die Augen streuen lassen, hatte nicht glauben wollen, was sich doch immer deutlicher im Verhalten ihres Vaters abgezeichnet hatte. Nein, sie hatte nicht das Recht, Mutter oder Beate einen Vorwurf zu machen. Nicht, was die Gefühle diesem Mann gegenüber betrafen.

Sina sah ihre Mutter an, in deren Gesicht Schmerz und Resignation zu lesen war. »Ich bin ihm ähnlich, meinst du? Ich möchte gern ein Bild von ihm sehen, ja? Was ist aus ihm geworden? Hat er sich denn nie wieder gemeldet? Er hat doch gewusst, wie schlecht es dir ging. Er hätte vielleicht helfen können.«

»Doch, Sina, er hat sich gemeldet. Er hat mir vor kurzem einen

Brief geschrieben. Erinnerst du dich an den wunderschönen Abend, den wir uns einmal gemacht haben? Da hatte ich seinen Brief bekommen. Ich war so glücklich an dem Tag, wie gern hätte ich es dir erzählt, aber das ging ja nicht ... Lange Jahre ist er im Ausland gewesen. Er hatte selbst eine Beziehung zwischendurch, die nicht gehalten hat, weil er mich nie vergessen konnte. Nun ist er zurückgekommen. Weißt du, sein Brief, der war so wie früher. Er liebt mich immer noch, und er hat mir nichts nachgetragen. Vielleicht werden wir irgendwann noch einmal neu anfangen können. Aber deshalb weiß ich: auch wenn man noch sehr jung ist, kann eine Liebe für's Leben halten. So, wie du jetzt meinst, deinen Robin für alle Zeit und Ewigkeit zu lieben«..

»Wenn man das so hört, klingt es richtig romantisch«, sagte Sina versonnen. »Jedenfalls, was dich und Stephan angeht. Alles andre«, Ratlosigkeit überkam sie, und sie schüttelte den Kopf, »alles andre ist kaputt und verfahren. Ich muss dich noch so vieles fragen, Mama – da sind lauter Dinge, die ich nicht verstehe ...«

»Dann frag. Ich – ich werde antworten, auch wenn's mir schwer fällt.«

»Das mit dem Geld, zum Beispiel«, stieß Sina hervor. »Warum hatten wir immer so wenig Geld? Hat er nicht genug gezahlt für uns? Verdient haben muss er doch jede Menge.«

Birte Steinhardt war zusammengezuckt. Im ersten Moment machte sie eine abwehrende Bewegung, als wolle sie jedes weitere Wort abwiegeln, aber dann holte sie tief Luft. »Sina, doch, er hätte gezahlt, wenn man ihn gerichtlich dazu verurteilt hätte. Es – es lag an mir. Mein Anwalt hat mich förmlich auf den Knien angefleht, aber ich wollte das Geld nicht. Für mich hab ich allen Unterhalt abgelehnt. Und für euch – da hab ich noch nicht mal um den Höchstsatz gekämpft. Deshalb hatten wir so wenig Geld.«

Birte Steinhardt stützte den Kopf auf, und in ihrer Stimme klangen Trauer, Bitterkeit und Zorn. »Ich verlange nicht, dass du mich verstehst. Und seit einiger Zeit weiß ich, dass das wohl eine falsche Entscheidung war. Aber ich fühlte mich so gedemütigt und erniedrigt. Unterhalt für uns alle in voller Höhe – das hätte die totale finanzielle Abhängigkeit bedeutet. Und das konnte ich damals nicht ertragen.«

So war es also gewesen. Unkontrollierte Wut stieg in Sina auf. Durch die Schuld ihrer Mutter hatten sie jahrelang völlig unnötig sparen und geizen müssen. Ein untergeordneter Job, eine viel zu enge Wohnung in einer hässlichen Gegend, nie genug Geld für die Erfüllung ihrer Wünsche. Eigenmächtig hatte sie ihnen den berechtigten Unterhalt vorenthalten. Aber gleich darauf war ihre Wut wieder verraucht. So zu denken war nicht fair. Was hatte er ihr nicht alles angetan! Denn dass es stimmte, was Mutter ihr von ihrem Ehealltag erzählt hatte, das wusste sie nun – Beate hatte ja zugegeben, wie rücksichtslos und egoistisch er sich verhalten hatte. Grausam – so hatte Beate sich ausgedrückt. Nein, es war nicht fair. Es war nur so schwierig für sie, sachlich zu bleiben. Die Mauer aus Vorwürfen und Anschuldigungen zu überwinden.. Sina fand kein Wort des Verstehens. Sie schwieg.

Die Stille im Zimmer wurde drückend. Sina wagte nicht, ihre Mutter anzusehen, sie hatte Angst, ihr Blick könnte all ihre Gedanken widerspiegeln. Aber Birte Steinhardt hatte begriffen, und sie brach das Schweigen schließlich.

»Es geht noch nicht, oder?« Sie sagte es ruhig, fast behutsam. »Quäl dich nicht. Irgendwann, wenn du besser mit allem zurechtkommst, reden wir weiter. So lange werde ich warten.«

»Oh, Mama!« Die selbstlose Liebe, die in diesen Worten zum Ausdruck kam, rührte Sina an. Sie lief zu ihrer Mutter, umschlang sie mit beiden Armen und presste ihr Gesicht an ihre Schulter. »Nein, es geht noch nicht. Ich kann es nicht. Ich kann auch über ihn nicht sprechen. Dass er mir den liebenden Vater vorgespielt hat, obwohl er mich gehasst hat ...« Für einen Moment überwältigten sie ihre Gefühle, und sie schluchzte trocken auf, dann fasste sie sich wieder. »Aber du sollst wissen, dass ich nicht mehr sauer auf dich bin. Als – als das mit Jan passierte, da hab ich gemerkt, dass – dass auch ich so viel falsch gemacht habe. Dass ich ihn einfach machen ließ, ohne mich um ihn zu kümmern, obwohl er doch mein Bruder ist ... Und da – und da ... Welches Recht hab ich noch, dir Vorwürfe zu machen? Weißt du, Gott möchte, dass wir vergeben. Und das will ich lernen.«

Sina hob den Kopf und sah in die großen Augen ihrer Mutter.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck lag auf Birte Steinhardts Gesicht. Fest drückte sie Sina an sich. »Vergeben«, murmelte sie, »vergeben ... Ach, Kind ... Ich glaub, du bist mir um einiges voraus ...«

Wieder war es still im Zimmer. Aus der Wohnung unter ihnen dröhnten Fernsehgräusche, irgendwo weinte ein Baby. Die Uhr zeigte auf halb elf. Schließlich löste sich die Mutter von Sina, trat zum Fenster, zog die Vorhänge zu und sammelte die Kakaotassen ein. An der Tür, bevor sie in die Küche ging, drehte sie sich noch mal um.

»Übrigens, das weißt du noch gar nicht, Sina. Ich hab mir eine Woche Urlaub genommen. Gleich Montag werde ich zum Arbeitsamt gehen und mich beraten lassen, was für Möglichkeiten ich habe, wieder in meinem Beruf zu arbeiten. Und sobald sich irgendetwas abzeichnet, kündige ich. Damit ich diesen Job los bin!«

»Meinst du das ernst?« Sina riss es vom Sessel, eine freudige Erregung schwang in ihrer Stimme. »Mensch, Mama, das wär ja – super wär das. Megastark! Dann hättest du endlich eine Arbeit, die dir wieder Spaß macht. Und du verdienst genug eigenes Geld und bist auf niemanden angewiesen. Wir könnten in Urlaub fahren und uns vielleicht 'ne bess're Wohnung leisten und überhaupt ...« Sie brach ab, um Luft zu holen, und Birte Steinhardt musste lachen.

»Langsam, Sina, langsam, so weit sind wir noch nicht. Aber Recht hast du. Es wird Zeit, dass wir allmählich wieder auf die Füße kommen. Wie sagen die Politiker immer? Die Talsohle ist erreicht, nun geht es aufwärts.«

Und sie machte ein so entschlossenes Gesicht, dass Sina ihr glaubte.

Zehnuhrpause. Seit langem war es wieder mal ein klarer, sonniger Tag geworden, so dass Sina und Nadine sich ein ruhiges Eckchen auf dem Schulhof gesucht hatten. Beide waren merkwürdig schweigsam, nachdem sie sich über den Discobesuch ausgetauscht hatten. Sina wusste, dass sie Nadine noch von ihrer Entscheidung für Gott erzählen musste, aber sie fürchtete sich davor. Nadine hatte sich immer so spöttisch über Robins religiöse Einstellung geäußert. Sie fand den Anfang nicht. Nadine blieb ebenfalls einsilbig, egal, mit welchem Thema man ihr auch kam. Schließlich stieß Sina die Freundin in die Seite. »Du, was ist denn mit dir? Du hast doch was.«

Nadine wickelte ihr Brot aus, starrte misstrauisch auf den Belag von Fleischwurst und Salatblättern und stopfte dann alles achtlos in die rechte Jackentasche. »Immer dieses gesunde Zeug. Ich muss mal wieder dringend zu McDonald's oder in die nächste Frittenbude. Was hast du gesagt? Ja, stimmt, ich hab 'n Problem. Aber gehen wir lieber noch 'ne Runde, mir wird verdammt kalt. Wenn ich friere, kann ich nicht reden«.

»Mach es bloß nicht so spannend.«

Nadine holte tief Luft. »Wenn Robin mit dir schlafen will und du die Pille bräuchtest, würdest du vorher mit deiner Mutter drüber reden?«

»Robin?« Sina starrte sie an. »Bist du verrückt? Wie kommst du darauf?«

»Mensch, Sina, Robin oder ein anderer, das ist doch jetzt egal ... Wie ich darauf komme? Daniel will mit mir schlafen. Und vielleicht hat er ja auch Recht, wir kennen uns ja schon lange. Nur ...«

»Ja?« fragte Sina.

»Die Pille«, sagte Nadine ungeduldig. »Daniel will, dass ich mir die Pille verschreiben lasse. Ich selbst würd's ja auch nie mehr anders tun. Ich meine, Kondome mag ich nicht besonders. Und aufpassen und der Kram mit den fruchtbaren Tagen – das kannst du sowieso alles vergessen. Das geht doch bloß schief. Also, was bleibt mir erstmal übrig! Ich weiß nur nicht – soll ich es heimlich machen? Oder soll ich mit meiner Mutter sprechen, bevor ich zum Frauenarzt gehe? Was würdest du tun?«

»Ich – ich weiß nicht«, stotterte Sina. »Aber heimlich ... Willst du denn überhaupt mit ihm schlafen? Vielleicht kannst du ihn ja noch ein bisschen hinhalten?«

»Hab ich ja gehofft, aber Daniel wird allmählich ungeduldig. Und wenn ich schwanger werde, jetzt, wo ich meine Ausbildung anfangen will – bloß nicht. Wenn Robin wollte, dass du die Pille nimmst – würdest du ihm denn eine Abfuhr erteilen?«

Was sie nur immer mit Robin hatte. Sina hätte ihre Freundin am liebsten angeschrien. »Robin würde nicht wollen, dass ich die Pille nehme. Er würde auch nicht mit mir schlafen wollen. Er will noch nicht mal mit mir gehen.« Aber sie bezwang sich. Nadine

konnte nichts dafür, dass sie mit Robin nicht klar kam. Nadine brauchte eine Antwort, und die musste sie ihr geben.

Nur – welche? Vor kurzem noch hatte sie ähnlich gedacht. Wenn man eine feste Beziehung mit einem Jungen hatte, wollte man irgendwann auch sexuell mit ihm zusammen sein. Jetzt spürte sie, dass sich durch ihre Entscheidung für Gott auch hier etwas geändert hatte. Doch wie sollte sie Nadine begreiflich machen, was ihr selbst kaum klar war?

»Nadine«, begann sie zögernd, »ich muss dir was sagen. Ich – ich will jetzt an Gott glauben.« Sie brach ab und wartete mit angehaltenem Atem darauf, dass Nadine jetzt mit einem Redeschwall über sie herfallen würde. Das geschah nicht. Stattdessen starrte die Freundin sie verständnislos an.

»Ja und? Was hat das mit der Pille zu tun? Sina, bist du übergeschnappt?«

»Nein, bestimmt nicht. Aber«, Sina brach ab, setzte dann neu an, »aber wenn ich glaube, dass Gott mich liebt und mein Leben neu machen will, dann ist es doch nur fair, wenn ich auch in diesen Sachen nach seiner Meinung frage, oder? Und – und – Gott hat wahrscheinlich eine andere Vorstellung darüber, wie man Liebe und Sex und so am besten ausleben kann.«

»Was erzählst du da, Sina«, fassungslos schüttelte Nadine den Kopf »Du redest ja wie meine Cousine. Die ist katholisch und geht jeden Sonntag in die Kirche. Sie sagt, die Pille nimmt sie nicht, weil sie sowieso keinen Sex hat mit ihrem Freund. Erst, wenn sie mit ihm verheiratet ist. Angeblich ist das in Ordnung für sie. Dabei kapiert sie überhaupt nicht, dass sie noch im vorigen Jahrhundert lebt. Willst du etwa so werden wie sie? Das ist nicht wahr, Sina, das kann einfach nicht wahr sein.«

Sina schluckte. Es war so schwierig, hier die richtigen Worte zu finden. »Ich weiß über Gott noch nicht so viel wie deine Cousine, aber - das weiß ich ganz bestimmt, dass Gott – dass Gott nur Gutes für mich will. Und dass alles, was er sagt, einen Sinn hat und nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist. Ich ... Nadine, ich möchte wirklich versuchen, so zu leben, wie er es will, auch wenn das bedeutet, dass vieles anders werden muss. – Bitte, sei jetzt nicht sauer«, fügte sie leise hinzu.

»Ich bin nicht sauer«, sagte Nadine mit belegter Stimme, »ich muss mich nur daran gewöhnen, dass du fromm werden willst. Und dass du zu Sex plötzlich eine andere Meinung hast. Dann würde Robin natürlich auch nie von dir verlangen, dass du die Pille nimmst.« Sie zuckte mit den Schultern. »Schade, dass wir nicht tauschen können. Für meine Eltern wärest du jetzt die perfekte Tochter.«

Mit einmal fiel Sina ein, was sie noch sagen konnte. »Nadine, ob nun Pille oder nicht, aber tu bitte nichts hinter ihrem Rücken. Ihr versteht euch doch jetzt besser. Deine Eltern haben akzeptiert, dass du kein Kind mehr bist. Rede mit deiner Mutter. Bitte. Du darfst nichts verheimlichen, verstehst du? So – so kannst du nicht handeln, wenn du willst, dass sie weiter Vertrauen zu dir haben soll.«

Nadine schwieg einen Moment. »Du hast Recht«, erwiderte sie schließlich, »sie haben sich geändert, meine Eltern. Selbst mit meinem Vater komm ich besser aus, als ich mir je vorher gedacht habe. Wenn mich seine Macken mal sehr nerven, geh ich einfach aus dem Zimmer. Beim Abendbrot unterhalten wir uns sogar. Meine Mutter ruft ständig an. Die ist total glücklich, dass es so ruhig abgeht bei uns. Also, du meinst, nicht heimlich? Ich muss mir das alles nochmal gründlich überlegen ...«

In ihr Schweigen gongte es zum Pausenende. Nadine stieß einen ausdrucksvollen Seufzer aus und schüttelte dann energisch den Kopf »Weißt du was? Schluss mit dem ganzen Gelaber über Probleme hier und Probleme da. Willst du heute Nachmittag zu mir kommen? Mein Vater isst mit einem Geschäftsfreund im Restaurant, wir sind allein und können uns Pizza machen. Und als Nachtisch Schokoladenpudding.«

»Nicht Schokoladenpudding. Ich muss abnehmen.«

»Ich eigentlich auch. Also ohne Schokoladenpudding. Aber du kommst? Dann hören wir meine neueste CD. Für meine Mutter ist auch wieder eine Modezeitschrift da. Und kein Daniel und kein Robin, okay?«

»Okay. Kein Daniel und kein Robin« Sie lächelten sich zu. Dann rannten sie wie Kinder über den Hof zum Schulportal zurück.

Ulrike goss kochendes Wasser über die Teebeutel und stellte die

Becher auf den Tisch. »Der letzte Tag«, sagte sie. »Du wirst mir fehlen, Robin. Mit wem soll ich denn morgen hier sitzen und meinen Tee trinken? Wer weiß schon, wie lange es noch dauert, bis wir endlich einen Zivi kriegen. Und ob der so nett ist wie du?« Sie sah den Schmerz in Robins Gesicht und fügte schnell hinzu: »Noch kannst du zurück. Verlänger einfach um ein paar Wochen. Die Kids würden sich riesig freuen.«

Robin schüttelte den Kopf. »Bitte, mach es mir nicht noch schwerer, Ulrike. Ja, im Moment wünschte ich auch, ich würde hierbleiben können. Aber irgendwann müsste ich ja doch Abschied nehmen. Und mein Studium wartet. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, es zu unterbrechen, wenn das mit meiner Mutter nicht gewesen wäre.«

»Ich weiß. Der Mensch ist doch ein eigenartiges Wesen. Einerseits tut die Trennung weh, andererseits freust du dich auf zu Hause. Komm, lassen wir unsern Tee nicht kalt werden.«

Während sie tranken, unterhielten sie sich über Belangloses. Erst hinterher fragte Ulrike: »Sollen wir uns jetzt gleich verabschieden? Oder sehen wir uns nochmal, bevor du zurückfährst?«

»Ins KiJuHei werde ich nicht mehr kommen, Ulrike. Da hab ich ja heute schon Abschied gefeiert, und das war traurig genug. Ich hätte nie gedacht, dass es den Jugendlichen so nahe gehen könnte. Was hab ich denn schon groß getan in der kurzen Zeit? Was war ich für sie?«

»Ein sehr guter Freund, Robin, weil du zuhören und verstehen konntest. Und dass du so konsequent an Gott glaubst, hat sie sicherlich auch beeindruckt. Aber es stimmt, ich war auch überrascht von ihrer Reaktion. Mit den Mädchen hätte ich am liebsten mitgeweint. Nein, im KiJuHei tauchst du besser nicht mehr auf.«

Robin überlegte. »Wenn du am Wochenende zu Hause bist, könnte ich dich Samstag oder Sonntag kurz besuchen. Ich werde ja doch erst am Montag fahren. Und – das wollte ich dir jetzt bereits sagen, Ulrike: Es war eine gute Zeit.«

Sie schwiegen, wehmütig und nachdenklich, bis Ulrike aufstand.

»Machen wir den Laden dicht. Wäschst du ab? Dann schließe ich überall die Fenster. Kannst dir ja ein Andenken von hier mit-

nehmen, diesen angeschlagenen Becher zum Beispiel oder hier, das verrostete Messer. Sowas hast du bestimmt nicht bei dir daheim, dann weißt du gleich, dass dies vom KiJuHei stammt.«

Es war der blanke Galgenhumor, in den sich Ulrike rettete, aber sonst wäre sie wie die Mädchen vorhin in Tränen ausgebrochen. Wie gut es sich mit Robin gearbeitet hatte, wurde ihr erst jetzt klar, wo die Zeit mit ihm vorbei war. »Und ruf eben an, bevor du kommst, ja? Sonst stehst du nachher vergeblich vor meiner Tür.«

Wenige Minuten später stiegen sie in ihre Autos, und Ulrike fuhr als erste davon. Wieder war ein kleiner Abschnitt in ihrem Dasein zu Ende gegangen, wieder begann etwas Neues, auf das sie sich einstellen musste. Das Leben, so hatte sie mal gelesen, bestand aus Abschiednehmen. Abschied von Menschen, Abschied von bestimmten Situationen, Abschied von guten und weniger guten Zeiten. So war es nun mal. Sinnlos und kraftvergeudend, Vergangenen hinterherzutrauern, und eigentlich lag es auch nicht in Ulrikes Art. Nicht »Schade, dass du gehst«, sondern »Schön, dass du da warst«, das war ihr Motto. Und einiges von dem, was Robin gesagt, wie er gedacht und gehandelt hatte, würde nicht so schnell in Vergessenheit geraten ...

Heute Abend aber, beschloss sie, wollte sie als Trost mit ihrer besten Freundin essen gehen.

Nadines Mutter war vor zwei Tagen wiedergekommen. Obwohl Nadine alles in Ordnung gehalten hatte, machte ihre Mutter erstmal gründlichen Hausputz. Kopfschüttelnd sah Nadine ihren Bemühungen zu und protestierte schließlich. »Mum«, sie wählte mit Absicht die englische Anrede, denn für »Mama« fühlte sie sich mittlerweile zu erwachsen, »ich hab immer aufgeräumt und extra einen Tag vor deiner Rückkehr saubergemacht. So schnell kann gar nichts dreckig werden, dass du schon wieder putzen musst.«

Ihre Mutter lächelte beschwichtigend. »Ich weiß, ich weiß, Nadinchen, du hast dir die größte Mühe gegeben, und es hat ja auch gut geklappt mit euch. In deinem Alter sieht man einfach noch nicht alles. Aber das macht nichts, wirklich nicht. Wenn ich nicht da bin, und es läuft trotzdem problemlos, wäre ich ja überflüssig.« Sie lachte. »Ich muss doch schließlich noch was zu tun haben, oder?«

Was sie sagte, erinnerte Nadine an die Gedanken jenes Nachmittags, als sie auf ihren Vater gewartet hatte. Plötzlich verspürte sie das dringende Bedürfnis, mit ihrer Mutter darüber zu reden. »Sag mal, Mum, warum hast du dir nie ein eignes Leben aufgebaut? Ich meine, später, als ich alt genug war? Du hättest arbeiten und Geld verdienen können. Dann wärest du nicht von Papa abhängig und hättest wieder richtig zu tun. Jeden Tag nach Krümeln und Staubflocken suchen und einkaufen, das bringt's doch nicht. Dir muss doch total langweilig sein.«

Ihre Mutter sah sie erstaunt an. »Langweilig? Wie kommst du darauf? Natürlich gibt es jetzt weniger Arbeit als früher, wo du noch klein warst, aber es fällt immer noch genug an. So ein Haushalt macht sich nicht von selbst, Nadine. Kochen, waschen, bügeln – du weißt doch, dein Vater braucht jeden Tag ein frisches Hemd – wer sollte das denn tun, wenn nicht ich? Dafür bin ich doch da. Und ich tu es gerne. Frühmorgens zur Arbeit hetzen und irgendwann kaputt wiederkommen und dann noch den Haushalt erledigen – nein, das wär nichts für mich. Ich bin gern zu Hause.«

»Du musst ja nicht den ganzen Tag weg sein. Halbtags oder stundenweise, das würde ja auch reichen.«

Frau Reichmann schüttelte den Kopf. »Was du plötzlich hast, Nadine. Ich will doch gar nicht arbeiten.«

»Ich könnte nicht so leben wie du«, sagte Nadine da, »jeden Abend die Bons vorzeigen, damit er kontrollieren kann, wie du sein Geld ausgegeben hast. Dann lieber noch Toiletten schrubben oder am Band stehen.«

»Jetzt versteh ich, was du meinst«, sagte die Mutter leise. Sie schwieg einen Moment, dann legte sie Fensterleder und Tuch beiseite und sah Nadine an. »Weißt du, ich wäre früher gern Fotografin geworden. Ich habe immer viel fotografiert, war eine Zeit lang auch in einem Fotozirkel, und mein Kunstlehrer sagte oft, dass ich künstlerisch begabt war. Aber meine Eltern wollten nicht, dass ich solch einen unsicheren Beruf lerne. Sie schickten mich in eine kaufmännische Lehre. Acht Stunden an der Schreibmaschine – kannst du dir vorstellen, was das heißt? Ich fühlte mich wie lebendig begraben. Und als ich dann verheiratet war und mit dir schwanger und endlich kündigen konnte, kam ich

mir wie im siebenten Himmel vor. Ja, so war es, ob du es glaubst oder nicht. Damals schwor ich mir, unter keinen Umständen mehr ins Büro zurückzukehren. Für Papa war es normal, dass ich zu Hause blieb. Nie hat er verlangt, dass ich mitverdiene. Obwohl wir uns kein eigenes Haus leisten konnten und keinen BMW. Und weißt du, Nadine, deswegen bin ich ihm dankbar. Da nehme ich das mit den Bons und alles andre gern in Kauf. Arrangieren muss man sich in einer Ehe immer, das wirst du auch noch merken.«

»Ich werde nie heiraten. Sei ehrlich, Mum, du liebst Papa doch gar nicht mehr. Wenn du nicht verheiratet wärest, hättest du dich schon längst von ihm getrennt.«

»Nadine, bitte«, ihre Mutter wirkte verletzt. »Red nicht über Dinge, die du nicht beurteilen kannst.«

Nadine zuckte mit den Schultern. »Entschuldige, wenn ich dir zu nahe trete. Aber ich krieg doch mit, wie ihr euch immer streitet. Das hat doch mit Liebe nichts mehr zu tun.«

»Ich würde mich nie von deinem Vater trennen. Vielleicht ist es nicht mehr die große Liebe zwischen uns. Aber fast zwanzig Jahre wirft man nicht so einfach weg. Und meinst du, dein Vater könnte allein leben? Keinen Tag würde er ohne mich zurechtkommen. Man ist aneinander gewöhnt, Nadine, und das hat auch seinen Wert.«

Nadine schwieg. Nie zuvor war ihr aufgefallen, dass auch ihre Mutter in einer anderen Welt lebte. Genauso wie sie ihre Mutter nicht verstand, würde die die Tochter nicht verstehen. Dass Nadine mit einem Jungen schlafen wollte, ohne an eine feste Bindung zu denken, würde Mutter nicht begreifen. Hatte es da überhaupt Sinn, eine Diskussion über die Pille anzufangen?

Sie verschob das Problem. Heute jedenfalls mochte sie nicht darüber sprechen.

Sonntagnachmittag. Die Mutter hatte sich für einen Moment hingelegt, Jan war mit dem Fahrrad unterwegs, und Sina sah sich im Fernsehen ein Handballspiel an. Da läutete es an der Tür. Sina zuckte unwillkürlich zusammen und sah auf die Uhr. Wer mochte das sein, jetzt um diese Zeit? Sie ging, um zu öffnen, und stand Robin gegenüber.

Im ersten Moment wollte Sina ihren Augen nicht trauen. Sie starrte Robin an wie eine außerirdische Erscheinung. »Robin?« stammelte sie. »Was – wie – wie kommst du denn hierher? Und weshalb ...«

»Entschuldige, dass ich einfach so auftauche, ohne vorher anzurufen«, sagte Robin verlegen.

Robin hier – vor ihrer Wohnungstür. Sina musste sich gewaltig zusammennehmen, um einen halbwegs klaren Kopf zu bewahren. Sie würde ihn hineinbitten, natürlich, aber war das Wohnzimmer aufgeräumt? Und was würde er denken, wenn er sah, in welcher schicker Umgebung sie lebte? Zumindest die Wände hätten sie ja mal streichen können ... Aber nun war es auch egal.

»Komm rein«, sagte sie entschlossen und trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen.

Doch Robin schüttelte den Kopf. Er wirkte befangen, wie so oft, wenn er mit ihr zusammen war, und in seinem Gesicht zuckte es nervös. »Nein, ich dachte – ich wollte dich mitnehmen. Wir könnten irgendwohin fahren, wo es schön ist ... Hast du Zeit? Und möchtest du?«

»Zeit hab ich, ich muss nur meiner Mutter Bescheid sagen und mir was überziehen«, antwortete Sina, wobei sie den zweiten Teil seiner Frage geschickt umging. »Einen Augenblick, ich bin gleich soweit.«

Sie verzichtete darauf, ihre Mutter zu wecken, schrieb ihr nur einen Zettel »Robin hat mich abgeholt«, wobei sie Robins Namen dick unterstrich, kämmte sich die Haare und band sich mit fliegenden Händen ihr buntes Halstuch um, das ihr so gut stand. Die Jacke ließ sie offen, das Wetter war mild und sonnig. Gleich danach saß sie neben ihm im Wagen und führte ihn aus der Stadt heraus. Sie sprachen wenig während der Fahrt, wenn auch Sinas Gedanken sich wie Mühlräder in ihrem Kopf drehten. Sie wusste natürlich, dass Robin nicht einfach einen Sonntagsausflug mit ihr machen, sondern dass er mit ihr reden wollte. Worüber? War es etwas Positives? Oder etwas Schlimmes? Könnte es bedeuten, dass ... Ihr Herz krampfte sich zusammen, als ihr klar wurde, welche Möglichkeit sie einkalkulieren musste. Nur das nicht, nur das nicht, hämmerte es unaufhörlich in ihr, nicht heute, nicht jetzt! Aber ob heute oder

morgen oder übermorgen – es würde immer schrecklich sein. Das Ende von allem ...

Sie parkten den Wagen und gingen dann inmitten anderer Spaziergänger den Weg entlang, der sich in vielen Windungen zum Fluss herunterschlingelte. Unvermittelt begann Robin zu reden. »Sina, ich muss dir was sagen ...«

»Ja?« fragte Sina mühsam.

»Ich kehre wieder nach Hause zurück.«

Also doch. Für einen furchtbaren Moment hatte Sina das Gefühl, als drehe sich alles um sie. War Gott in solch einer Situation auch da? Konnte sie irgendwie und irgendwann damit fertigwerden, dass ...

»Ach ...«

»Warte, ich bin noch nicht fertig. Ich ...« Robin war stehengeblieben, und Sina versuchte, mit aller Gewalt die Fassung zu bewahren. Jetzt! Jetzt würde er erklären ...

»Sina, dass ich Christ bin, weißt du ja. Vielleicht hast du auch gemerkt, dass ich nach anderen Maßstäben lebe. Siehst du, ich kann einfach nicht heute mit dem Mädchen befreundet sein und morgen mit dem. Ich will etwas Dauerhaftes, was für ein ganzes Leben reichen kann. Mittlerweile fühle ich mich reif dafür. Und ich habe immer geglaubt, man müsste ein bestimmtes Alter erreichen, um für solch eine Beziehung reif zu sein. Heute denke ich, das war vielleicht naiv von mir. Denn ...«

Er schluckte und sah sie an, als warte er darauf, dass sie ihm weiterhalf. Doch Sina war nicht in der Lage, zu antworten oder eine Frage zu stellen. Sie schwieg, bis er sich entschloss, weiterzusprechen.

»Denn ich lernte dich kennen, Sina, und ich mochte dich sofort. Ja, ich weiß, ich hab es dich nicht merken lassen, und wenn, dann hab ich dich gleich wieder zurückgestoßen. Es tut mir Leid, du musstest ja denken, ich spiele mit dir ...« Er seufzte tief. »Das wollte ich nicht, wirklich. Natürlich spürte ich irgendwann, dass du mich auch magst. Aber du bist noch so jung. Du wirst noch so viele Jungen kennen lernen. Kann ich denn da von dir verlangen, dass du dich ernsthaft bindest? Denn mir ist es ernst, Sina, mir ist es sehr ernst ...«

Sie waren stehen geblieben und schauten sich an, Sina am ganzen Körper zitternd. Sie konnte ihn auch nicht mehr zu Ende reden lassen, leidenschaftlich fiel sie ihm ins Wort.

»Robin, mir ist es genauso ernst wie dir. Was macht es denn, dass ich erst siebzehn werde? Ich würde dich nie vergessen können, nie!« Ruhiger fügte sie hinzu: »Es gab vor dir schon andere Jungen, und bei keinem hab ich das gefühlt, was ich bei dir fühle. Und ich bin kein kleines Mädchen mehr, Robin.«

»Ja, das habe ich gemerkt. Als du bei mir warst – weißt du noch? Du erzähltest, du seiest Christ geworden und fragtest, wie es mit dem Vergeben ist. Ich werd das nicht vergessen – da war alles anders als sonst. Du hast dich verändert, Sina. Durch all den Kummer mit deinem Bruder und deinem Vater bist du plötzlich erwachsen geworden. Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich dich nicht nur liebe, sondern auch respektiere. Und dass ich nicht gehen kann, ohne es dir zu sagen. Aber das Problem bleibt ja. Du bist noch sehr jung. Welches Recht habe ich denn, dich an mich zu fesseln?«

Sina schwieg einen Moment. Unzählige Entgegnungen lagen ihr auf den Lippen, aber ihr war klar, dass keine von ihnen, auch nicht die glühendste Liebesbeteuerung, Robin überzeugen würde. Was konnte sie sagen? Wie konnte sie glaubhaft machen, dass sie trotz ihrer noch nicht siebzehn Jahre zu wissen meinte, was sie wollte? War es nicht verrückt? Sie hörte die Worte, die sie sich seit Wochen ersehnt und von denen sie geträumt hatte, Tag und Nacht, und alles hätte so schön werden können. Und jetzt musste sie darum kämpfen, dass Robin ihr auch ihre Gefühle für ihn abnahm.

Er sah sie immer noch an, eine stumme Bitte um Hilfe in seinen Augen, und plötzlich fiel ihr ein, was sie antworten könnte. Ihre Stimme klang rau und zitternd, aber sie zwang sich zur Ruhe. »Robin, meine Mutter hat mir erzählt, dass sie – dass sie nicht älter war als ich, als sie sich ernsthaft verliebt hat.«

Er runzelte die Stirn, offenbar befremdet über den plötzlichen Themenwechsel. Doch er ging darauf ein. »Und in wen?«

»In Stephan, ihren ersten Freund. Du weißt doch, der Mann, der mein wirklicher Vater ist. Sie wollten heiraten. Ich hab dir ja

erzählt, wie das war, und warum sie nicht ihn, sondern – sondern Roman Steinhardt geheiratet hat. Aber eigentlich hat sie immer nur Stephan geliebt Sie hat ihn nie vergessen, obwohl sie ewig nichts mehr von ihm gehört hat. Und er hat sie auch nie vergessen. Vor kurzem kam nämlich ein Brief von ihm, und sie hat sich drüber gefreut, als wär's ihr erster Liebesbrief gewesen. Sie war erst sechzehn, aber sie hat nie aufgehört, ihn zu lieben. – Robin«, sagte sie fast schüchtern, »du sagst doch immer, wir können Gott vertrauen. Warum denn nicht auch jetzt? – Ich mag dich nämlich wirklich sehr gern«, setzte sie noch leise hinzu, »und ich glaub nicht, dass sich das ändern wird ...«

Robin atmete tief durch, und in seinem Gesicht spiegelte sich Erleichterung. »Ja? Und deine Mutter war auch nicht älter? Und es ist für dich keine Belastung? Aber du hast Recht. Wir können Gott in allem vertrauen. Und ich bin wohl jemand, der sich ziemlich schwer tut in solchen Dingen. Da kannst du mir vielleicht helfen. – Auf jeden Fall, Sina, habe ich dich sehr lieb ...«

Er legte die Arme um sie und barg gleichzeitig seinen Kopf an ihrer Schulter, und für einen Moment hatte Sina das Gefühl, als wäre sie am Ende eines langen Weges angekommen. Eine Sehnsucht war mit einmal gestillt. »Das soll uns erstmal reichen, Sina. Wir haben Zeit – wir haben alle Zeit der Welt ...«

Sie musste ihn noch so viel fragen. Wie es mit seiner Mutter ausgegangen war, wann er nach Hause zurückkehrte, was genau er eigentlich studierte und tausend andere Kleinigkeiten. Sie wusste ja kaum was von ihm. Aber das würde sie später noch tun.

Jetzt war nur dies wichtig: Dass sie hier ging, mit Robin, ihre Hand in der seinen.

Montagmittag. Als Sina aus der Schule kam, steckte die Post schon, wie üblich, im Briefkasten. Reklamesendungen, Kontoauszüge und ein Brief an sie. Sina sah sich den Absender genauer an. Die HNO-Praxis, der sie vor einiger Zeit ihre Bewerbungsunterlagen geschickt hatte.

Sina ging nach oben, schloss die Wohnungstür auf, hängte ihre Jacke an den Haken. »Hi, ich bin's«, rief sie, und von irgendwoher antwortete Jans Stimme. »Hi.«

»Mama noch nicht da?«

»Nee. Essen soll'n wir uns selbst machen, heute Abend gibt's warm. Steht alles auf Zettel.«

Sina stellte ihren Rucksack ab und legte die Post für die Mutter neben das Telefon. Den Brief vom Arbeitsamt nahm sie in ihr Zimmer. Sie schaltete das Radio an, ließ sich dann auf ihr Bett fallen, öffnete den Brief und las ihn.

Die Praxis beschäftigte grundsätzlich erst Auszubildende ab 18 Jahren. Aber das Zeugnis und die Bescheinigung über das Praktikum hatten einen guten Eindruck hinterlassen. Sina sollte sich auf jeden Fall persönlich vorstellen. Wenn sie in der Lage war, das eine Jahr zu überbrücken, könnte eventuell ein Ausbildungsvertrag zustande kommen.

Sina steckte den Briefbogen in den Umschlag zurück, verschränkte die Arme über ihrem Kopf und starrte in den blauen Himmel hinein. So ging es weiter, immer weiter. Schien heute alles hoffnungslos und ohne Ausweg, öffneten sich morgen wieder neue Möglichkeiten. Es war nie ganz zu Ende. Das zu wissen, tat gut.

»Lieber Robin ...«

Sina hielt inne. So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt. Zwei Karten waren nun schon von Robin eingetroffen, und in der letzten hatte er sie eindringlich gebeten, ihm doch bitte zu antworten.

»Ich möchte schließlich wissen, wie es dir geht. Auch wenn du nicht gerne schreibst – tu es doch bitte meinetwegen.«

Aber sie hatte es aufgeschoben, Tag für Tag, bis heute. Sie war keine talentierte Briefschreiberin, Orthografie lag ihr auch nicht besonders. Robin kannte sie doch kaum, jeder Eindruck von ihr, auch der eines ungeschickten und fehlerhaften Briefes, würde sich ihm für alle Zeiten einprägen. Lachhaft, wie sie hier saß und stundenlang über ein Wort grübelte. Aber zum Lachen war ihr nicht zumute, im Gegenteil. Sie biss die Zähne zusammen. Los jetzt, sie musste endlich anfangen.

»Lieber Robin! Danke für deine Karte. Mir geht es gut ...«

Erneut stockte sie. Nein, das stimmte ja gar nicht. Seit ein paar Tagen ging es ihr alles andere als gut. Sie ließ den Stift sinken und stützte den Kopf schwer in die Hände, während sie nachdachte. Da war Roman Steinhardt. ›Vater‹ konnte sie ihn nicht mehr nennen. Bis zum Schluss hatte sie gehofft, entgegen jeder Vernunft, sie könnte ihn zurückgewinnen. Er würde ihr sein Verhalten erklären, wenn sie ihn darum bäte, er würde es nicht zu einem endgültigen Bruch kommen lassen ...

Oh ja, sie wusste genau, sie hätte ihm vergeben. Allen Zorn hätte sie über Bord geworfen, wenn er nur irgendein Wort des Bedauerns oder des Einlenkens geäußert hätte. Aber er hatte noch nicht mal mit ihr reden wollen. Er hatte sich verleugnen lassen. Und als sie nicht aufhörte, hinter ihm herzutelefonieren, als sie es sogar über seine Firma versuchte, hatte er ihr durch seine Sekretä-

rin bestellen lassen, dass er keinen Kontakt mehr zu ihr wünsche. Es war zu Ende. Er hatte die Verbindung abgebrochen. Jahrelang hatte er sie benutzt, nur um ihrer Mutter zu schaden, und nun, da sie über alles Bescheid wusste, da es keinen Sinn mehr hatte, ihr was vorzuspielen, gab er sie auf. Ohne eine Möglichkeit, ihn nach dem »Warum« zu fragen. Ja, er war hart und rücksichtslos. Sie hatte es doch nun von verschiedenen Seiten gehört. Dass es trotzdem so schmerzte! Jetzt, wo sie wirklich betroffen war, hautnah und persönlich, mehr als je zuvor ...

»Lieber Robin, er will mich nie mehr sehen ...«

Konnte sie das so schreiben?

»Aber das hast du doch eigentlich gewusst«, würde er vielleicht antworten, und alles, was ihr zu sagen bliebe, wäre: »Ja, aber ich hab eben gehofft, dass es nicht wahr ist. Ich hab einfach gehofft ...«

Nein, so konnte sie nicht schreiben. Nicht mal Robin konnte sie ihre widersinnigen Gedanken und Sehnsüchte anvertrauen. Nicht auf dem Papier, nicht ohne dass sie die Möglichkeit hätte, ihn dabei anzuschauen und ihn in ihrem Gesicht lesen zu lassen, was sie ihm durch Worte nicht zu vermitteln vermochte. Und vielleicht würde er sie dennoch nicht begreifen. Wie auch? Begriff sie sich denn selbst noch? Nur das wurde Sina allmählich klar, dass sie sich nun daran gewöhnen musste, ohne einen Vater auszukommen. Da war keiner mehr, der ihr Geschenke machte, keiner mehr, auf den sie stolz sein konnte, keiner, von dem sie einfach erzählen konnte wie andere auch. Da existierte kein Vater mehr. Und ob der, der ihr wirklicher Vater war, jemals in ihrem Leben eine Rolle spielen würde, stand heute noch in den Sternen.

Dies zu lernen würde schwerer für sie sein als jede Mathematik-aufgabe ...

Was gab es sonst zu berichten?

Sina schob ihren Block von sich, als sie merkte, dass sie in den nächsten fünf Minuten doch keinen Satz zustande kriegen würde. Sie lauschte nach drüben, ins Wohnzimmer, wo ihre Mutter seit Tagen allabendlich am neuen Computer saß, um sich einzuarbeiten. Dies, so hatte man ihr auf dem Arbeitsamt erklärt, sei

inzwischen Grundvoraussetzung für jede Bürotätigkeit. Davon könnte sie natürlich erzählen, dass sich ihre Gespräche nur noch um computertechnische Begriffe drehten, und wie euphorisch Mutter jedes Mal reagierte, wenn der Rechner auch tat, was sie von ihm verlangte. Zusätzlich nahm sie einmal in der Woche an einem Kurs teil.

»Meine Mutter ist richtig gut drauf in letzter Zeit, gar nicht mehr müde und abgeschlafft ...« Das war eine positive Nachricht. »Alles andre lassen wir vorläufig ruhen.« Das stimmte auch. Immer noch fühlte Sina sich nicht in der Lage, mit ihrer Mutter ein grundsätzliches Gespräch zu führen, und ihre Mutter versuchte, es zu akzeptieren. Eine Lösung war dies natürlich nicht, das wusste Sina.

Weiter. Sollte sie von Jan schreiben? Wie sehr er sich verändert hatte? Dass er sich in der Schule merklich besserte, seine Videospiele kaum noch anrührte und nun öfter im Haushalt half? Dass er aber unglücklich und ruhelos wirkte? Sina erinnerte sich an das eine Gespräch mit ihm, in dem er ihr gestand, dass er nicht vergessen konnte, was er getan hatte. Als sie ihm von Gott erzählte, hatte er den Kopf geschüttelt. »Und sowas glaubste echt? Mensch, das ist doch bloß Spinnerei.« Dann aber, leiser, hatte er hinzugefügt: »Nur, wenn das stimmt, wenn wirklich irgendwo 'n Gott lebt, der sich um mich kümmert ... Das wär geil. Voll geil wär das.« »So hab ich auch mal gedacht, Robin, weißt du noch? Bis ich mich entschlossen habe, einfach zu glauben ...«

Ihre Beziehung zu Beate würde ihn interessieren.

»Wir haben nie ganz aufgehört, miteinander zu reden«, dachte Sina. »Aber ob ich das wirklich hinkriege, ihr zu vergeben? Es kommt doch immer wieder hoch, was zwischen uns gewesen ist. Nein, du hattest Recht, Robin, von uns aus können wir das nicht. Oft bin ich so sauer und gefrustet, dass ich alles hinschmeißen könnte, und dann schrei ich Mutter an oder knall mit den Türen oder mach sonst was. Aber manchmal, da schaff ich es, mich nicht aufzuregen. Oder ich verzieh mich in mein Zimmer. Ich hab übrigens angefangen, in der Bibel zu lesen. Und wenn ich das so lese, wie viel Jesus damals aushalten musste, und dass er die Menschen trotzdem geliebt hat und ihnen verziehen, dann – ja, dann werd ich

wirklich ruhiger. Sogar zu dem Jugendkreis von deiner Kirchengemeinde war ich schon ein paarmal.«

Sina erinnerte sich daran, wie schwer es ihr zuerst gefallen war, dorthin zu gehen, und wie fremd und allein sie sich gefühlt hatte. Aber allmählich kam sie besser zurecht. Und sie merkte, dass ihr die Treffen von Mal zu Mal wichtiger wurden. Sie war mit Menschen zusammen, die wie sie an Gott und die Bibel glaubten. Sie konnte mit ihnen reden und ihnen zuhören. Sie wagte sich jetzt auch sonntags in den Gottesdienst. Und es tat gut, herzlich begrüßt und aufgenommen zu werden – nicht, weil sie eine Freundin von Robin war, sondern um ihrer selbst willen ...

Robin. Sina stand auf, trat zum Fenster und sah auf die nachtdunkle Straße hinunter. Konnte sie ihm schreiben, wie sehr sie ihn vermisste? Dass das KiJuHei ohne ihn nicht mehr dasselbe war? Dass sie unzählige Male das Foto von ihm anschaute, das er ihr geschenkt hatte, und sich immer wieder jede Begegnung, jedes Gespräch mit ihm ins Gedächtnis zurückrief? Dass sie sich nach ihm sehnte mit allen Fasern ihres Herzens und doch Angst hatte, irgendwann sein Bild, sein Gesicht zu verlieren? Dass sie Zweifel quälten, ob ihre Beziehung der langen Trennung und der weiten Entfernung standhalten würde? Sina fürchtete nicht nur für Robin, der durch sein Studium täglich mit Dutzenden von Mädchen zusammenkam, nein, sie fürchtete auch für sich selbst.

»Ich würde dich nie vergessen«, hatte sie gesagt und es auch hundertprozentig ehrlich gemeint. Aber Robin war weit weg, und was, wenn ein anderer ankam, bereit, Robins Platz einzunehmen?

Nein, das konnte sie ihm nicht schreiben, jedenfalls nicht jetzt, in ihrem ersten Brief. Sie kannte ihn so wenig, sie wusste noch nicht, was ihn verletzte oder traurig machte. Damit musste sie vorläufig allein fertig werden. Damit und noch mit vielem anderen. Aber würde sie es schaffen?

Sina presste ihr erhitztes Gesicht an die kalte Scheibe, während sie zurückdachte. Sie sah sich und Robin im KiJuHei, mal froh und voller Optimismus, dann wieder zutiefst unglücklich und niedergeschlagen. Sie erinnerte sich auch an jenen Nachmittag, wo Robin sie zum ersten Mal mit der Bibel konfrontiert hatte. »Wer

an mich glaubt, ist klug, denn auf mich könnt ihr euch immer verlassen ...« Und an seine eigene Erklärung von Gottes Kraft. Lange stand sie noch so, tief in Gedanken versunken.

Dann jedoch, endlich, wusste sie, wie sie ihren Brief anfangen sollte.

Sina wandte sich vom Fenster ab, setzte sich an ihren Schreibtisch, zog den Block näher zu sich heran, nahm den Stift auf und begann zu schreiben.

»Lieber Robin! Danke für deine Karte. Du fragst mich, wie es mir geht, und ich muss dir sagen, nicht besonders gut. Die Probleme sind immer noch da oder vielleicht noch größer geworden. Aber seitdem ich weiß, dass Gott mich liebt und nur Gutes für mich möchte, kann ich Hoffnung haben. Auf ihn will ich vertrauen ...«

Und dann schrieb sie weiter, ohne abzusetzen.



A. Hartmann
Noras Suche

Taschenbuch

128 Seiten
ISBN 3-89397-457-1

Für eine junge Frau entwickelt sich das Leben immer mehr zum Alptraum – Einsamkeit, Angst, Unverstandensein und ein tiefes Misstrauen allen Menschen gegenüber bestimmen ihre Gefühle.

Das Elternhaus empfindet sie als freudlos und bedrückend, die Figur macht ihr Probleme, zum Lernen fehlt weitgehend die Konzentration. Sie zieht sich immer mehr in ihre eigene Welt zurück.

Es gibt nur eine Befriedigung, einen Trost – das Essen, auch wenn danach regelmäßig das schlechte Gewissen und die Angst vor Entdeckung quälen.

Schleichend wird aus der Gewohnheit eine Sucht und ein Teufelskreis beginnt!

Gibt es einen Ausweg?



W. Bühne
Tanz am Abgrund

Taschenbuch

128 Seiten
ISBN 3-89397-470-9

Peter – ein ganz normaler Donnerstag – doch der Schuss auf eine menschliche Zielscheibe verändert ein Leben für immer ...

Michael – ein Schrei nach Liebe, der in die Finsternis führt und fast in der Verzweiflung endet ...

Eva – ein Leben zum Kotzen – trotz der tiefen Sehnsucht nach der Wärme und Geborgenheit einer Familie ...

Walter – der Armut entronnen – im Besitz von Macht, Geld und Frauen, und dennoch weit entfernt vom Glück ...

Michael – die Faszination der Gewalt und das bittere Ende, als ein Hooligan ihr wahres Gesicht erkennt ...

Fünf Menschen stehen vor der Frage: »Bin ich geboren, um zu sterben?« – und finden am Ende doch das wirkliche Leben.



W. MacDonald
Das tat Gott

Hardcover

128 Seiten

ISBN 3-89397-364-8

Das Buch möchte Menschen, die sich selbst als »religiös« bezeichnen würden, aufzeigen, was Gott für sie getan hat. Es stellt die Herrlichkeit der Gnade Gottes vor und erklärt, wie der große Gott durch den stellvertretenden Tod seines Sohnes das Problem der Sünde gelöst hat. Auch der Gegensatz zwischen Gesetz und Gnade kommt ausführlich zur Sprache. Anhand der Bibel wird gezeigt, was eigene Werke und Gottes Werke mit der Erlösung zu tun haben.

Als gebundenes Buch mit vielen Fotos und graphischen Illustrationen ein ideales Geschenk für Krankenbesuche usw.